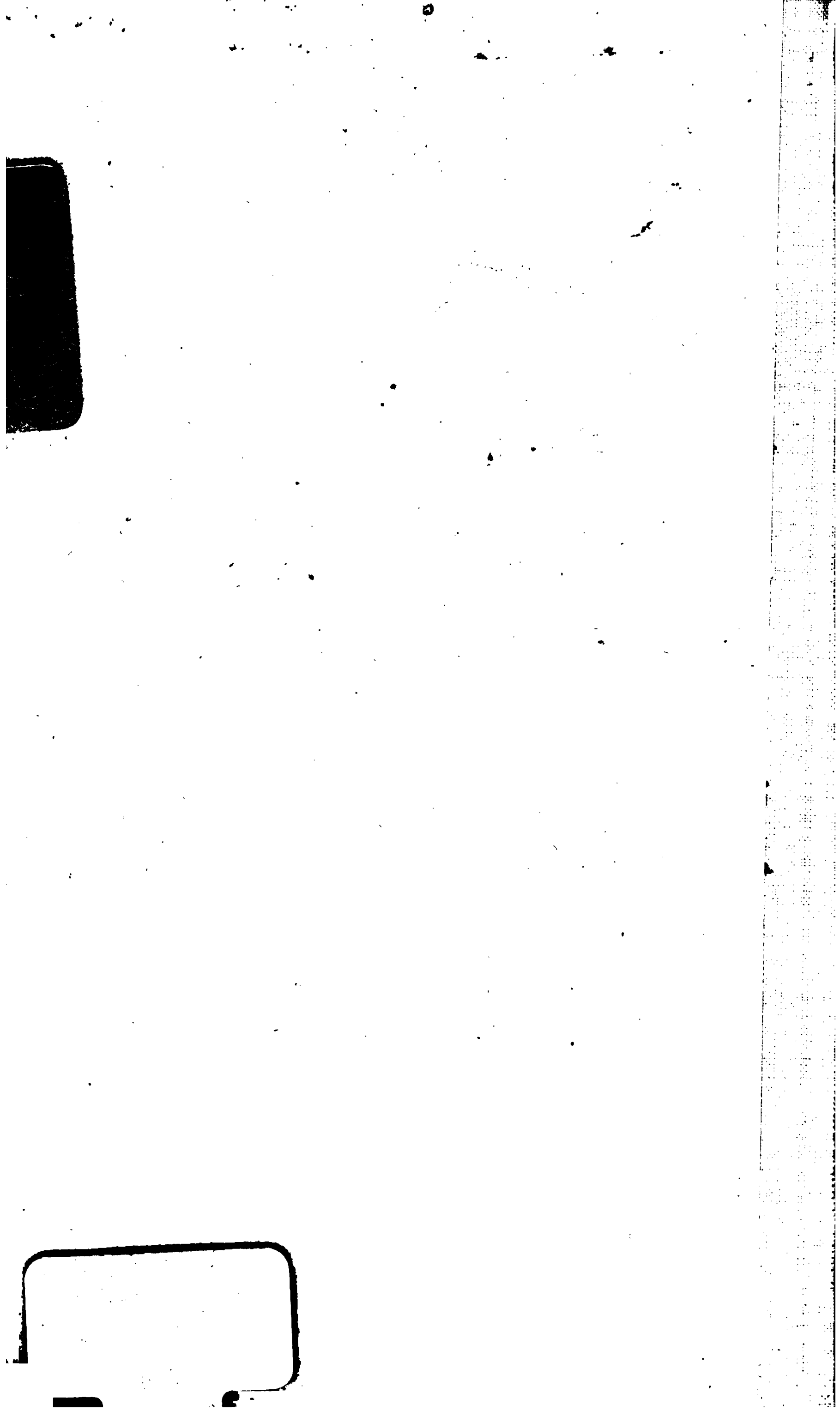
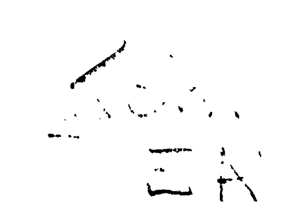




H. C.

Dieses Buch ist dem Schutze des Publicums empfohlen.

New York Freie Leihbibliothek.

Ottendorfer Branch, 135 Second Ave.

JEDER Bewohner der Stadt New York, über zwölf Jahre alt, der genügende Referenzen bringt, kann ein Buch erhalten.

Man kann auf ein Mal nur einen Band aus der Bibliothek entnehmen, und dieser Band muss mit der Bibliothekkarte des Applikanten, in der, durch die Regeln festgesetzen Zeit, zurückerstattet werden.

Kein Buch darf länger als zwei Wochen behalten werden. Für jeden weiteren Tag ist ein Cent Strafe zu zahlen. Nicht zurückgebrachte Bücher werden abgeholt auf Unkosten des Entlehnenden, welcher kein anderes Buch haben kann, bis alle Gebühren bezahlt sind.

Jedes Buch kann einmal auf zwei weitere Wochen erneuert werden, wenn zur Zeit, oder vor Ablauf des Datums der Rückgabe, Applikation dafür gemacht wird.

Die Zeit für die Auslieferung und die Rückgabe der Bücher ist von 9. A. M. bis 9. P. M. an Werktagen. Sonntags von 4. P. M. bis 9 P. M.

Die Entlehner welche dieses Buch mit Bleistift oder Tinte beschrieben, zerrissen oder sonst beschädigt finden, sollen bei dem Bibliothekar Anzeige davon machen.

J. G. Kohl's

Reisen in Deutschland.

Erste Abtheilung:

Reisen im südöstlichen Deutschland.

Erster Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1852.

Reisen

 im

südöstlichen Deutschland

von

J. G. Kohl.

Zwei Bände.

Erster Band.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1852.

Vorrede.

Man kann alle die Staaten, Länder und Provinzen, die wir bisher als unser „deutsches Vaterland“ zu betrachten gewohnt waren, sehr bequem und naturgemäß nach den Weltgegenden in vier Gruppen zerfallen lassen:

Erstlich in eine nordwestliche, zu welcher alle Gebiete an der Nordsee, an der mittleren und unteren Elbe, der Weser, der Ems und an dem mittleren und unteren Rheine gehören. Man könnte sie die deutschen Nordseeländer nennen.

Zweitens in eine nordöstliche Gruppe, zu welcher alle deutschen Länder an der Oder, der Weichsel und den Küsten der Ostsee zu rechnen wären. Man könnte sie das baltische Deutschland nennen.

Drittens in eine südwestliche Gruppe, in welcher alle deutsche Staaten am oberen Rheine, am Main und an der obern Donau zusammenzufassen wären.

Viertens in eine südöstliche Gruppe, in die man alle deutschen Länder an der obern Elbe, in dem mittleren Donau-Gebiete und bis zum adriatischen Meere hinab zusammenfassen kann.

Mit Rücksicht auf diese Vorstellung von der geographischen Eintheilung Deutschlands habe ich den Titel der hier vorliegenden Schilderungen von Ausflügen in das Erzherzogthum Oestreich, in Steiermark, Krain und nach Triest am adriatischen Meere, welches mir als Ziel- und Endpunkt dabei vorschwebte, gewählt.

Mit beständiger Rücksicht auf mein Vaterland habe ich alle kleinen Reisen, die bisher auszuführen mir gelang, unternommen. Reisen im Vaterlande selbst schwebten mir immer als das Höchste und Nützlichste vor. Doch ist es dem Reisenden besonders schwer, unter Landsleuten den Standpunkt des objectiven Beobachters immer festzuhalten; fast so schwer, wie bei der Selbstbeobachtung. Sollten aber die wenigen Samenkörner der Erkenntniß, die ich auf meinen Ausflügen ins südöstliche Deutschland sammelte, und die ich hiermit dem geneigten Leser darbiete, einigermaßen neu und des Aufhebens werth befunden werden, so würde mich dieß in hohem Grade ermuntern, mit frischem Muthe und hoffentlich dann auch mit besserem Erfolge die anderen bezeichneten Gruppen der geliebten deutschen Gauen zu durchpilgern.

Dresden, im Juli 1851.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Reise von Dresden nach Ischl.

Seite

1) Im Erzgebirge 3
2) Chemnitz, Zwickau 8
3) Von Sachsen nach Baiern 15
4) In Nürnberg 21
5) Dampffahrt auf der baierischen Donau 27
6) In Regensburg 42
7) Bis Passau 47
8) Auf der Donau von Passau nach Linz 56

II. Das Salzkammergut.

1) Auf die Hohe Schrott 69
2) Auf dem Schafberge 100
3) Ueber den Hengst 130
4) Zum Dachstein=Gletscher 158
5) In der Gosau 210
6) Die Protestanten in Oberöstreich 218

III. Fahrt durch Ober-Steiermark und Nieder=Oestreich.

1) Durchs Enns=Thal 261
2) Die Eisenschmelzer und Köhler von Hieflau 266
3) Das Thal der steirischen Salza 276
4) Weichselboden, Ring und Hölle 281
5) Brandhof 289

6) Maria-Zell und seine Wallfahrten 294
7) Das Traisen-Thal 321
8) Das Stift Göttweih und Schloß Dürrenstein 346
9) Die Eisenbahn am Semmering 363

IV. Ober-Krain.

1) Von Laibach nach Krainburg 409
2) Die Landschaft Veldes 418
3) In die Wochein und zur Save-Quelle 427
4) Das Wurzener Thal 439
5) Auf der Gränze von Krain, Kärnthen und Friaul 445

I.

Reise von Dresden nach Ischl.

1. Im Erzgebirge.

Mit einem sächsischen Bäuerlein fuhr ich quer über den breiten Landrücken dahin, mit dem das Erzgebirge nach Norden sich abwärts senkt.

Am äußersten Fuße dieses Rückens, da wo die Thäler weiter und offener werden, liegt eine Reihe großer und blühender Städte: Dresden, Freiberg, Chemnitz, Zwickau. Aber auf der Höhe der Böschung, wo wir jetzt fuhren, — es war etwa die Mitte des ganzen erzgebirgischen Abhanges, — da giebt es nur noch kleine Ortschaften, Dörfer und wenig bevölkerte Gebirgsstädtchen.

Die Leute nennen hier diese Gegend das „Mittelgebirge." „Erzgebirge" vorzugsweise nennen sie den hohen und waldigen Kamm der ganzen Hebung längs der böhmischen Gränze. Drittens endlich, sprechen sie auch noch vom „Niederland", womit sie die Ebenen jenseits Dresdens, Freibergs, und bei Chemnitz bezeichnen. Weil die höheren Partien des Erzgebirges mehr oder weniger rauh und unfruchtbar sind, so verbinden sie, wie es mir scheint, auch mit dem Namen „Erzgebirge" den Begriff von „unfruchtbar". Wenigstens gab mir ein hiesiger Bauer, als ich ihn befragte, ob ein gewisser Ort nach der Meinung der

Leute schon zum „Erzgebirge“ gerechnet würde, die Antwort: „Nein, dies Dorf ist noch nicht „„erzgebirgisch““, das ist noch gut!“

Der Ackerbau ist hier ziemlich kümmerlich, der Hafer sehr klein, der Flachs sehr kurz, der Roggen sehr dünn, und Weizen ist gar nicht vorhanden. Der Boden ist leicht erschöpft, und sie müssen ihm sehr lange Brachen geben. In einigen Dörfern sagten mir die Bauern, sie ließen ihre Aecker 13 Jahre lang brach liegen. Dann bekäme das Land eine ganz dicke Narbe, die nicht mit dem gewöhnlichen Pfluge, sondern nur mit eisernen Hacken wieder gelockert werden könnte.

Die Landleute haben daher auch überall irgend eine industrielle Beschäftigung zu Hülfe genommen, um ihre Subsistenzmittel zu mehren. Jede dieser industriellen Beschäftigungen herrscht in einem gewissen Kreise oder Verbreitungsbezirke, so daß es von Dresden an durch das ganze Erzgebirge hin bis an die baierische Gränze eine Menge kleiner Fabrikdistrikte oder Industrielandschaften giebt, deren Gränzen fast so scharf geschieden sind, wie die politischen Gränzen der Staaten. Von Dresden oder von der Elbe her, wo der Ackerbau anfangs noch gut ist, beginnen zuerst einige rohere Industriezweige. In einem Striche von 6 bis 7 Quadratmeilen beschäftigt sich alle Welt mit dem Strohflechten, in einem anderen mit dem Weben und Spinnen. Je weiter man nach Westen ins Gebirge hineinkommt, desto ärmer werden Land und Leute, und desto kunstvoller und raffinirter ringt die Industrie. Es kommen die Spitzen und die musikalischen Instrumente. — Die Leute, mit denen ich unterweges sprach, wußten mir immer genau anzugeben, wo eine gewisse Industrie beginne oder aufhöre. „Hier“, sagten sie, „ist das Flechten alle! hier ist schon das Spinneland! aber opigt Sayda, da fängt gleich das Klöppeln an.“ —

„Opigt“ oder „obigt“ ist ein hiesiger Provinzialismus für „oberhalb“.

Wir kamen vor einem Dorfe „Elend“ vorbei, das, wie die Leute erzählten, seinen Namen im dreißigjährigen Kriege bekam. Früher hieß das Dorf anders, damals wurde es aber ganz verbrannt und zerstört, und es wurden so viele Menschen, Soldaten sowohl als Bauern, darin ums Leben gebracht, daß der siegreiche General, als er in das eroberte Dorf hineinritt, und bemerkte, daß sein Pferd überall in Blut trat, ausrief: „O du mein Elend!“ daher denn die Bauern, als sie ihr Dorf wieder herstellten, dieses Wort des Generals auffaßten, und ihrem Dorfe als Namen gaben.

Zu Nacht blieb ich in Frauenstein, das, an einen mit einer alten Schloßruine gekrönten Felsenberg gelehnt, recht einsam, aber schon von Weitem erblickt, im erzgebirgischen Mittelgebirge liegt. Die Häuser in den Orten dieser Hochlandgegend gewähren einen ganz andern Anblick als die in dem „Niederlande“. Sie stehen hier alle auf dem puren Rasen, ohne Obstbäume und Garten-Gebüsch. Dann und wann sieht man einmal einen Birnbaum, der wie ein Weinrebenstock an der Mauer des Hauses am Spalier gezogen wird. Der Zierbaum, den man hier am häufigsten und fast überall gewahrt, ist die „Aepsche“ (die bei uns so genannte Vogelbeere). „Die Aepschen“, sagte mir Einer, „das seien hier unsere Obstbeeme.“ Sie ernten die Vogelbeeren und machen „Aepschensaft“ davon, den sie dem Viehfutter beimischen und als eine heilsame Medicin betrachten.

Obgleich es bei Dresden und im „Niederlande“ schon Erntezeit war, und obwohl es dort „feste zuging“, (d. h. heiß her ging), so war hier jetzt (wir schrieben den 18. Juli) noch alles Getreide grün. Nichtsdestoweniger aber bereiteten sie das Land doch schon zum Säen wieder vor. Im Niederlande ackern und säen sie fürs nächste Jahr erst dann,

nachdem sie alle Ernte-Arbeiten beendigt haben. Hier aber müssen sie noch vor der Ernte schon wieder fürs nächste Jahr sorgen und arbeiten, weil bald nachher Schnee und Winter einfallen, und alle Feldarbeit unmöglich machen. — Dafür haben aber hier die Gebirgischen mit ihrem Vieh weniger Sorge, als die im Niederlande. Dort haben sie mehr Futterkräuter und weniger freie Weideplätze. Sie müssen das Vieh daher den größten Theil des Jahres im Stalle halten, und erst nach der Ernte lassen sie es auf die Stoppelfelder hinaus, die dann noch einige Wiesen- und Futterkräuter erzeugen. Hier im Gebirge, wo alle Abhänge und Hügelkuppen mit Wiesengründen überzogen sind, lassen sie das Vieh den ganzen Sommer draußen. Das Erzgebirge hat daher auch Ueberfluß an Vieh, und führt davon ins Niederland aus, besonders der voigtländische Theil des Gebirgslandes. Aber an einer Sorte Hausthiere haben sie hier Mangel, nämlich an Schweinen. Diese kommen aus Oestreich herein. Die Böhmen bringen sie. Uns begegneten mehrere solche böhmische Schweinehändler. Sie haben immer allerlei Gattungen von Schweinen: „Böhmaken", „Polaken", „Wallachen" und „Chinesen". Sie treiben damit durch's ganze Erzgebirge und auch durch die Sudeten, und „machen" mit ihren Schweinen bis nach Sagan in Schlesien.

Den anderen Tag fuhren wir über lauter grün bekleidete Höhen, durch kleine Gehölze und Waldpartien, und zuweilen einige der Flußthäler, welche den Rücken des Erzgebirges von Süden nach Norden zerfurchen, in die Quere durchschneidend bis nach Marienberg. Dieß ist nicht weit von Annaberg, und hier wird schon „allengen" (aller Enden) geklöppelt.

Von der Armseligkeit dieser armen, immer arbeitenden und stets darbenden erzgebirgischen Spitzenklöppler hatte

mir einmal ein Russe, der sie besucht und mit seinen wohlgenährten Leibeigenen verglichen hatte, eine entsetzliche Schilderung gemacht. Er hatte mir gesagt, daß eine solche Armuth und eine so große Arbeitshast in ganz Rußland gar nirgends vorkäme. Hier in Marienberg führte mich aber der Zufall mit einem Amerikaner zusammen, der diese erzgebirgischen Spitzenklöppler gleichfalls besucht hatte, und so eben mit frischen Eindrücken von da zurückkehrte. Er war, wie er mir sagte, in der Absicht dahin gegangen, die Leute, von deren Dürftigkeit er so vieles gehört, zum Auswandern nach dem neuen Continente zu bewegen, und in diesem Sinne Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen. „Aber," sagte er, „er sei ganz von dieser Idee zurückgekommen. Die Leute seien zwar arm, sie arbeiteten viel, sie genössen dabei fast nichts als Kartoffeln und dünnen Kaffee, aber dennoch habe er sie zu seiner Verwunderung viel heiterer und zufriedener gefunden, als seine arbeitenden Landsleute in Amerika. Er könne ihnen da zwar mehr Lohn und Geld versprechen, aber ob auch mehr Glück? das bezweifle er jetzt fast. Die Leute könnten hier doch noch trotz ihrer vielen Beschäftigungen singen, das thäte in Amerika Niemand. Und am Abend kämen sie zusammen und schwatzten und scherzten so munter, wie er das in Amerika nie gesehen habe. Er hielte es jetzt fast für gottlos, sie zu einer Verpflanzung nach Amerika zu verleiten. Auch der Sonntag unter diesen armen erzgebirgischen Spitzenklöpplern habe ihn erfreut. Sie müßten trotz ihres mageren Wochenverdienstes doch wohl noch immer etwas für den Sonntag zu ersparen wissen. Denn da kleideten sie sich immer recht stattlich, gingen am Morgen in die Kirche, und hätten am Nachmittage allerlei Vergnügungen, die jenseits des Oceans unbekannt wären."

---

2. Chemnitz. Zwickau.

Ich hatte eigentlich die Absicht, durch das spitzenklöppelnde und trompeten- und baßgeigendrechselnde Gebirge ins Voigtland vorzudringen. Allein mein Kutscher, der aus einem Dorfe in der Nähe der Elbe gebürtig war, bekam das Heimweh, und erklärte mir plötzlich, als ich ihm eben befehlen wollte, wieder einzuspannen, seine Pferde wären ganz krank, und er könne nicht weiter fahren. Zufälliger Weise hatte sich gerade die Postkutsche nach Chemnitz reisefertig gemacht, und ich im Aerger über die erzgebirgischen Bauernkutscher sprang in die Diligence, und gelangte nun über Chemnitz und Zwickau zur Eisenbahn.

In dem sächsischen Manchester, in Chemnitz, that ich einige Blicke in die Geheimnisse der Toiletten-Angelegenheiten der amerikanischen Quäkerinnen, Geheimnisse, die ich in Amerika selbst vielleicht wol gar nicht einmal entdeckt hätte. Ein großer Fabrikant und Kaufmann von Chemnitz hatte nämlich die Güte, mir seine Magazine zu zeigen, in denen Strumpfwaaren aller Arten und Gattungen aufgehäuft waren. Unter anderen zeigte er mir die baumwollenen Socken und Strümpfe, die für die besagten Quäkerinnen gemacht werden. Dieselben müssen immer eine hellviolette oder Lilla-Farbe oder eine ähnliche matte und gräuliche Farbe haben. Weiße Strümpfe sind für diese Quäkerinnen zu grell.

„Strumpfwaaren" sind einer der Hauptartikel in Chemnitz. Es wird darunter ungefähr dasselbe verstanden, was die Engländer „Hosiery" nennen, nämlich nicht blos Strümpfe, sondern auch gewebte Beinkleider, Jacken, Hosenträger, Nachtmützen rc. Mit der „Nachtmütze" soll eigentlich die große

Chemnitzer Strumpfwaaren-Fabrikation angefangen haben. Vor hundert Jahren trug hier und überhaupt alle Welt in ganz Deutschland Nachtmützen über Nachtmützen. Kein Bürger in ganz Sachsen ging ohne Nachtmütze zur Thür hinaus, keiner auch guckte aus dem Fenster ohne Nachtmütze. Die Nachtmützenzeit fällt ungefähr mit der Zopfzeit zusammen, und mich wundert, daß nicht auch die Nachtmütze als politisches Emblem für diese Zeit so gern gebraucht ist, wie der Zopf. Sie ist jetzt in Deutschland beinahe eben so sehr außer Gebrauch gekommen, wie der Zopf. Es sind die jetzigen Käppchen, welche alle Welt im Hause oder Garten oder bei Besuchen in der Nachbarschaft trägt, an ihre Stelle getreten. Diese Käppchen sollen militärischen Ursprungs sein. Denn zuerst trugen sie die Soldaten und Offiziere. Und ihnen ahmten sie die Bürger mit einigen Modificationen nach. Da die Nachtmütze, vor hundert Jahren der Anfangs- und Kernpunkt der Chemnitzer Industrie, verschwand, so wandte sich dann ihre Hauptthätigkeit auf das andere Extrem, auf die Bekleidung des Fußes, auf den Strumpf.

Den andern Tag fuhr ich von Chemnitz nach Zwickau. Dieß ist ein reizender Strich Landes, wo „allengen gehantirt" wird. Es ist vorzugsweise das „Strumpfwirkerland". Hier liegt Dorf an Dorf, Webstuhl an Webstuhl, und eine grüne, lachende, fruchtbare Flur bei der andern. Zwischendurch auch weiße Fabrik-Gebäude, besonders Baumwolle-Spinnereien. Wie weit man jetzt im Baumwollespinnen raffinirt, kann man aus folgenden Daten lernen. Es giebt nicht weniger als dreihundert verschiedene Gattungen von Baumwollengarn, die je nach ihrer Feinheit classificirt und nummerirt sind von Nr. 1 bis Nr. 300. Nr. 1 ist die gröbste Gattung. Nr. 300 die feinste. Hier in Sachsen gebraucht man bei den meisten Arbeiten nur Nr. 40 oder 60, höchstens 80. Auf den hiesigeu Spinnereien widmet man sich

allen Arten der hier gebrauchten Nummern, oder wenigstens einer großen Menge derselben. In England aber giebt es große Spinnereien, die nur auf die Erzeugung einer einzigen Gattung von Baumwollengarn ausgehen, die nur eine oder höchstens zwei Nummern produciren. Bei einem solchen Raffinement kann man dann freilich etwas Gutes und Anderen Unerreichbares leisten.

Zwickau liegt, wie Chemnitz, wie Freiberg, wie Dresden und wie auch das voigtländische Plauen, in der ersten bequemen Thalweitung eines vom Erzgebirge herabkommenden Flusses. Es ist bemerkenswerth genug, daß alle diese Städte sowohl untereinander ganz gleichweit entfernt sind, als auch so ziemlich gleichweit von dem obersten Kamm des Erzgebirges liegen. Von einer dieser Städte zur anderen ist nämlich fast ganz genau immer 4 deusche Meilen direkter Distanz. Und vom höchsten Kamm des Erzgebirges sind sie alle circa 5 Meilen entfernt. Dieß beweist wieder, daß auch die Volkssammelplätze sich so regelmäßig gestalten, wie alles Andere in der Natur, wie z. B. die Knoten in dem Stamme eines Schilfrohrs. —

Die Böhmen betreiben bekanntlich einen großen Eierhandel über das Erzgebirge hinüber nach Sachsen. Die beiden Hauptmärkte dieses Handels sind Dresden und dann die Gegend von Chemnitz und Zwickau. Nach Dresden wandern beständig ganze Karawanen von eierschleppenden Böhminnen. Hier bei Zwickau werden aber noch größere Quantitäten böhmischer Eier gebraucht, und zwar bei verschiedenen Fabrikzweigen zuerst zum Weichmachen des Handschuhleders und dann zur Bereitung gewisser Gummi- und Farbensorten, die sie bei ihren Stoffen anwenden. Es begegneten uns mehrere Eierwagen hintereinander, von denen jeder durch zwei Männer gezogen wurde. Bei schlimmen Stellen im Erzgebirge, wo es stark bergauf und bergabgeht,

pflegen diese Böhmen einen Mann als Vorspann zu nehmen. Und von diesem Eiervorspann nähren sich viele arme Erzgebirgler.

Bei Zwickau in dem schönen Mulde=Thale hinauf, liegt jetzt Kohlenwerk an Kohlenwerk. Es sind hier die reichsten Kohlenlager in ganz Sachsen, und ihre Ausbeutung hat in neuester Zeit eben so zugenommen wie die Fabrikindustrie der ganzen Umgegend, für die sie die Kohlen zu Tage fördern. Die Mulde=Bauern sind dadurch zum Theil sehr wohlhabend geworden, wenn auch nicht ganz so schnell wie die californischen Goldgräber, doch auf eine solidere und sichere Weise. Es giebt hier Bauergüter, die zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 5 bis 6000 Thaler werth waren, die aber jetzt in Folge der auf ihrem Terrain in Gang gesetzten Kohlen=Ausbeutung bis auf 150,000 Thaler und mehr im Preise gestiegen sein sollen.

Man spricht jetzt viel von der Umwandlung der Sitten und von der zunehmenden Gottlosigkeit und Irreligiosität in den Fabrikdistrikten. Ich weiß nicht, wie viel daran wahr ist. Aber gewiß freut man sich um so mehr, wenn man, wie ich in dem Dorfe Planitz an der Mulde, noch Zeuge der Ausübung einer guten und frommen alten Sitte sein kann. Als ich auf einem Abendspaziergange durch dieses Dorf kam, wurde dort eben eine Hausrichtung vorbereitet. Ein Trupp Zimmerleute zog durch die Straße mit einem großen Tannenbaume, dessen Zweige mit bunten Schnupftüchern und anderen Zierrathen und Geschenken für die Arbeiter geschmückt waren. Da ich nie einer deutschen Hausrichtung beigewohnt hatte und zu sehen wünschte, wie es dabei herging, so schloß ich mich an. Ein riesenlanger Arbeiter trug den schweren Baum auf den schwankenden Leitern bis in den obersten Gipfel des Hauses, und nagelte ihn dort fest. Um ihn herum gruppirten sich nun auf

den Dachbalken und Stellagen in der Höhe die Gesellen. Der Meister oder Altgeselle aber erfaßte den befestigten Baum und stellte sich auf den höchsten Punkt neben ihn. —

Unterdessen Diese oben sich ordneten, hatte der Hausherr, der das neue Gebäude auf seine Kosten herrichten ließ, weil sein altes Haus für die wachsende Anzahl der Kinder zu klein geworden war, unten aus Backsteinen und Brettern einige Bänke improvisirt, auf denen er seine Frau und Kinder und die Nachbarn und Nachbarinnen, die ihm die Ehre gegeben hatten, einlud, sich niederzulassen. Auch an mich erfolgte dieselbe Einladung, ohne daß ich gefragt wurde, wer ich wäre und was ich wollte. Auch gab der Mann mir ein Gesangbuch in die Hand, so wie er sechs andere Gesangbücher an die übrigen Gäste vertheilte. Es wurden nun zuerst ein Paar Gesänge gesungen, recht fromme und wohlgewählte. Die oben in der Höhe bemühten sich, mit uns in Takt und Harmonie zu bleiben, — allerdings zuweilen vergebens. Allein da Jeder sein Möglichstes that, und so gut sang als er konnte, so war das Ganze doch gewiß recht erbaulich.

Darnach räusperte sich der Altgeselle und hielt mit anfangs etwas ängstlicher, doch mit lauter und deutlicher Stimme eine Rede. Er flehte darin den Schutz des Himmels für dieß Haus an, gegen Hagel, Wasser, Feuer und Blitz, gegen Neid, Raub, Diebstahl, Unglück und Leidenschaft aller Art. Alsdann lobte er den Hausherrn und seine Verständigkeit bei Vollendung dieses Hausaufbaues, so wie seine Großmuth und Freigebigkeit gegen die Arbeiter. Er wünschte, daß er und seine Familie das schönste Glück und den besten Hausfrieden in den Gemächern genießen möchten, die sie zusammengezimmert hätten, und daß sein Ein- und Ausgang gesegnet sein möchte. Zuletzt wandte er sich an die Nachbarn, und empfahl ihnen, das auf-

blühende Glück ihres Nachbarn ohne Neid anzusehen und ihm in allen Fällen nachbarlichen Beistand zu leisten. Am Ende ließ er, ein Glas in der Hand, alle Erwähnten und auch die fremden Gäste, die sich eingefunden, hoch leben, leerte das Glas, und warf es in das Gebälk, an dem es zum guten Zeichen in hundert Scherben klirrend zersplitterte. Darnach wurden wieder ein Paar fromme Verse aus dem alten Zwickauer Gesangbuche gesungen, und die frohe Gesellschaft ging nun zum Tanz. Ich aber nahm Abschied von ihnen, und setzte meinen Weg zu dem brennenden Kohlenlager fort, das im Mulden-Thale bekanntlich schon seit 200 Jahren glühen und dampfen soll.

Man führte mich seitwärts vom Thale aus in einen Wald. Unter diesem Walde in der Tiefe soll Alles entweder schon Asche oder noch Gluth sein. Dadurch, daß die Kohlenlager ausglimmten, in Asche oder doch in Coaks verwandelt wurden, und das Terrain über ihnen nachgab, sind hie und da im Walde kleine Erdfälle oder Vertiefungen entstanden. Ob, wenn der ganze Brand einmal vorbei sein wird, man hier nicht ein Bergwerk auf natürliche Coaks anlegen kann? In Amerika an den Alzeghannys kommen nach Lyell an mehreren Stellen solche natürliche Coaks-Lager vor.

Auf der jetzigen Brandlinie hat ein Gärtner, indem er die aus dem Boden dringende Hitze benutzte, eine sehr billige Pflanzentreiberei angelegt. Es giebt Löcher, Spalten und Risse im Boden, aus denen Rauch und Dampf so heiß hervordringen, daß ich nicht im Stande war, mit der Hand darin auszudauern. An manchen Stellen rauchte es mitten im Walde; auch stieg aus der Mitte eines benachbarten Kornfeldes eine Dampf- und Rauchsäule hervor. Es sind zum Theil Wasserdämpfe, zum Theil mit Schwefel vermischte und daher übelriechende Entwickelungen aus den Kohlen.

Der Gärtner fängt diese heißen Ausströmungen in Röhren auf und leitet sie in sein Gewächshaus. Der Schwefel aber, der den Pflanzen schädlich ist, macht ihm einige Noth, und um ihn abzuleiten, hat er eine Veranstaltung machen müssen, die seine Treiberei wieder etwas vertheuert.

In diesem Jahre (1850) hatte der Brand unterirdisch wieder sehr bedeutend um sich gegriffen, und war auch einem benachbarten großen Bergwerk nahe gekommen, das einem sächsischen Baron von ...... gehörte. Man fürchtete sehr, daß dieses ganze ergiebige Bergwerk mit in den Brand hineingezogen werden möchte. Die zu ihm gehörigen Kohlenschichten waren schon afficirt. Man hatte zwar eine starke Mauer gegen den Brand gezogen, um das Feuer abzuhalten, und glaubte sich auch eine Zeit lang durch diese Mauer ganz gesichert. Eines Tages aber fiel sie um, und das Feuer, das auch sie angegriffen hatte, brach durch. Jetzt kann man sich der entstandenen großen Hitze wegen schon nicht mehr dieser Stelle nähern. Die Noth mußte wirklich groß sein. Denn man war auf ganz eigenthümliche und kostspielige Brandlöschungsversuche gekommen. Unter andern sah ich im Walde eine jetzt schon abandonnirte Vorrichtung, auf welcher man große Quantitäten Stickluft bereitet, in Trichtern aufgefangen und durch Röhren abwärts geleitet hatte, um das Feuer unten durch sie zu ersticken. Allein auch dieses Mittel hatte sich zu schwach gezeigt. Ich wäre gern in das Bergwerk hinabgestiegen, um die untere Wirthschaft zu besehen. Als ich mich jedoch deßwegen beim Schichtmeister meldete, bedauerte man sehr, daß er jetzt am Sonnabend-Abend nicht zu Hause sei, und setzte sehr freundlich hinzu, ich möchte nur am „Montig" oder „Dienstig" wieder kommen, da wäre er gewiß zu Hause und würde mir in Allem dienen. — Wer jeden Tag seiner Reise und seines Lebens möglichst eintheilen und zu möglichst vielen lehr-

reichen Anschauungen verwenden will, der hat allerdings nicht Zeit, vom „Samstig" bis zum „Montig" oder „Dienstig" im Walde zu sitzen und auf die Rückkunft des „Schichtmeisters" zu warten, um ein Kohlenflöz brennen zu sehen.

Als ich den Abend in Zwickau einzog, bliesen eben die Thurmbläser der Stadt von den alten Thürmen der Hauptkirche herunter und viele Menschen waren auf dem Markte versammelt, dieß anzuhören. Man sagte mir, sie bliesen so alle Abend drei „Gesätze". Außerdem aber müßten sie auch noch alle Viertelstunden einmal vom Thurme herunter tuten, um den Bürgern zu zeigen, daß sie immer wach und auf ihrem Posten seien, oder auch damit der verflossene, unwiederbringliche Zeitabschnitt doppelt markirt werde, erstlich durch die Glocke, dann durch das Horn. — In einer andern sächsischen Stadt, in Zittau in der Lausitz, wo ich auch einmal auf ihrem schönen Kirchthurme war, haben sie eine noch sonderbarere Verdopplung der Zeit-Markirung. Dort tuten oder läuten nämlich die Glocken immer fünf Minuten vorher, ehe die Glocke voll schlagen will, damit die Bürger schon im Voraus von der bevorstehenden Beendigung der Stunden avertirt werden.

---

3. Von Sachsen nach Baiern.

Von Zwickau ging es nun wieder eine Strecke munter mit der Eisenbahn bis zu dem colossalen Brückenbau bei Reichenbach, der zu einem der siebenundsiebenzig Weltwunder unserer Zeit gehört. Ich widmete der Besichtigung dieses Werkes fast einen ganzen Tag, und könnte, wenn ich wollte, eine ziemlich umständliche Beschreibung davon geben. Aber ich will mich auf einige flüchtige Bemerkungen

beschränken, um mich und den Leser auf der noch langen Fahrt bis zum Adriatischen Meere nicht zu viel Zeit verlieren zu lassen. Der Ingenieur, der mich begleitete, sagte mir, es wären hier in dem letzten Jahre durchschnittlich 1600 Menschen, — zwischen 1400 und 2000, sagte er, — beschäftigt gewesen. Die unteren Partien der mittleren, über 200 Fuß hohen Pfeiler sind aus Quadersteinen gebaut, die obern Partien werden aus Backsteinen construirt. Man sagte mir, es würden schon seit einigen Jahren täglich 100,000 Backsteine eingemauert, und dazu ebenfalls täglich 200 Scheffel Kalk verbraucht. Da die ganze Umgegend Ziegelton liefert, so hat man ringsumher Ziegeleien angelegt, von denen einige der Brücke mehrere Millionen Ziegel liefern. Die ganze Landschaft ist weit und breit mit Ziegelsteinhaufen angefüllt, die in losen Pfeilern oder Mauern zurecht gelegt sind. Wenn man durch dieses Ziegelsteinlabyrinth hindurch geht, denkt man, es werde hier der Bau einer großen Hauptstadt beabsichtigt.

Der Kalk wird, weil er des Wassers bedarf, in dem tiefen Grunde des Göltsch-Thales bereitet, und eine Dampfmaschine transportirt ihn auf den hohen Rand der Brückenbogen. Der Fluß Göltsch fließt hier in einem tiefen Felsenspalt, der sich noch weit unter das jetzige Niveau des Thales hinab fortsetzt. Der Fluß hat diesen Spalt zum Theil mit Schlamm und Geröll ausgefüllt und fließt nun in einem Einschnitt, den er wieder in seinem eigenen Detritus machte, dahin. Man hat für alle Brückenpfeiler mit Leichtigkeit so tief graben können, um bald das feste Gestein unten als sicheres Fundament zu erreichen. Nur für einen Pfeiler in der Nähe des Flußfadens hat man dieß nicht gekonnt. Hier hat man ein tiefes Loch gemacht, vergeblich gegraben und sogar gebohrt. Es blieb alles lockere Masse und man konnte keinen Felsengrund erreichen. Man mußte

daher hier einen Pfeiler auslassen und sich entschließen, über die ganze Kluft hinweg einen großen Bogen zu schlagen, der nun sowol über den schmalen Fluß, als auch über das breitere Anschwemmungsland, mit dem er den Felsenspalt ausfüllte, hinweggeht. — Dieser ausnahmsweise so große Bogen bringt nun etwas Disharmonie in das Gebäude.

Vom Göltsch-Thale und von Plauen aus erhebt man sich allmählig auf das Plateau des Frankenwaldes, dessen höchster Kamm das Gebiet der Saale und Elbe von dem Gebiete des Mains und Rheins scheidet. Noch ehe man die Höhe ganz erreicht, noch im Gebiete der Saale beginnt das Königreich Baiern. Hier liegt das Städtchen Hof, und hier fängt auch gleich das Bier an, ein National-Getränk zu werden. Ein sächsischer Voigtländer, der mit mir fuhr, sagte mir, die Hofer wären sehr eifersüchtig auf ihr Bier, und könnten es nicht vertragen, wenn man es tadele. Eben so eifersüchtig aber wären sie auch auf ihre Kartoffelklöße. Diese würden so gemacht: Man nehme rohe Kartoffeln, zermalme sie, drücke aus dem Muse den Saft aus, mische dann geröstetes Brod bei, mache Ballen daraus wie Pflastersteine und koche sie. Und wer nicht sechs bis neun von diesen Klößen essen könne, wäre kein ächter Hofer.

Der Frankenwald fällt ebenso, wie das Erzgebirge und ebenso auch wie der Thüringerwald, nach Süden hin schroffer ab. Die Eisenbahn hat daher hier beim Absteigen nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Sie läuft auf einer schiefen Ebene hinab mit einer Senkung oder beziehungsweise Steigung von 2 bis 2½ Proc., welche bis jetzt die höchste Steigung sein soll, die in Deutschland bei Eisenbahnen vorkommt. In Würtemberg bei der rauhen Alp giebt es aber beinahe eben so starke Hebungen. Und wenn die

Semmerings-Bahn fertig sein wird, so wird die schiefe Ebene bei Bamberg noch bedeutend übertroffen werden. Es giebt hier eine Menge kühner und großartiger Unterbaue, auf denen die Schienen ruhen. Die Locomotiven auf dieser schiefen Ebene sind stärker gebaut, ihre Hemmapparate doppelt zc. Ein baierischer Conducteur verkaufte uns eine kleine Brochure, welche eine Darstellung und Schilderung dieser schiefen Ebene und überhaupt der ganzen baierischen Bahn bis München enthielt. Er hatte sie selbst verfaßt, und sie war so umsichtig und gut geschrieben, daß wir wünschten, man könnte auf jeder Bahnlinie Deutschlands solche Darstellungen kaufen.

Im Uebrigen haben mir die baierischen Bahnen gar nicht sehr imponirt; besonders das finanzielle Departement desselben. Wir konnten nie recht zum Bezahlen gelangen. Die Manipulationen des Geldeinstreichens, Herausgebens, Wechselns, der Coursberechnung bei nicht baierischen Münzsorten, gingen alle äußerst langsam von Statten. Man sagte mir, dieß käme daher, weil man nicht sowol „Finanzmänner", z. B. routinirte Handelsleute, auf Comptoiren vorbereitete junge Beamten zc., sondern ausgediente Militairs vorzugsweise an der Eisenbahn anstelle. Militairisches ist überhaupt viel bei den baierischen Eisenbahnen, so z. B. Dieses, daß alle Bahnwärter und Wächter den vorüberfahrenden Zug militairisch salutiren müssen, mit dem Handanlegen an den Hut. Einen Engländer, der mit uns im Coupé saß, schienen diese salutirenden Bahnwärter sehr zu amusiren. Er fragte nach der Ursache dieser Sitte. Wir konnten ihm aber keinen Aufschluß darüber geben.

Man behauptet, und, wie es scheint, mit vollem Rechte, daß am Main Süddeutschland beginne. Denn hier am Main auf einer Station vor Bamberg wurden wir Norddeutschen zum erstenmale gar nicht verstanden. Ein Herr

aus Hannover, der neben mir saß, und ich, stiegen hier — ich habe den Namen des Orts vergessen — aus, und da wir ein Paar süddeutsche Weiber mit Körben auf dem Rücken stehen sahen, die uns Eisenbahn-Passagiere ungefähr eben so neugierig angafften, wie wir ihr Land und ihr Costum, so boten wir ihnen einen „guten Tag“, und fragten sie, was sie denn in ihren Körben zur Stadt herbeigetragen hätten? — Keine Erwiederung unseres Grußes und keine Antwort. — Wir fragten noch einmal, wir möchten wissen, welche Art Waare sie etwa in ihren Körben, oder Tragkörben, oder Krackseln hierher geführt hätten, und um uns den Weibern verständlich zu machen, wandten wir diese Frage so mannigfaltig, wie wir es nur vermochten. Aber die Bahnzugs-Glocke ertönte, und wir mußten, ohne eine Antwort erhalten zu haben, davon eilen. Indem wir uns umdrehten, hörten wir, wie die beiden bisher ganz bildsäulenstummen Weiber die Hände über den Köpfen zusammenschlugen, und mit verwunderten Gesichtern gegeneinander gekehrt ausriefen: „Gott im Hiemel! was seien denn das für Mensche!“ — Der Gedanke, daß wir Deutsche und Landsleute von ihnen wären, schien ihnen sehr fern zu liegen. Wenn wir aus dem entfernten Thule oder Scythien gekommen wären, hätten wir auf sie, wie es schien, keinen fremdartigeren Eindruck machen können.

Jenseits Bamberg bemerkten wir eine andere Scene auf der Eisenbahn, die höchst komisch war, obwol freilich ein armer fränkischer Bauer darüber ganz unglücklich und verstimmt wurde. Es wird bekanntlich bei Bamberg viel Obst und Gemüse erzeugt. Und letzteres noch viel mehr als sonst, seitdem die Eisenbahn bis München die Gelegenheit gegeben hat, das frische Gemüse in kurzer Zeit auf den Münchner Markt zu führen. Unser fränkischer Bauer nun hatte auf einer Station bei Bamberg eine ganz außerordentliche

Menge von Obst- und Gemüseballen, die ungemein groß und schwerfällig waren, liegen. Er wünschte sie sofort nach München spedirt zu sehen. „Soll geschehen", sagte ihm einer der Eisenbahnbeamten. Aber die Zeit verstrich und noch kein Ballen des Bauers war aufgepackt. Man sagte ihm endlich: „Du, es geht nicht! Deine Sachen können nicht mehr mit!" Der Bauer fing an zu lamentiren, rang die Hände und lief hin und her. Endlich packten ein halb Dutzend Arbeiter zu, und zerrten mit Mühe und Noth einige seiner colossalen Ballen in den Wagen hinein. „Es geht nicht", rief wieder — ich weiß nicht — wer. „Es geht schon! Packt zu! Packt zu!" „Die Zeit ist vorbei! Ich muß mein Seel' pfeife lasse." — Der Bauer, wieder außer sich, springt hin und her. — Ihm zu Gefallen verziehen die Conducteure und Locomotiv-Führer noch ein Wenig. Dann schauen sie wieder auf die Uhr, und zugleich auf den noch immer bedeutenden Rest von Fruchtballen. „Es geht mein Seel' nit mehr, wir müsse fahre!" — Trotz des Protestirens des Bauers setzt sich endlich der Zug in Bewegung. Ein Ballen wird noch glücklich schon während des Fahrens hinein spedirt. Die Hälfte aber bleibt auf dem Perron liegen. „Nun, Bauer, mäch' zu, entschließ' Dich für Dich selber, willst Du mit, oder hier bleiben?" Der Bauer war ganz in Verzweiflung und unschlüssig, ob er an die auf Dampfesflügeln enteilende Hälfte seines Guts, oder an die wie Blei auf dem Perron liegen bleibende sich heften sollte. Und wir fuhren darüber indeß davon. Eine solche Unschlüssigkeit, Ungeschicklichkeit, Hin- und Herzerrerei, ein solcher Mangel an mercantilischer Waarenverladungs-Routine, wie sich bei Gelegenheit dieses Vorfalls offenbarte, habe ich bei keiner anderen Eisenbahn gesehen.

---

4. In Nürnberg.

In Nürnberg schenkte mir ein Kaufmann ein recht merkwürdiges Document, nämlich einen Catalog von allen den Gattungen von Kinder-Spiel-Zeugen, mit welchen sein Haus handelte. Dieser Catalog war das complicirteste Waaren-Verzeichniß, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Er umfaßte beinahe so viele Waaren-Nummern, als das chinesische Alphabet Buchstaben, nämlich über 12,000. Da die Kinder, welche von allen Menschen das umfassendste und unbegränzteste Interesse für alle möglichen Dinge haben, denen man auch, so lange sie sich noch nicht für ein gewisses Fach entschieden haben, alle nur irgend wissenswürdige Gegenstände en miniature vorzuführen wünscht, um ihren Geist allseitig anzuregen, von den Gestirnen bis zu den Blumen und den Lämmern auf der Wiese herab, Alles im Conterfei zu besitzen wünschen, und da demnach ein Spielsachen-Lager ein wahrer Mikrokosmus sein muß, in welchem jedes existirende Ding und Wesen im Kleinen seinen Platz findet: so ist es zwar klar, daß der Spielsachenhändler von allen Kaufleuten der Welt den umfassendsten Waarenkreis hat; doch war ich darüber erstaunt, aus dem besagten Cataloge zu sehen, wie gut und bequem man in neuerer Zeit diesen Handelszweig organisirt hat. Jede Gattung Thiere, wilde Thiere, Hausthiere, Pferde, Rinder, Schaafe hatten darin ihre eigene Nummer. Eben so jede Gattung Menschen, jedes Volk, jede Armee, jede Waffenspecies, die Soldaten zu Fuß und zu Pferde, die Artilleristen, die Uhlanen, Husaren, die baierische, die östreichische, die preußische Armee. — Alle die tausend und tausend Dinge waren auch ein jedes wieder zu besonderen

Preisen, in gemeinerem oder kostbarerem Stoffe, in mehr oder weniger großen Formaten zu haben. Bei jeder Nummer war eine kurze Beschreibung der Waare, und Alles so eingerichtet, daß der auswärtige Spielwaaren-Krämer dem Engros-Händler in Nürnberg nur die Nummer des Catalogs zu nennen braucht, um gerade das Geschöpf zu erhalten, für das sich die Jugend seines Landstädtchens am meisten interessirt.

„Wer diesen Artikel versteht", sagte mir ein Nürnberger Kaufmann, „der kann eine recht hübsche Bilanz darin machen!" Es giebt Häuser, die 5 bis 6000 Gulden jährlich an Kinderklappern, Noah-Kasten und dergleichen verdienen. — Es gehört aber ein großes Verständniß und sehr viel Umsicht dazu. Die meisten dieser Waaren kommen aus Sonnenberg im Thüringer Walde; viele aber auch aus dem Erzgebirge. Ich bedauerte sonst sehr die armen Arbeiter in jenen Gebirgen, die bei den zierlichen Künsten, welche sie üben, kaum ihr kärgliches Brod verdienen, und ich empfand dabei immer eine Art Antipathie oder Erbitterung gegen die Leipziger und Nürnberger Engros-Händler, die so große „Bilanzen" mit den mühevollen Producten der Gebirgs-Künstler erzielen. Dieser Catalog bewies mir aber, daß eine viel höhere Gattung von Verständniß und Speculationsgeist dazu gehörte, die Waaren zu verschleißen, als sie zu erzielen. Der Producent braucht blos sein Rind, oder seinen Löwen, oder seinen preußischen Soldaten, oder überhaupt das Partikelchen des Kosmos, dem er sich einmal gewidmet hat, zu kennen, und er vervielfältigt ihn dann mit Leichtigkeit, so oft man es verlangt. Der Nürnberger Engros-Händler muß aber gleichsam stets den ganzen Kosmos (oder Mikrokosmos) vor Augen haben. Und er muß nicht nur die 12,000 Waarengattungen kennen, sondern auch die 12,000 verschiedenen Moden und Arten des Geschmacks,

die in den einzelnen Abtheilungen seines Handelsrayons herrschen, zu beurtheilen wissen. Dieses Handelsgebiet für Nürnberger Spielwaaren ist so groß, so zu sagen, wie die ganze außernürnbergische Welt. Der Nürnberger Spekulant hat daher viel Welt-, Völker- und Menschenkenntniß nöthig, und muß auch in mancherlei Sprachen zu correspondiren verstehen. Gewöhnlich leitet er auch den Geschmack und die Wahl des Arbeiters in Sonnenberg, und verschafft ihm alle die neuen Hülfsmittel, welche die fortschreitenden Künste und Wissenschaften zur bessern Nachahmung der Dinge darbieten. — Man sieht, er muß auf einer viel höheren Stufe stehn, als dieser, und es ist daher auch ganz gerecht und billig, daß sein Lohn ein viel größerer sei.

In England giebt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts Anderes fabricirt, als Baumwollen-Garnfäden, und, wie ich oben bei Gelegenheit von Zwickau sagte, sogar große Etablissements, in denen man sich nur auf eine einzige Gattung von den 300 verschiedenen Arten von Baumwollengarn, die es giebt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Producirung und Verhandlung von einer Million von Waarengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaume, den auch wieder die Deutschen erfunden haben. Sie ist wie dieser — mit allem möglichen Tand der Welt behangen. — Wer Lust an der Untersuchung und Betrachtung industrieller Thätigkeit und an der Erforschung von allerlei Handwerken und Gewerben hat, der ist in Nürnberg in seinem Elemente. —

Es ist unglaublich, wie mannigfaltig die Beziehungen und Verkehrsverbindungen sind, die oft selbst durch einen sehr unbedeutenden Artikel veranlaßt werden. So z. B. war ich bei einem Nürnberger Nachtlichter-Fabrikanten, der mir erzählte, daß er das leichte, weiße Holz, auf dem seine Lich-

terchen schwimmen, aus Böhmen beziehe, das Wachs zu den Lichtern aus Norddeutschland, den Abfall von Spielkarten, aus dem er den kleinen runden Rand an den Nachtlichtern schnitzen läßt, aus Frankfurt, die Schachteln, in die sie verpackt werden, aus Sonnenberg im Thüringer Walde. Die Anzahl der Lichter, die in jede Schachtel kommt, wird nach der Anzahl der Tage oder Nächte im Jahre bestimmt. Es giebt auf ein ganzes Jahr berechnete Schachteln mit 365 Lichtern; ebenso giebt es halbjährige zu 184 Lichtern, vierteljährige zu 92. — Die Nürnberger Nachtlichter werden weit und breit in alle Welt versandt. Doch hat jeder Welttheil seine eigenen Ansprüche. Die Nachtlichter, welche nach der Türkei gehen, brauchen nur 2 Stunden zu brennen. Nach Amerika gehen aber die meisten. „Ja wenn Amerika nicht wäre, so könnten die Nürnberger Nachlichter-Engros-Händler ihre Bücher zumachen. Ueberhaupt ohne Amerika wäre ganz Nürnberg Nichts."

In einer Vorstadt von Nürnberg, in der Vorstadt Gossenhof, werden fast nur Dosen gemacht, meistens aus Papier-Maché. Auch für diesen Artikel ist Amerika ein Hauptkunde. Die feinsten und besten Dosen, sagte mir ein Fabrikant, den ich besuchte, gehen nach Südamerika. Dieser Artikel wird hier zu unglaublich billigen Preisen hergestellt. Es giebt Schnupftabacksdosen, die im Engros-Handel das Dutzend zu 12 Kreuzern zu stehen kommen. Auch in Bezug auf die Dosen und ihre Ausschmückung hat jedes Land seinen besonderen Geschmack. Auf allen Dosen für Holland und England müssen vorzugsweise Landschaften, Städteansichten und dergleichen angebracht werden. Die Dosen-Fabrikanten nennen das „Niederländer-Sachen". Nach Italien, Spanien und überhaupt nach dem Süden gehen vorzugsweise zwei sehr verschiedene und wenig verwandte Gattungen von Dosen, nämlich erstens Dosen mit heiligen

Gegenständen, mit Bildnissen der Maria, biblischen Scenen ꝛc., und dann equivoke Sachen. Diese equivoken Sachen nennen die hiesigen Dosenhändler etwas euphemistisch und diplomatisch „freie Gegenstände“. Eigentlich ist es nicht schicklich für einen großen Kaufmann oder Fabrikanten, durch Anfertigung und Verschleißung solcher freien Gegenstände der Unsittlichkeit in die Hände zu arbeiten. Und die soliden Häuser lassen sich daher auf solche Bestellungen nicht ein. Manche andere aber bestellen ohne Scheu zuweilen für Spanien und Italien sogar „sehr freie“ Dinge.

Die Nürnberger Industrie, sagte ich, sei wie ein Weihnachtsbaum. Man kann sagen, sie ist wie ein ganzer Wald von Bäumen, in dem immer mannichfaltige Veränderungen vorgehen, in dem bald hier bald dort ein alter Baum (ein alter Industriezweig) gänzlich eingeht, bald ein ganz neuer emporwächst. Eine recht philosophisch abgefaßte Geschichte der Nürnberger Industrie könnte ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der Industrie, der Kunst und der Sitten der Welt überhaupt sein. Ja ein Sitten-Geschichtsschreiber könnte geradezu die Kenntniß Nürnbergs gar nicht entbehren und müßte hier einen großen Theil seiner Vorstudien sammeln. — Im Ganzen hat Nürnberg in neuerer Zeit sich wieder außerordentlich gehoben, und fast jeder seiner Industriezweige hat sich — so zu sagen — regenerirt, reformirt und au niveau mit den Anforderungen der Neuzeit gestellt. Man kann, wenn man nachforscht, fast bei jedem, selbst dem kleinsten Nürnberger Industriezweige auf ein Genie treffen, dem man die Verbesserung und erneute Begründung dieses Industriezweiges zuschreibt, und den man als einen Reformator desselben verehrt. Nürnberg ist darin viel glücklicher oder geschickter gewesen, als viele andere mittelalterliche Fabrikorte, die mit ihren Proceduren beim Alten geblieben und daher

Ich wollte in Donauwörth noch vor Abreise des Dampfschiffs zu einem Buchhändler gehen, um mir ein Panorama von der Donau zu kaufen, und fragte etwas hastig einige Leute, wo es nach dem Markte ginge, an dem, wie ich wußte, mein Buchhändler wohnte. Aber die Leute scheinen hier, wo man nun schon ganz im baierischen Bierlande mitten drinnen steckt, nicht zu glauben, daß der Reisende etwas Anders so eilig suchen könne als Bier. „Nun? warum wollen Sie denn so weit gehen?“ erwiederten die Leute, die meinen leitenden Gedanken ganz mit dem leitenden Gedanken aller Baiern in Harmonie glaubten: „gleich hier drunten auf'm Eck krieg'n Sie auch schon an gutes Bier.“

Diese Bier-Passion ist wirklich in Baiern etwas Bewundernswürdiges, und man findet in der That — ich glaube — in keinem Lande etwas Aehnliches wieder. Der Franzose liebt seinen Wein, das ist wahr, aber er spricht doch nicht unaufhörlich davon. Der Italiener liebt seine Macaroni, aber er erzählt dir doch nicht bei Gelegenheit von Rimini oder Capua oder Ancona, daß man dort gute Macaroni esse. Der Russe liebt auch den Kisli Tschi, aber er hat doch viele Augenblicke, wo er ihn ganz vergißt. Mit dem Baiern ist dieß in Bezug auf sein Bier nicht der Fall. Er vergißt es so wenig, wie ein Irrsinniger seine fixe Idee, und ist fast eben so beständig mit der Kritik, dem Lobe oder dem Tadel des Biers, das er eben trinkt, oder deßjenigen, das man hier oder dort trinkt, beschäftigt, wie die Leute in andern Ländern mit der Kritik des guten oder schlechten Wetters beschäftigt sind. Eine große und raffinirte Feinschmeckerei in Bezug auf ein so edles Getränk, wie der Wein ist, finde ich sehr begreiflich; aber dieselbe Feinschmeckerei und „G'naschigkeit“, wie die Baiern sich selbst ausdrücken, auf das Bier angewendet zu sehen, kann billig in Verwunderung setzen, da doch das beste Bier

zu den feinen Weinen sich immer noch verhält, wie ein Hanfstrick zu Brüsseler Spitzen.

Ein englischer Reisender in Amerika sagt, daß es auf ihn immer einen außerordentlichen Eindruck gemacht hätte, so große Schiffe, wie die amerikanischen Riesen-Dampfer zu sein pflegen, auf so kleinen Flüssen, wie der Alabama, der Tombeckbee, der Flint-River und andere dem großen Publicum fast unbekannte Flüsse sind, sich bewegen zu sehen. Diese amerikanischen Dampfer, obwol sie so groß wie Schlösser sind, fast tausend Menschen und eine gewaltige Masse von Waaren fassen, gehen doch außerordentlich wenig tief im Wasser, und die amerikanischen Capitaine pflegen nach Mr. Lyell zu sagen, „daß sie überall segeln können, wo es nur feucht ist.“ Sie fahren mit colossalen Schiffsgebäuden in Flüssen, die nur zwei Fuß tief, und nicht breiter als ein mäßiger Graben sind. — Gerade den umgekehrten Eindruck empfingen wir auf der berühmten Donau, wo wir, obgleich der Fluß bei Donauwörth schon sehr mächtig ist, in ein winzig kleines Boot eingeschifft wurden. Und doch, wie viel Mühe hat es noch gemacht, und wie viele Jahre hat es gedauert, bis diese Dampfschifffahrtslinie quer durch Baiern hindurch von Donauwörth bis Regensburg eingerichtet wurde! Wer die verschiedenen Berichte über die Ulmer und Regensburger Dampfschifffahrtsgesellschaften und ihre Anstrengungen gelesen hat, der weiß es.

Wir fuhren mit unserm kleinen Dampfer in einer auffallenden Einsamkeit auf dieser mächtigen Pulsader des Verkehrs dahin. Die großen Flußarme irrten zwischen ihren bebuschten Inseln und abgerissenen Ufern, wie in einer menschenleeren Wüstenei, umher. Ich glaube, noch immer geht nur einmal oder ein Paar Mal alle Woche ein Markt- und Waarenschiff, ein sogenanntes „Ordinari“, von Ulm und ebenso oft eins von Donauwörth die Donau herunter.

Man muß besonderes Glück haben, wenn man es einmal trifft, diesen den Fluß belebenden Schiffen zu begegnen. — Für einen Amerikaner muß dieser unbenutzte Strom ein ganz staunenswerther und unbegreiflicher Anblick sein. Für einen Deutschen ist es dazu noch ein sehr trauriger. Es war ein Engländer an Bord, der als Maschinenmeister auf verschiedenen Donaudampfschiffen gefahren hatte, und mit dem ich über das Phänomen der Leblosigkeit der baierischen Donau sprach. Er meinte, der Fluß sei noch mit zu großen Zolllasten beladen. Fast bei jeder Stadt gäbe es noch allerlei Abgaben, auch seien der Brücken zu viele. Die Donau, sagte er, wäre Nichts weniger als frei. Sie gehöre auch weder Baiern, noch Deutschland, noch der Welt an, sondern gewissen privilegirten Zünften und Gesellschaften. Mit der Schiffbarmachung und Regulirung wolle es deßwegen nicht fortschreiten, weil sie nicht kundige Männer genug hätten. Sie hätten eine Menge Räthe und Herren, die zu Zeiten zum Flusse herankämen und sich die Donau durch die Brille beschauten, sehr viel darüber schrieben, aber wenig oder gar Nichts dazu thäten. Sie sagten immer: „es geht halt nicht. Die Donau ist zu gewaltig.“ „Aber warum zum T..... sollte es nicht gehen? Hätten wir nur dieß Stück Donau in England oder Amerika, ich möchte 'mal sehen, was *wir* daraus gemacht hätten.“

Die Donau wird jetzt schon seit der Römer Zeiten beschifft, und doch sieht sie von ihrer Quelle bis an die östreichisch-baierische Gränze (wo es etwas anders wird) so aus, als wenn der Mensch sie noch nicht mit einem Finger angerührt hätte, und sie scheint sich in ihrem ursprünglichsten Naturzustande zu befinden. — Es ist noch nicht einmal ein Weg längs des Flußufers für den Landverkehr der Schiffer gemacht, für ihre Fahrten hin und her, um ihre Schiffe zu beaufsichtigen, für ihre Pferde, welche die Schiffe

stromaufwärts ziehen. Diese müssen manchmal durch das wildeste Terrain sich einen Weg bahnen. Da das Wasser des Flusses sich hin und her wirft, sich neue Arme bilden, und die Ufer und Inseln zuweilen mit dichtem Gebüsch bewachsen sind, so sind die Schiffer und Pferdeführer zuweilen genöthigt, sich mit der Axt in der Hand einen Weg durch die Gebüsche und Wälder zu hauen, als wenn sie in einem wilden Lande wären, das sich noch im ersten Stadium der Cultur und Colonisirung befände. Da das Fahrwasser der Donau nicht immer dasselbe bleibt, so hat sich auch nicht einmal durch solche gelegentliche Säuberung und Lichtung und durch wiederholte Benutzung ein leiblicher Treppelweg im Laufe der Jahrhunderte von selbst herstellen können.

Auf vielen Inseln und auch zuweilen mitten im Fahrwasser lagen noch losgerissene Bäume. Oft waren es schöne Eichbäume, ganz wie auf dem Missouri die „Snags". Hier nennen sie dieselben „Stöcke". Die Amerikaner haben aber längst Maschinen erfunden, um die Snags aus ihren Flüssen zu ziehen, und man kann die höchste Wette darauf eingehen, daß, wenn die anglosächsische Race erst einmal 2000 Jahre lang am Missouri gewohnt haben wird, wie unsere baierische oder deutsche Race an der Donau, daß dann jene eingewurzelten und im Sande verschlämmten, der Schifffahrt so hinderlichen Snags längst alle verschwunden sein werden. — Allerdings gebe ich zu, daß wir ein oder zweimal Leute beschäftigt sahen, mit Stricken an diesen Donau-Snags zu zerren, um sie bei Seite zu ziehen, und ich glaube auch, daß jetzt die Reinigung des Donau-Betts eifriger, als je früher, betrieben wird. „Wir haben heuer," so sagte mir ein Flußwart, den wir an Bord hatten, „wieder einen Bericht über die Donau-Fluß-Verbesserung hinein geschickt," (er meinte nach München) „weiß Gott, was wir wieder herab kriegen werden. Auch habe ich gehört, daß die

Kammern nun 500,000 Gulden für den Fluß bewilligt haben."

„Schaun's, das hilft aber Alles Nichts," sagte nun hierzu ein Mann, der sich für einen auf der Donau sehr befahrenen Schiffscapitain ausgab. „Das Geld wird doch nicht richtig verwandt werden. Die Herren droben in München, die am Ende zu entscheiden haben, wissen doch nicht recht, wie es mit der Donau steht und was dem Flusse noth thut. Wir Schiffscapitaine, die wir den Fluß Jahr aus Jahr ein befahren, wissen das am besten, und wir wissen's allein. Die obersten Herren in München müßten sich alle einmal mit uns auf den Fluß setzen, und ihn von einem Ende zum andern beschiffen. Und selbst dieß würde noch nicht helfen. Denn so Etwas läßt sich doch nicht Alles auf einer oder auf zwei Inspectionsreisen klar machen. Wir Schiffer von der Donau werden oft zu Rathe gezogen und als „Experten", wie sie es nennen, um unsere Meinung befragt. Aber dieß ist auch ein unangenehmes Geschäft. Die Herren Gelehrten wollen es noch besser wissen, und da hat man dann viel Aerger und Noth davon, und Jeder behält dann lieber, was er weiß, für sich, und der Zustand der Donau, so klar er vor Augen zu liegen scheint, bleibt doch ein Geheimniß.' Ich habe auch einmal ein Gutachten abgeben müssen, und habe darin die Donau so deutlich geschildert, wie meine fünf Finger hier. Da haben die Herren von der Wasserbau-Commission in Ingolstadt gesagt, mein Bericht wäre falsch und durchaus nicht treu. Da bin ich aber selbst falsch geworden. Sie haben mich zu Protokoll vernommen. Und ich habe zu Protokoll gegeben, daß wer gesagt hätte, daß mein Bericht falsch wäre, ein Lügner oder ein dummer, unwissender E . . . sein müßte. Und dabei bin ich geblieben. Da ist nun schnell von München herunter gekommen, mein Fall müßte untersucht werden, und ich sollte

gleich nach Donauwörth gehen. Das habe ich gethan, und in Donauwörth hat schon ein Oberingenieur gestanden. Mit dem habe ich mich eingeschifft, und wir sind die ganze Donau langsam herunter gereist. Und, mein Gutachten in der Hand, habe ich ihm Alles Stück für Stück gezeigt, wie die Donau beschaffen ist. Der Ingenieur hat auch Alles ganz richtig befunden, und hat mit mir ein Protokoll unterschrieben, und das haben wir hinein gesandt. In München haben sie mir nun geglaubt, und haben einen curiosen Wischer nach Ingolstadt herausgethan. Auch haben sie dann ein Bisl Geld herabgeschickt. Viel ist zwar darnach auch noch nicht worden. Aber ich habe doch Recht behalten, und meine Ehre war gerettet."

Gott weiß, wie diese Dinge alle zusammenhängen mögen. Aber so viel ist gewiß, daß die Leblosigkeit der Donau in den Inseln und veränderlichen Flußarmen und in den „Stöcken" allein nicht zu suchen ist. — Kriegsleben ist sonst immer genug an der Donau gewesen. Auf der Schlachten=Charte Deutschlands von Herrn von Rothenburg, auf der bei jeder Localität unseres Vaterlandes die seit der Römer Zeiten dort vorgefallenen Gefechte und Kämpfe verzeichnet sind, fällt die ganze baierische Donau von Ulm über Höchstett, Donauwörth, Abensberg, nach Regensburg und Passau gleich als ein hervorragendes und außerordentliches Schlachtterrain in die Augen. Man muß leider sagen, daß hier an der Donau von jeher mehr Blut vergossen und Schwerter gekreuzt, als Waarenballen versandt und Gelder getauscht worden sind.

Sieht man von diesen für einen deutschen Patrioten so traurigen Dingen ab, so bietet im Uebrigen eine Donau=Fahrt durch Baiern sehr viel Genuß und ist auch lehrreich und interessant; und bei so schönem Wetter, wie das, was uns auf diesem Donau=Stück begleitete, sind auch der Natur=

reize und anziehenden Scenen fast nicht weniger, als auf der östreichischen Donau, obgleich sie allerdings anderer Art sind. — Nicht wenig interessirte es mich, die merkwürdige und charakteristische Verschiedenheit der Nebenflüsse auf der linken und auf der rechten Seite zu beobachten. Diese, der Lech, die Isar, der Inn, die von den Alpen kommen und zum Theil aus Gletschern oder wenigstens aus großen Schneemagazinen gespeist werden, haben eine auffallend weiße Farbe. Jene dagegen, die Altmühl, der Regen, die Naab, die Ilz, welche keine Gletscherquellen haben, sondern zum Theil von den mit Laub gefüllten Terrains des Böhmer-Waldes herabfließen, haben alle eine eben so auffallend dunkle Farbe, einige fast so dunkel, wie die Torfmoorflüsse in der Lüneburger Haide.

Die Donau, die anfänglich von der Rauhen Alp und dem Schwarzwalde zusammenfließt, hat bis zur Einmündung des Lech eine weder weißliche noch bräunliche Farbe. Bei der Mündung des Lech erhält sie zuerst eine Hauptbeimischung des weißgrünlichen Alpenwassers. Man kann auf einer ziemlichen Strecke das trübe, weißgrünliche Wasser des Lech von dem durchsichtigeren und indifferenteren der Donau unterscheiden. Die Scheide- und Gränzlinie zwischen den beiden Flüssen, in welcher ihre Gewässer nebeneinander hinwirbelnd zusammenstoßen, und längs deren ihre verschiedene Färbung deutlich in die Augen fällt, nennen die Donauschiffer „den Wechsel". Besonders weißlich, milchig, kalkig (wenigstens scheinbar kalkig) ist das Wasser der Alpenflüsse zur Zeit der Schneeschmelze. Weiter hin im Hochsommer klärt es sich etwas mehr ab und wird mehr bläulich grün. Aber obgleich wir eben jetzt im Hochsommer waren, so erschien das Lech-Wasser „im Wechsel" mit dem Donau-Wasser verglichen doch immer noch we ßlich. Von der Lech-Mündung an herrscht in der Donau selbst schon die weiße Kalkfarbe der Alpengewässer oder der mächtigen Flüsse

des rechten Ufers vor. Die auf der linken Seite sind viel kleiner und unbedeutender. Aber erst von der Mündung des Inn an, der eben so mächtig und wasserreich ist, wie die Donau selbst, und lauter Alpengewässer herbeiführt, überwiegt in der Donau ganz entschieden die Alpenflußfarbe, und man kann sagen, daß durch den Inn die Farbe der Donau nun so wird, wie sie bis ans Ende bleibt.

Eben so, wie die Farbe, wird auch die Temperatur der Donau bei jeder Einmündung eines bedeutenden Flusses verändert. Die Alpen- und Gletscher-Flüsse der rechten Seite sind viel kälter, als die Wald- und Granitflüsse der linken Seite. Bis zum Lech ist die Donau ein ziemlich warmes Gewässer. Der Lech kühlt sie sehr ab. Doch behält sie bis zum Inn eine mittelhohe Flußwasser-Temperatur. Der Inn aber führt ihr so viele kalte Gletscher-Wasser zu, daß sie dadurch nun bis Wien und Pesth hinab einer der kältesten Hauptströme Deutschlands wird. Es ist natürlich, daß sowol die Farbe, als die verschiedene Temperatur der Donau-Nebenflüsse und der verschiedenen Abschnitte des Hauptflusses, auf die Wasserfauna und Ufervegetation einen sehr großen Einfluß gehabt haben muß. Die verschiedene Farbe rührt ja nur von verschiedenartigen Beimischungen oder mancherlei chemischen Bestandtheilen her, die auf die Wassergeschöpfe verschiedentlich einwirken. Es leben — um ein Beispiel dieser Einwirkungen anzuführen — in allen den braunen Flüssen, die vom baierischen und Böhmer-Walde herabkommen, Perlenmuscheln, welche in den weißlichen Flüssen der Alpen gar nicht existiren können.

Bei dem Zusammenfluß des Lech mit der Donau giebt es keine andere menschliche Ansiedlung, als das Dörfchen Lechs-Gmünd. Eben ein solches Dörfchen mit Namen Isar-Gmünd giebt es bei der Einmündung der Isar. Es

ist ein wunderbarer Anblick, diese großen Flüsse sich zu einer so unfruchtbaren Ehe mit einander vermählen zu sehen, da doch sonst auch an der Donau bei dem Einströmen jedes bedeutenden Nebenflusses die Frucht einer solchen Verbindung, eine blühende Handelsstadt, daneben liegt (z. B. Ulm an der Iller-, Passau an der Inn-Mündung 2c. 2c.). Ich kann mir diese Wildniß und Städtelosigkeit an den Lech- und Isar-Mündungen nicht zur Genüge erklären. Doch haben zum Theil vielleicht die benachbarten Donau-Moose mit darauf hingewirkt, diese Gegenden unbewohnbar zu machen.

Bei der Lechmündung herum und noch Etwas unterhalb ist der Anblick der Donau ziemlich Missourisch. Verwirrte Inseln und verirrende Flußarme in Menge, zur linken Seite mehr hohes Ufer, zur rechten der Anfang von Donau-Moosen. Und der Hauptsache nach bleibt es so bis unterhalb Ingolstadt, bis in die Gegend von Neustadt und Kehlheim. Nur vor Neuburg, wo zu beiden Seiten Hügel und hie und da alte Schlösser oder Burgruinen auf Felsen erscheinen, ist eine kleine Unterbrechung. Aber gleich nach dieser kleinen Unterbrechung kommt bei Ingolstadt schon wieder das alte Inselgebüsch und Flußarm-Labyrinth. Indeß, wie gesagt, langweilig ist es durchaus nicht, in diesem Labyrinthe zu fahren. Man ist immer gespannt, durch welchen Flußarm das Schiff seinen Weg finden wird. Die Inseln, die angränzenden Donau-Moose und der weite Flußstrand sind von Schaaren von Vögeln belebt. Die Gebüschmassen sind oft so wild und malerisch durcheinander geworfen, wie in englischen Parks, und da Du streckenweise durch scheinbar ganz unbewohnte Striche segelst, und weit und breit außer dem Dampfer, auf welchem Du Dich mit Deiner kleinen Reisegesellschaft befindest, kein Schiff siehst, so bildest Du Dir zuweilen ein, Du gehörtest zu einer Partie Auswanderer,

die irgendwo in einem entfernten Welttheile darauf ausginge, eine Colonie zu stiften.

Unsere kleine Colonie war recht angenehm zusammengesetzt. Zuerst hatten wir ein artiges, junges Paar aus Norwegen, von welchem Er sehr geläufig deutsch sprach, Sie aber nur so viel verstand, als sie bei einem Schulmeister in Christiania gelernt hatte. Eine schwäbische Dame aus „Würteberk" und eine preußische aus „Schläsien" nahmen sich ihrer sehr freundlich an und bemühten sich, in ihren verschiedenen Dialekten Aufklärungen über das Land, das wir durchschifften, zu geben. Aber weder das Schlesische noch das Schwäbische schien so gut mit dem Deutsch des norwegischen Schulmeisters zu harmoniren, daß ein klares Verständniß immer der Erfolg der Explicationen gewesen wäre. Meine Norwegerin blickte mit großen, fragenden Augen bald die schwäbelnde Würtembergerin, bald die Schlesierin an und schüttelte den Kopf, und ich mußte oft mit meinen dänischen Reminiscenzen dazwischen treten, um Nord- und Süddeutschland zu vermitteln und in Harmonie zu bringen.

Die Schlesierin hatte ein kleines, einjähriges Kind bei sich, das ihr gegenüber auf dem Schooße einer jungen Wärterin saß. Sie waren schon die Nacht durchgefahren, und die Wärterin war sehr müde. In der Sonnenhitze des Tages fielen ihr oft die matten Augen zu, die Arme erschlafften, und das Kind drohte vom Schooße zu fallen. Die Mutter gab dann dem Mädchen ein ermunterndes Zeichen, und dieses raffte sich und das Kind wieder auf. Die besorgte Mutter, die aber selber sowol zu schwach, als auch zu bepackt war, um ihr Kind selbst auf den Schooß zu nehmen, hatte die Wärterin immer im Auge, und so wie sie merkte, daß die Arme derselben anfingen zusammenzusinken, die Blicke zu ersterben, die Augenlider überzuschlagen, ver-

finsterten sich ihre Züge immer mehr, und wurden ernster, mahnender und strenger. Das Mädchen hatte auch schreckliche Angst, riß die Wimpern zuweilen mit Gewalt empor, richtete stets die scheuen Blicke auf ihre Herrin, und heftete sie noch, gleichsam sterbend, auf diese, da schon der milde Bruder des Todes sie ihr verfinsterte, und das jugendliche Haupt wie eine verwelkende Blume zusammenknickte. — Es war ein recht anziehendes Bild, das zu beobachten meinem norwegischen Freunde und mir, wenn wir sonst Nichts zu thun hatten, recht viel Vergnügen machte. Die schlesische Mutter hatte übrigens in einem Körbchen einen ganzen Apparat von Nahrungs- und Geduldstillungs-Mitteln für ihre Kleine, einen elfenbeinernen Ring zum Beißen für die Zähne, ein kleines Schellenspiel zum Klingklang für die Ohren, mehrere in Papier gewickelte Sächelchen, die ich nicht zu sehen bekam. Dann eine Flasche mit Zuckerwasser und einem Saugstöpsel, der dem Kinde, wenn es schrie, zuweilen in den Mund gesteckt wurde. Das wichtigste Werkzeug aber war der „Schnuller", ein kleiner, mit angefeuchtetem Zwieback gefüllter Beutel, an dem das Kind sog, oder, wie sie in Schlesien sagen, „schnullte". So wie der Kleine schrie oder Ungeduld zeigte, wurde ihm der Schnuller zwischen die Lippen prakticirt, und zuweilen wurde dieser Schnuller auch mit einer in Schlesien präparirten Flüssigkeit, die in einer besonderen Flasche aufbewahrt wurde, angefeuchtet. — Auch in anderen Theilen von Deutschland sind solche Saug-Apparate für die Kinder gebräuchlich, z. B. in Sachsen, wo man sie „Zulps", in Preußen, wo man sie „Lutscher" nennt. Gott weiß es, ob wir nicht zum Theil mit diesen „Schnullern", „Zulps" und „Lutschern" unsere Race verderben. Die alten Germanen haben wol schwerlich weder Zulps noch Schnuller noch Lutscher gekannt. In England versteht auch bis auf diesen Augenblick noch kein Kind zu „lutschen",

zu „schnullen“ oder zu „zulpen“. Die Mütter haben dort den ganzen Apparat, den meine Schlesierin in ihrem Korbe hatte, in ihren — Brüsten. Vielleicht spielt bei uns eine gewisse falsche Schaam der Mütter auch eine Rolle dabei. In England geben die Mütter aus den geringern und selbst aus den mittleren Ständen ohne Scheu öffentlich auf dem Postwagen, oder Dampfschiff, oder wo das Kind es bedarf, ihm die Brust.

Neuburg war bekanntlich sonst die Residenz einer besondern baierischen Fürstenlinie, Ingolstadt der Sitz eines mächtigen Bischofs. Letzteres ist jetzt die stärkste oder wenigstens die am gewaltigsten ummauerte, ächt baierische Festung. Man hat in neuerer Zeit große Summen für seine neuen Festungswerke, seinen Brückenkopf und seine Blockhäuser ausgegeben. Viele wollen aber behaupten, daß diese Ausgaben nicht auf den rechten Punkt gefallen seien. Wenn wir die deutsche Bundesfestung Ulm nur erst fertig hätten, dieß wäre uns Deutschen viel wichtiger. Aber für die Vollendung des baierischen Capitols Ingolstadt waren Gelder und Arbeiter viel flüssiger. Ich möchte überhaupt wohl einmal eine genaue Rechnung sehen über alle die Summen, die in neuerer Zeit für Festungen und Walhallas, und Friedenstempel, und Ludwig=Canals=Schleusen an der Donau verausgabt worden sind. 20 oder 25 Millionen werden es wohl allerwenigstens sein. Die Walhalla und der Friedenstempel sind bloße Zierrathen, der Ludwigs=Canal, der höchst prachtvoll gebaut ist, aber wenig benutzt wird, auch nicht viel mehr, und von der Festung von Ingolstadt will man dieß nun auch gar behaupten!! Wenn man alle jene Summen auf die Regulirung und Schiffbarmachung der Donau allein verwandt hätte, ob das nicht viel besser gewesen wäre?

Unterhalb Ingolstadt bei Neustadt gewinnt die Donau

auf einmal eine andere Physiognomie. Die Arm- und Insel-Bildung hört auf. Die ganze Wassermasse zieht sich in einen einzigen und compakten Canal zusammen. Die Ufer werden auf beiden Seiten hoch und malerisch. Der Fluß durchbricht ein Gebirge oder ein Plateau, welches Niederbaiern von Oberbaiern scheidet. Das ganze Flußthal verengt sich, und recht mitten in der Verengung bei Neustadt und Kloster Weltenburg fängt jetzt Niederbaiern an. Dieses Kloster liegt in einer höchst reizenden Gegend, da wo der Fluß am meisten zusammengeengt ist, und wo seine felsigen und zerklüfteten Ufer am schroffsten sind. Es ist, glaube ich, ein Benedictiner-Kloster. In französischer Zeit wurde es aufgehoben. „Sie bekamen anfangs von Oestreich, das die „Sache der Klöster unterhalten wollte, 30,000 hinaus ge„schickt. Nach der französischen Zeit wollten sie aber aus „Oestreich Nichts mehr herausgeben. Da sind die Benedic„tiner hinaufgegangen ans Ministerium in München, und „haben von da herausgekriegt, daß sie ihre Sach' wieder „construiren könnten. Seitdem spielen sie da wieder die „Herren. Aber Sie", setzte der Neustädter Bürgersmann, der mir dieß vortrug, hinzu, „die haben ein Bier da drinnen, „die Klosterherren, ich sage Ihnen, das ist was Delikat's, „was ganz Apartes. Eigentlich sollten wir hinauf und es „kosten, der Dampfer geht aber halt zu schnell."

Ich fand auch, daß er zu schnell ging, aber nicht sowol wegen des Bieres, als wegen der reizenden Landschaftsscenen, durch die wir dahin flogen. Auch die kleine Einsiedelei, die unterhalb Weltenburg erscheint, und mit Kirchlein und Kapelle wie ein Vogelnest zwischen den Felsen steckt, gewährt ein ungemein liebliches Bild. Als ich dieß Bild eben mit Genugthuung betrachtete, trat ein anderer Baier mit recht heiterem und lachendem Angesichte zu mir heran. Ich dachte, er wollte mir etwas recht Interessantes

von der hübschen Einsiedelei erzählen, und hielt ihm mein Ohr entgegen. „Sie, ich sage Ihnen“, fing er an, „da „drin steckt a Bier. Ja, es ist jammer=, jammerschad', daß „wir hier nicht einen Augenblick anhalten können.“ — „Ja, „das ist wahr“, sagte ein dritter Baier, der auch herbei „kam, „der Kerl von Einsiedler, der hot a Bier! Ich glaub', „die Engel bringens ihm. Oder er hats vom Kloster Wel= „tenburg. Aber es muß sich hier in seinem Felsenkeller noch „verbessern. Sie! geltens? In Berlin haben sie nicht so „an Bier, wie hier in Baiern. Ja, ja, ich weiß, ich bin in „Berlin gewesen und habs gekostet. O, ich habe das Bier „an jedem Ort in ganz Deutschland gekostet. I' moag' halt „kein Wein.“.

Unterhalb der Weltenburgischen Einsiedelei öffnete sich der Thalweg wieder Etwas, und man blickt in ein sehr an= muthiges und bequemes Becken hinein, wo in einer ange= nehmen Situation ein recht stattlicher Ort liegt. Ich dachte gleich, es wäre Kehlheim, wollte mich aber doch dessen ver= gewissern, und wandte mich mit fragender und suchender Miene herum, um Jemand zu finden, der mir es sagen könnte. Sogleich sprang auch einer herbei: „Schoffen's a Bier!“ — „Bester Freund! nein! nein! nein!! ist das Kehlheim?“ — „Ja!!“ — Ich rathe Jedem, so lange er in Baiern reist, eine so gleichgültige, eine so wenig neu= gierige und fragende Miene, als möglich, anzunehmen, wenn er nicht auf Tritt und Schritt gefragt zu werden wünscht, ob er „a Bier schoafft“.

Kehlheim ist einer der hübschesten sowol als merkwür= digsten Punkte an der baierischen Donau. Hier mündet die Altmühl durch ein breites Thal aus, sie bringt die Schiffe des Ludwigs=Canals vom Main her mit. Die Donau wird daher von hier an durch Handel und Schiff= fahrt belebter. Auch werden daselbst die bekannten Kehl=

heimer Schiffe gebaut, die nun von hier an die Donau bis Wien befahren. Die Weltenburger Felsenge macht vermuthlich einen Hauptabschnitt in der Schiffbarkeit und dem Verkehrsleben der Donau. Eigentlich fängt hier und bei Regensburg erst eine Beschiffung der Donau, die der Rede werth ist, an. Der Weltenburger Felsen-Engpaß endigt mit einigen schroffen Bergpfeilern gerade bei Kehlheim. Und auf dem Gipfel eines dieser Pfeiler sahen wir die Gerüste, Baumaterialien und angefangenen Mauern des Riesenbaues, den der König Ludwig hier betreiben läßt, und den er die „Befreiungshalle" genannt hat. Leider nahmen wir uns nicht die Zeit, diesen merkwürdigen Prachtbau-Anfang zu besichtigen.

---

6. In Regensburg.

Gegen Abend gelangte ich zu der alten, guten deutschen Stadt Regensburg. Was könnte nicht ein Deutscher, wenn er in jetzigen traurigen Zeiten sein patriotisches Herz ausschütten wollte, über eine solche gute, liebe, alte deutsche Reichsstadt, eine Zeugin besserer Tage, vorbringen! Mit den alten deutschen Reichsstädten, wenn sie erst einmal ganz vom Erdboden verwischt sind, wird ein ganz eigenthümlicher und höchst gemüthlich ansprechender Typus von städtischer Einrichtung, von Wohnlichkeit und Baustyl zu Grunde gehen. —

Ich tummelte mich hier mit meinen norwegischen Freunden herum und zeigte ihnen die Raritäten dieser geliebten deutschen Stadt, ihren wundervollen Dom, die prachtvolle Grabkapelle der Turn und Taxis, das Rathhaus und mehrere andere Dinge. Meine Normannen unterhielt dieß sehr, aber noch viel lieber als dieß Alles — so vertrauten sie mir —

wäre es ihnen, wenn sie einmal eine Nachtigall sehen und singen hören könnten, und sie würden mir sehr danken, wenn ich ihnen diesen Genuß einmal verschaffen könnte. In ganz Norwegen, so erzählten sie mir, hielte gar keine Nachtigall aus, und was die deutschen Dichter von diesem Vogel gesungen, was auch schon die Griechen von der Philomele gefabelt, und was davon zu ihnen herüber geklungen, laute Alles so schön, daß es einen Theil der Sehnsucht jedes Norwegers, der nach Deutschland herüber reise, ausmache, einmal einen dieser Vögel schlagen zu hören. Wir eilten nun in den Straßen von Regensburg auf und ab, um irgendwo eine Philomele zu entdecken, von der Donaubrücke zum Rathhaus, vom Rathhaus zum Schottenkloster, vom Schottenkloster zum Dom. Hie und da hing wol ein Vogel am Fenster, der auch ein wenig zu zwitschern anfing. Meine Freunde, wenn sie einen Ton oder einen Triller hörten, fragten dann: „War das nicht Philomele? oder dieses?“ Endlich sah ich in der „Gesandtenstraße“ ein dunkelverhangenes Bauer vor einem Fenster hängen. Es war eine Nachtigall. Doch leider schien die Mittagssonne so heiß. Wir lehnten eine Stunde lang vergebens an der Mauer und harrten und harrten eines süßen Lautes. Aber der Nachtvogel war nicht zu bewegen, in der Hitze den Mund aufzuthun. Gegen Abend gingen wir wieder auf die Nachtigallen-Jagd, und da ich von einem reizenden Garten gehört hatte, in dem sich die Regensburger zu ergötzen pflegten, so führte ich meine Freunde dahin, in der Hoffnung, es möchte dort irgendwo ein solcher lieber, gefiederter Pfeifer im Busche stecken. Aber auch hier wurden wir getäuscht. Es waren nur befrackte Pfeifer, Geiger und Hornbläser da, die einer artigen Gesellschaft von biertrinkenden Herren, Damen und Kindern Straußische Walzer vorspielten. Endlich am anderen Morgen ganz in der Frühe, als wir uns



schon mit der Sonne erhoben hatten, und als diese eben die ersten, ungetrübten Lichtblicke in die krummen Straßen von Regensburg herabsandte, hörte ich eine Nachtigall. Voll Freude rief ich meine Norweger, und diese waren ganz Ohr. Die alten Gebäude der Stadt standen so still und lautlos da. Alle Fenster waren noch verschleiert, und der bewundernswürdige, kleine Vogel ließ seine schönen, runden, tief aus der Brust geholten Töne so reizend um das alte Haus Karls V. (jetzt das Wirthshaus zum goldenen Kreuz) herum erschallen, wie in der Ruhe eines verborgenen Waltdickichts. Ich war zufrieden, meine Norweger ganz entzückt, und dann gab ich ihnen noch die Adresse einer Nachtigall, die ich an einer gewissen Straßenecke einer gewissen deutschen Stadt hängen wußte, und wo, wie ich ihnen sagte, wenn sie durchkämen, sie an jedem schönen Abende sich einem kleinen Auditorium von Nachtigallen-Bewunderern anschließen könnten, das an jener Straßenecke unter dem verdeckten Bauer die süßen Klagen belauschte, welche Philomele den alten Kirchthürmen der Stadt erzählte. — Endlich krähten die Hähne, die Hühner schrieen auf aus den Höfen der benachbarten Häuser, die Sperlinge zwitscherten und kamen geflogen, die Brodkrumen, die wir ihnen zuwarfen, zu haschen, die Krähen erwachten in ihren Thurmlöchern und kündigten dieß durch lautes Gekrächze an, und in diesem lauten Tagesgeschrei, so wie in dem Gerassl l des Wagens, der uns zur Walhalla führen sollte, ging das schöne Geflöte der Nachtigall unter.

Die Walhalla entzückte uns, und ich muß gestehen, daß ich bei ihrem Anblick alle Gedanken an die schweren Kosten, die das Land davon gehabt haben mochte, vergaß. Es ist ein Gebäude, das ein Deutscher nicht anders als mit innigster Bewegung seines Herzens anblicken kann. Ich vergaß anfangs Alles dabei, sowol die Kosten, als auch,

daß es ein Fürst und nicht die Völker selbst ihren großen Männern, als auch, daß es ein baierischer Reichsfürst und nicht ein deutscher Kaiser gebaut habe, sowie endlich auch, daß diese deutsche Ruhmeshalle hier mitten in freier Natur, fern von jedem großen Lebenspunkte des Volks, an einer verhältnißmäßig wenig besuchten Flußstraße, so zu sagen, mitten im Walde und Gebirge liegt. — Es ließe sich über jeden dieser Punkte wohl Manches hin und her erwägen. — Doch, wie gesagt, wir waren in einer freudigen, von aller Kritik gänzlich entfernten Stimmung, und diese Stimmung wurde noch dadurch erhöht, daß wir jetzt auch unserem alten, kernfesten und mannhaften Luther hier begegneten, der nun seit zwei Jahren zu seinem Rechte gekommen ist. Man hat den König Ludwig persönlich viel darüber angegriffen, daß er Luther nicht von vorn herein zu den großen Männern Deutschlands rechnen wollte. Ein Mann aber sagte uns hier, daß der König dabei Rücksichten auf die Stimmung seines Volkes habe nehmen müssen. Sogar noch jetzt vor zwei Jahren, als Luther hierher geschafft worden wäre, seien die Bauern der Umgegend darüber ganz unruhig geworden, und hätten gesprochen, sie wollten gelegentlich den argen Ketzer einmal wieder zum Tempel hinauswerfen.

Von der Walhalla und Regensburg aus beginnt nun das seiner landschaftlichen Reize wegen so viel gepriesene Donau-Thal, obgleich ich, wie gesagt, geneigt bin, das obere Stück der Donau von Donauwörth her fast eben so reizend zu finden. „Wie beneide ich Sie", sagte mir ein Baier, „um diese hübsche Partie, die ich, obgleich ich in Regensburg wohne, noch nie habe machen können! Sie haben überall hübsche Scenen, Aussichten, malerische Ruinen 2c. Ja und dann haben Sie auch noch überall „an gutes Bier", wenigstens bis Passau hinab. Das Passauer ist sogar b'sonders gut. Für den Liebhaber nimmt aber

das Dampfschiff auch immer einige Fässer Regensburger an Bord, welches Einige vorziehen. Hinter Passau, da stehts schlimm aus. Da kommen die östreichischen Weine, und an die werden Sie sich schwer gewöhnen." — „Wie kann man sich in Passau amusiren, und wo kann ich meinen Abend auf eine interessante Weise zubringen?" fragte ich. — „Gehen Sie ja sonst nirgends wohin, als in den Flad=Keller, da werden Sie an gutes Glas Bier trinken. Und haben auch noch eine schöne Aussicht dazu."

Ein anderer Baier saß mit mir im Gastzimmer und erwartete den Omnibus, der uns zum Dampfschiffe führen sollte. Dieser wurde uns auf einmal angemeldet, und wir tranken die letzten Reste unseres Bieres aus, um in den Wagen zu springen. Aber es war ein falscher Lärm. „Der Omnibus würde erst in einer Viertelstunde kommen." Wie froh war mein Baier! „Gott sei Dank", rief er aus, „da haben wir „noch a biß'l Zeit, da können wir ja noch ein Krüg'l Bier z'sammen trinken!" — und schnell ließ er sich wieder einschenken, und zeigte sich so lange recht munter, bis der Omnibus wirklich kam und unser Biertrinken nun schließlich unterbrach.

Nachher am Nachmittag in Passau besuchte mich derselbe gute Baier auf meinem Zimmer. Ich fragte, ob ich ihm Etwas vorsetzen könnte. „Ich danke schön!" sagte er, „ich habe heute schon das Meine genossen. Sie haben da Wasser stehen. Ich will grad' ein Glas Wasser trinken." — Ich wollte ihm dabei behülflich sein. Aber ich sah, daß sein Gesicht immer ernster wurde, je höher das Wasser in dem Glase stieg. Er wurde ganz stumm und verlegen. Ich fing an, den baierischen Gedanken, mit dem er schwanger ging, zu errathen, und wollte ihm auch hier behülflich sein. „Aber sagen Sie mal", sprach ich, „wirklich, Sie sollten ein Glas „Bier trinken. Wer weiß, ob Ihnen dieß kalte Wasser gut

„thut“. — „Nun ja, Sie! wissen's was, geben's mir a „Glas Bier. Ja an Glas Bier ist halt doch schon das „Best'.“

7. Bis Passau.

Auf der Fahrt von Regensburg nach Passau durchschifften wir den größten Theil des Landes der Niederbaiern. Diese müssen nach der Beschreibung, welche Baiern selbst mir von ihnen machten, ein sehr wenig cultivirter Volksstamm sein. Sie sind entsetzlich roh und unwissend, rauflustig und rachedurstig. Und obwol sie ein höchst fruchtbares Land bewohnen, dessen Bebauung sie reich macht, leben sie doch unordentlich und schmutzig, sind dabei zu Zeiten aber in gewissen Dingen verschwenderisch und luxuriös. So z. B. trägt ein wohlhabender Bauer zuweilen seine drei bis vier Taschenuhren im Gürtel, was gewiß sehr überflüssig zu nennen ist. Nicht bloß Schlägereien, in denen sie einander todtschlagen, sondern auch Mordthaten, wobei sie einander aus Rache auflauern und niederstechen, sollen bei ihnen ganz gewöhnlich und viel häufiger sein, als in irgend einem anderen Theile von Baiern. Mir standen die Haare zu Berge über alle die Geschichten von niederbaierischen Verbrechen, die man mir erzählte. Und ich glaube nicht, daß man sich die Mühe gegeben hat, mir Etwas aufzubinden, und seine eigenen Landsleute bei mir herab zu setzen. Insbesondere sind die Leute aus dem Rotthale sowol ihres Reichthums, als ihrer Völlerei, als auch ihrer Gewaltthätigkeit wegen geradezu berüchtigt. Die Rott, wonach jenes Thal den Namen hat, ist ein kleiner Fluß, der einige Meilen oberhalb Passau aus Niederbaiern dem Inn zufließt. Die Beamten, von denen meine Belehrung in

diesem Punkte größtentheils herrührte, sind freilich wol überall etwas streng in ihrer Kritik der unteren Volksklassen, und ich fragte daher in Passau eine Köchin aus Oestreich, die, wie sie mir sagte, schon seit längerer Zeit in Niederbaiern diente, um ihre Meinung über den Gegenstand, der mich so sehr in Verwunderung setzte. Aber auch sie gab mir keinen besseren Trost. „Ja, ja", sagte sie, „die Niederbaiern sind ein gar grob's Volk. Das ist schon so ihre Art. Sie sind schon so von ihren Aeltern aufgezogen. Der Vater im Rotthale spricht zu seinem Sohne: „Der Bub ist mir gar nicht frisch. Du raufst ja gar nicht! Wehre dich doch deiner Haut, wenn sie dir am Zeuge was flicken wollen." So findet er beim Vater immer einen Beschützer, was er auch Gottloses verrichtet haben mag, wenn er nur nicht gerade einen „terschlagen" hat. Und da vergeht keine Woche, daß nicht Einer „terschlagen" wird. Eine andere Rache haben sie schon gar nicht, als terschlagen!"

Dieß Alles bezieht sich jedoch nur auf die Niederbaiern aus dem fruchtbaren und mehr ebenen Lande, das auf der rechten Seite der Donau liegt. Die Leute, welche auf der linken, gebirgischen Seite der Donau in dem sogenannten baierischen Walde und längs der böhmischen Gränze wohnen, sind zwar viel ärmer, aber auch viel friedfertiger, sittsamer und weniger übermüthig, vielleicht auch weniger kraftvoll. Sie haben wenig ergiebigen Ackerbau und leben meistens von den Beschäftigungen, die ihnen die Waldungen, das Holzhauen, Holzflößen ꝛc. gewähren. Von diesen Leuten erzählte man mir wieder manche hübsche und gefällige Geschichten, bei denen ich die grauslichen von der rechten Seite wieder Etwas vergaß. Ich erkundigte mich hier fleißig darnach, wie das baierische Volk die wunderhübschen baierischen Gedichte von Kobell aufgenommen habe, die ich ürzlich gelesen, und die mir so ausnehmend gefallen hatten.

Ob sie nicht recht volksthümlich geworden und allgemein in den Mund der Leute gekommen wären, fragte ich. Allein man lachte mich damit aus. Solche Kobell'sche Gedichte, sagte man mir, machten auf das Volk hier gerade so viel Eindruck, wie ein Angriff mit Strohhalmlanzen auf eine Windmühle. Das Volk sänge kein einziges von diesen Kobell'schen Liedern, und die Mädchen und Burschen würden die Idee wol unerträglich und höchst lächerlich finden, daß sie gedruckte Liebes-, Jagd- und Hirtenlieder bei sich in den Sennhütten haben sollten. — „So ein baierischer Bursche, wenn er verliebt ist, hat in einer Nacht mehr witzige Einfälle, und macht mehr Schnaderhüpfeln in einer Session mit seinem Maderl, als der Kobell in seinem ganzen Bande mit Mühe hat z'sammen drechseln und feilen können. Und so ein Sennmad'l verlangt beim Courmachen ein viel kräftigeres Liebes-Genre, als es ihr ein Bursche durch Vorsingen der Kobell'schen Lieder gewähren könnte. — Mit einem Worte: für das Volk sind diese Lieder so gut wie gar nicht da. Wenn unser Volk einmal weniger poetisch und originell werden sollte, als es jetzt noch ist, dann würden wol solche treffliche Lieder, wie die Kobell'schen, auch Eingang bei ihm finden. Einstweilen sind dieselben nur noch ein Luxus-Artikel für die Gebildeten."

Bei Passau kommen drei Flüsse zusammen, ein ganz schwarzgefärbter, die Ilz, ein ganz weißgrünlicher, der Inn, und einer von unbestimmter Farbe, die Donau. Der Punkt ist demnach von ältesten Zeiten her bedeutend gewesen. Die Römer schon hatten hier eine Befestigung und Stadt, die sie vermuthlich nach einer vom Rhein her geholten Soldaten-Colonie Batava castra (das batavische Lager) nannten. Aus dem „Batava" entstand nachher der Name „Passau". Zu der Römer Zeiten bildeten hier Donau und Inn eine Insel, und diese war es eben, auf welcher die Römer ihr Lager stifteten. Ein Haupttheil der Gewässer des Inn und

der Donau floß schon oberhalb dieses Ortes zusammen, zwei andere Arme begegneten sich erst unterhalb. Später sind die oberen Arme auch verschlämmt, die Insel ist eine Halbinsel geworden, und die Stadt breitete sich nun über diese ganze Halbinsel aus. Man erkennt übrigens die ursprünglichen Zustände noch heutiges Tages. Die ehemalige Insel, die gewissermaßen auch noch jetzt die Akropolis der Stadt bildet und ihre vornehmsten Gebäude enthält, ist etwas höher; das ausgefüllte Flußbett niedriger. Auch gehen noch bedeutende Reste der alten römischen Mauer, welche die Insel nach der Landseite vertheidigte, quer durch die Stadt hindurch. Diese Mauer ist noch ziemlich breit und hoch, und ich machte auf ihrem meistens ebenen Rücken, der mit Gras und Moos und Kräutern aller Art bewachsen ist, einen recht interessanten Spaziergang. Sie geht eine lange Strecke weit zwischen Gärten und Straßen dahin, und es bietet sich von ihrer alten, verfallenen Zinne aus jetzt die hübscheste Aussicht auf das friedliche Gartenleben und Straßentreiben der Einwohner von Passau dar. Einer Reihe von anmuthigen Anlagen dient sie als Garten- und Gränz-Mauer.

Napoleon hatte, ehe er Passau selbst gesehen, große Dinge mit ihm vor. Er wollte den Punkt in weitem Umfange befestigen, und ihn zu einer der größten Donau-Festungen erheben. Es wurden dazu auch schon ganze Wälder gelichtet, um das nöthige Holz zu gewinnen; Tausende von Leuten wurden beschäftigt und mehrere Steinbrüche in der Umgegend eröffnet. Allein plötzlich, als der Kaiser die Situation selbst in Augenschein genommen, gab er diesen Plan wieder auf, und ließ die Arbeiten einstellen. Passau liegt sehr tief zwischen den Uferhöhen ringsumher eingekastet. Dem römischen Lager auf der Insel konnten diese Höhen, auf die damals noch kein Feind Kanonen aufzupflanzen im Stande war, Nichts schaden. Aber jetzt, glaube ich, hätte

man die Fortificationen, um alle nöthigen Punkte darin aufzunehmen, zu weit ausdehnen müssen. Glaubte schon Napoleon nicht, den Punkt in dem gehörigen Maßstabe befestigen zu können, so konnte dieß Baiern noch viel weniger, und ich vermuthe, die alten, ältesten und neuesten Befestigungen, die man hier noch sieht, sind eben von keiner großen Bedeutung. Doch dient ein Theil derselben als Gefängniß für baierische Staatsverbrecher, deren die neuere Zeit nicht wenige geliefert haben soll.

Die Ilz bei Passau erhält ihre Gewässer zum Theil vom baierischen, zum Theil vom Böhmer-Wald, die beide noch mit großen, dichten Waldungen versehen sind. Der Fluß dient daher hauptsächlich zur Holztriftung. Es kommen jährlich 40,000 Klafter königliches Holz und darnach noch circa 15,000 Klafter Privatholz auf der Ilz herunter. 8 bis 9 Procent, so sagte mir der Trift-Inspector, gehen unterwegs von diesem Holze verloren, theils durch Zersplitterung und Aufreibung, theils durch Diebstahl. Der Triſthof bei Hals in der Nähe von Passau, den ich besah, ist ein sehr interessantes Bauwerk. Er dient zur Ansammlung und Aufspeicherung des Holzes, und man kann vermöge desselben die ganze Holztriftung reguliren, so daß man aus ihm immer gerade so viel Holz ausläßt, als eben unten bei Passau in Schiffen oder auf Flößen verladen werden kann. Auf den baierisch-böhmischen Gränzen giebt es einige große Waldbesitzer, die sowol im Flußgebiete der Donau, als in dem der Elbe und Moldau Holzungen haben, und die ihre Waldproducte zum Theil nach Süden in die Donau und nach Wien, zum Theil in die Elbe nach Prag und Dresden abführen. „So z. B. der Thun und der Schwarzenberg", sagte mir mein Trift-Inspector, „die da oben auf dem Gebirge sitzen, werfen sowol nach der Moldau, als nach der Ilz und andern Donau-Nebenflüssen hinüber." — Man mischt hier auf der Ilz, so wie überhaupt

auch auf allen anderen holzflößenden Flüssen, immer die Blöcke des harten Holzes mit denen des weichen Holzes zu gleichen Theilen, damit die eine Gattung des Holzes die andere mitnehme und fördere. Die eine Art schwimmt besser, die andere hat mehr Neigung zum Liegenbleiben, und wird durch die andere aus ihren Verstecken wieder herausgerissen. Der Trift-Inspector hat mir dieß gesagt. Ich habe aber vergessen, ob das harte Holz vom weichen, oder das weiche vom harten getrieben werden muß.

Der Inn erscheint hier bei Passau eben so mächtig, wie die Donau selbst, deren Nebenfluß er genannt wird. Im ganzen Laufe des Jahres haben auch durchschnittlich beide Flüsse gleich viel Wassermasse. Da sie aber nicht immer zu derselben Zeit Wasserfülle und Wasserarmuth haben, vielmehr zuweilen der Inn, zuweilen die Donau mehr Wasser hat, so scheint es mitunter, daß die Donau den Inn, zuweilen aber auch umgekehrt, daß der Inn die Donau verschlinge. Jetzt eben, im Anfange Juli, wo die schmelzenden Gletscher und Schneeberge den Inn sehr hoch gemacht hatten, während die Donau, die ihre große Wassermasse bis dahin aus niedrigeren Gegenden bezieht, schon auf ein niedrigeres Sommerniveau herabgesunken war, schien das Letztere der Fall zu sein. Ich sah dieß sehr deutlich an der Richtung des sogenannten „Wechsels“, oder der Scheidelinie der beiden Fluß-Gewässer. Die weißlichen Gewässer des Inn kamen nämlich mit großer Gewalt aus dem Innthale hervorgestürzt, und drängten in einem breiten Streifen in die Donau hinein. Die Scheidelinie der Gewässer war sowol von den benachbarten Bergen, als von dem Dampfschiffe aus sehr in die Augen fallend. Von oben und aus der Ferne sah sie wie eine gerade, gestreckte Linie aus. Vom Deck des Schiffs und aus der Nähe erkannte man längs dieser Linie ein beständiges Hinein- und Hinübergreifen der Gewässer. Wie Wolken drangen einzelne Partien des Inn-

Wassers in das dunkle Donau-Wasser hinein, und hie und da griff dieses wieder ein wenig über die Gränzlinie hinüber ins Inn-Wasser. Es war, wie wenn die langen Colonnen zweier feindlicher Armeen sich stellenweise hin- und herschoben und mit Compagnien und Plänkler-Trupps gegen einander vorschritten. Wären beide Theile gleich stark gewesen, so würde in der Fortsetzung der Halbinselspitze von Passau eine Linie entstanden sein, die überall gleich weit von den Ufern geblieben wäre, und diese Linie würde so lange fortgelaufen sein, bis das Wasser beider Flüsse durch die gegenseitigen Uebergriffe sich mit einander vermischt hätte, und aller Unterschied verwischt worden wäre. Statt dessen aber sah man deutlich, wie der Inn das Donau-Wasser immer mehr zurückdrängte. Die Linie des Wechsels ging schräg über die ganze Donau hinüber. Endlich stieß diese Linie mit ihren immer fortrollenden und hin- und herspielenden, weißen Wolken an das entgegengesetzte Ufer. Die ganze Donau, die von nun an eine einförmige Farbe angenommen hatte, war mehr milchig und dem Inn ähnlicher geworden, als ihre eigenen oberen Flußstücke. Und es schien also, wie ich sagte, als habe der Inn die Donau verschlungen. — Der Inn hat übrigens auch einen stärkeren, oder, wie die Leute hier sagen, „strengeren" Fall, und zweitens auch kälteres und mithin schwereres Wasser, als die Donau, und mag daher auch aus diesen Gründen über die Donau den Sieg davon zu tragen geeigneter sein. — Daß nicht blos im Sommer, sondern auch im Winter das Wasser der Donau wärmer ist, als das des Inn, zeigt sich darin, daß jene sich in der Regel früher vom Eise befreit, als dieser.

Die Flüsse der linken Donauseite sind, wie ich sagte, besonders dunkel gefärbt. Die Ilz sieht bei ihrem Zusammenflusse mit der Donau und dem Inn beinahe ganz schwarz aus, und sie bildet noch eine Zeit lang am linken Donau-

ufer fortfließend einen schwarzen Wasserstreifen, der in besonders auffallenden Contrast mit dem weißen Inn tritt. In dem Bette der Ilz wohnt eine Muschel, welche eine geschätzte Perle liefert. Diese Ilz-Perlen werden zuweilen so groß wie Haselnüsse, gewöhnlich nur so groß wie Erbsen. Meistens sind sie grünlich weiß, zuweilen rosaroth. Sie gehen im Preise hinauf bis zu 10 Gulden per Stück. Sie können nur in den Granit-Gewässern der linken Donauseite leben. In den vom Kalkgebirge kommenden Gewässern der rechten Seite, im Inn, der Isar rc., kommen sie nicht vor. Ueberhaupt wohnen im Inn viele Muscheln und Fische, die in der Donau oberhalb Passau gar nicht erscheinen.

Man lobt das weibliche Geschlecht von Passau seiner Schönheit wegen, und insbesondere die Mädchen der geringern Klassen wegen ihrer geraden, eleganten Haltung und wegen ihres zierlichen Ganges, und man sagt, daß dieß hauptsächlich von ihrer Gewohnheit komme, Alles, was sie fortzuschaffen haben, auf dem Kopfe zu tragen. Ich sah sie in der That die Wäsche, die Gemüse und andere Dinge in Körben auf dem Kopfe tragen. Sogar die gefüllten Wasserkrüge hatten sie auf dem Kopfe. Ich kann mir wol denken, daß die Hals- und Nackenmuskeln dadurch gestärkt und gestählt werden. Der Kopf muß dabei auch Etwas zurückgebogen werden, um mit der Rückensäule in eine Linie zu kommen. Der ganze Körper gewinnt auf diese Weise eine stolzere Haltung unter der Kopflast. Die Steifung oder Anspannung geht bis in die Kniee und sogar bis in die Fußzehen hinunter. Und die Art des Fortschreitens wird daher auch eine andere und edlere, als z. B. beim Schleppen einer Last auf dem Rücken, wo die Attitude mehr derjenigen gleicht, die wir annehmen, wenn wir einen Wagen ziehen. Unsere Maler und Bildhauer wissen dieß auch schon längst, und stellen, wenn ein Wasserkrug oder sonst Etwas auf ihren Gemälden zu tragen ist, denselben in der Regel ihren

Figuren auf den Kopf, auch selbst dann, wenn das Kopftragen in dem Lande, welches der Schauplatz ihrer Scene ist, nicht gerade so Sitte und Gewohnheit ist, wie in Passau.

Bei Passau geht eine Brücke über den Inn, und auf der Mitte dieser Brücke steht ein Heiligenbild des Nepomuk, sowie Statuen desselben Heiligen auch fast auf allen großen Donaubrücken standen, unter denen wir auf unserer Fahrt von Donauwörth her vorüberkamen. Ich bemerkte, daß wir fast immer unter demjenigen Bogen durchfuhren, auf dessen Höhe der Nepomuk stand. Indessen ist der heilige Nepomuk, wie es scheint, nicht sowol der Brücken-, sondern noch vielmehr der Fluß-Heilige und der Patron der Schiffer und Flößer. Man erzählte mir in Passau, daß die letzteren, die Flößer, die bei Passau mit großen, dort zusammengefügten Inn-Flößen in die Donau gehen, immer bei ihrer Abreise zuerst in der Mitte des Flusses einige hundert Schritt vor der Brücke anhalten und dort, gegen den heiligen Nepomuk gewandt, ein Gebet verrichten. Ihre Reise von hier durch die Felsen, Strudel und Sandbänke der ober- und niederöstreichischen Donau ist nicht ohne Gefahr. Und wenn so eine Flöße an den Felsen zerschellt und auseinander geht, so geht oft ein Theil der Mannschaft mit verloren. Bei ihrem Abschiedsgebete wenden sie sich, auf der Flöße knieend und mit unbedecktem Haupte, gegen die Innbrücke und den dort aufgestellten Nepomuk, der das Angesicht stromabwärts gewendet hat, wie alle die Nepomuks auf den sämmtlichen Donaubrücken. Der Schiffsführer kniet voran und sagt das Gebet laut vor.

Ueberhaupt habe ich hier in diesen Gegenden manche hübsche, fromme Sitten entdeckt. So z. B. traf ich in Passau ein Dienstmädchen, die an einem Alltage in ihrem vollen Sonntagsschmucke in die Kirche ging. Ich fragte sie, warum sie, da doch kein Feiertag sei, so geputzt erscheine. Sie sagte mir, sie „stände heute wieder ein," d. h.

sie träte in einen andern Stand oder Dienst ein, und in einem solchen Falle sei es hier in Passau bei den Dienstboten immer Sitte, die Kirche zu besuchen, dort zu beten oder eine Messe zu hören, damit der neue Dienst ihnen recht glücklich ausfallen möge. Sie haben auch das dem Worte „einstehen" entsprechende Wort „ausstehen" gebildet, was so viel heißt, als einen Dienst verlassen, „aus einem bisherigen Stande heraustreten." *)

8. Auf der Donau von Passau nach Linz.

Am anderen Morgen fuhr ich mit dem ersten Dampfer in das Land Oestreich hinein. Wir hatten eine Menge Oestreicher sowol als Baiern an Bord. Ich hörte, wie einer von diesen süddeutschen Passagieren — es war ein sehr vornehmer Herr — von einem andern seiner Standesgenossen, dem Grafen X . . . . ., erzählte, daß er mit seinem Sohne etwas Unangenehmes erlebt habe. Er drückte sich dabei so aus: „Der X . . . . . hat ja Verdruß mit seinem Bub'n gehabt." — Ich glaube, in ganz Norddeutschland würde es, außer etwa den gewöhnlichen Landleuten, Niemandem eingefallen sein, von seinem Sohne einen so bäurisch einfachen Ausdruck zu gebrauchen. Es ist eine Art zu reden, die an die Zeiten von Götz von Berlichingen erinnert. Denn jene Ritter des Mittelalters mögen etwa so gesprochen haben.

Was die Süddeutschen mit der Regel der deutschen

*) Etwas Aehnliches, wie dieß „einstehen" und „ausstehen", ist das auch in Oestreich gebräuchliche „abstellen" und „anstellen". Das „Anstellen", für: „Jemandem ein Amt geben," haben zwar auch wir im Schriftdeutschen. Sonderbarer Weise aber nicht das eben so gut gebildete „Abstellen" für das Umgekehrte. In Oestreich gebraucht man es aber allgemein. Z. B. „Er ist zum Militair abgestellt".

Grammatik, nach welcher ein Vocal immer kurz ausgesprochen werden soll, auf den ein doppelter Consonant folgt, anfangen mögen, weiß ich nicht. Gewiß haben sie diese Regel nicht erfunden. Denn sie stellen sie bei ihrer Pronunciations-Weise ungefähr geradezu auf den Kopf. „Capelle“ z. B. sprechen sie — wenigstens die vom baierisch-östreichischen Dialekte — wie „Capehle“, „trotzen“ wie „troozen“, „ich will“ wie „ich wiel“, „doppelt“ wie „dohpelt“. Dagegen machen sie umgekehrt den Vocal vor einem einfachen Consonanten ganz kurz, wo wir recht dehnen, z. B. sprechen sie „Braten“ wie „Bratten“, „Soldaten“ wie „Soldatten“ *). Uebrigens muß ich hier bemerken, daß einem Norddeutschen nur beim ersten Anhören die besagten Vocale mit darauf folgendem Doppelconsonanten wie langgedehnte Vocale, so wie ich sie hier geschrieben habe: „ih“, „eh“ rc. tönen. Im Grunde genommen haben sie aber ihren ganz besonderen Klang, den ein Norddeutscher so wenig nachahmen kann, wie manche unaussprechliche Laute der Sprache kaukasischer oder anderer fremdartiger Völker, und von dem man ebenfalls auch schwer mit Schriftstrichen einen Begriff giebt. Das süddeutsche „Capellen“ möchte ich am liebsten noch eigentlich so schreiben: „Capöhll'n“, und „ich will“ so: „ich wiell“. Denn daß ein Doppel-L da ist, hört man bei ihnen, trotz dem, daß sie den Vocal dehnen, doch auch wieder sehr deutlich durch.

Dieß machen die Süddeutschen also, wie ich sage, anders, als die Norddeutschen. Dagegen haben sie mit ihnen Das gemein, daß sie bei Fragen häufig mit der Affirmative und Negative zugleich antworten, und das „Ja“ und „Nein“

---

*) Daß dieses Verfahren in der hiesigen Schriftsprache Verwirrung anrichtet, habe ich einmal in einer süddeutschen Schule gespürt, wo ich in den Schreibbüchern der Kinder einige Male „gewohlt“ statt „gewollt“, und dagegen „gehollt“ statt „gehohlt“ oder „geholt“ geschrieben fand.

bei der Antwort zusammenstellen. Ich habe keine Nation gefunden, die, so oft wie die Deutschen es thun, mit „Ja — nein!" zugleich antworten. Bei den Franzosen kommt ein solches „Oui, non"! und bei den Engländern „Yes, no!" gar nicht vor. „Oui" und „Yes" sind bei ihnen streng affirmativ, und „Non" und „No" streng negativ. Sie können sie sich gar nicht bei einander gesetzt denken. Ich will damit nicht sagen, daß die Engländer und Franzosen nie zweifelhaft bei ihren Antworten seien. Doch wenn sie es sind, so sagen sie geradezu: „ich zweifle", oder „ich weiß nicht". „I am sure I do not know", (ich bin sicher, daß ich es nicht weiß). Die Deutschen sind über ihr Wissen oder Nichtwissen nicht so sicher. Ihr Zweifeln geht in ein Schwanken auseinander. Erst glauben sie zu wissen: „Ja". Dann glauben sie wieder, daß ihnen nicht so sei: „Nein". Und hieraus entsteht das Fremden gewiß monströse, uns Deutschen durchweg so geläufige: „Ja—nein"! „+ und —" = „0".

Engelhardszell, der erste östreichische Gränzort, bei dem man, von Baiern die Donau herabkommend, landet, und wo nun der Strom auf beiden Ufer-Seiten östreichisch wird, macht einen sehr melancholischen Eindruck; denn es ist voll von Cretins. Da diese armen Geschöpfe Nichts zu thun und viel zu betteln haben, so kommen immer eine Menge von ihnen an das Dampfschiff heran. Manche von ihnen standen in sehr hülflosem Zustande, wie die Oelgötzen, am Ufer, und schnappten das Geld, welches die Passagiere ihnen zuwarfen, (ein Artikel, auf den ein Cretin so begierig ist, wie der schärfste Denker) rasch auf. Einer aber, obwol der Gesichtsbildung und dem Körperbau nach auch ein vollkommener Cretin, hatte sich eine höhere geistige Regsamkeit bewahrt. Kaum hatte unser Dampfschiff angelegt, so humpelte dieses Wesen sehr geschäftig auf seinen krummen Beinchen an Bord, und schüttelte hier den Matrosen und Maschinen-

leuten des Schiffs, derer guter Freund es zu sein schien, und die es mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt anlächelte, die Hände. Sie gaben ihm allerlei kleine Aufträge, Himbeeren oder andere Früchte am Lande für sie zu kaufen, oder ein Packetchen ans Ufer zu tragen, und diese Aufträge führte dann das kleine Männchen, dessen Gesicht dabei gleich eine sehr ernste Miene annahm, mit so großem Eifer und solcher Geschäftigkeit aus, wie ein Mäkler, der an der Börse einen Auftrag auf ein Paar Schiffsladungen Baumwolle oder Kaffee erhalten hat. Er bewegte sich auf dem Schiffe umher, als wäre er allein hier der Wirth, und fragte Jeden, ob er nicht Etwas zu befehlen hätte. Wie wichtig mochte er sich in seinem Köpfchen erscheinen! Ich freute mich sehr über die Gutmüthigkeit aller Leute umher, die ihn in seinen Einbildungen gar nicht störten, ihn nicht unwillig bei Seite schoben, und ihn mit ihren Aufträgen beglückten. Er blieb von Allen bis zuletzt an Bord, und wackelte dann, uns Alle freundlich grüßend, so schnell, als seine kurzen Beine es erlaubten, über den Steg ans Ufer. Dort legte er alsdann einen der Stricke, mit denen wir festgebunden gewesen waren, zwar langsam, aber sehr sorgfältig, in einen Kreis zusammen, eine Arbeit, die er in dem Augenblicke unseres Abfahrens mit einer Verbeugung und einem Hutschwenken gegen uns unterbrach. Der Cretinismus ist ein Leiden von unendlich vielen Schattirungen und Nuancen, und es giebt bei den Cretins, obwol sie auf der geistigen Scala alle zu den Minus-Graden gehören, doch noch wieder so viele Minusstufen, wie Minus-Grade unter „0" auf der Scala des Réaumurschen Thermometers.

Bei Engelhardszell liegt mitten auf der Donau ein Wachtschiff, das die östreichische Zollinie über den Fluß zieht. Außerdem sind, um auch bei Nacht diese Gränzlinie auf der Donau zu beleuchten; zu beiden Seiten des Flusses Vorrichtungen angebracht, die das Licht großer Lampen

reflectiren und über die ganze Donau hin bis zur Mitte des Flusses verbreiten. Es kann daher hier selbst mitten in der dunkelsten Nacht kein Schmugglerschiff ungesehen vorüber kommen, d. h. wenn die Wächter und Zollbeamten die Augen aufhaben. Mitunter sollen diese allerdings nach menschlicher Weise etwas matt werden, und man sagte mir, daß hier jener Donaubeleuchtung zum Trotz doch oft genug „gepascht" würde.

Von Engelhardszell bis Aschach fährt man auf der Donau, wie in einem Souterrain. Es ist ein sehr tiefer, in das Bergplateau eingeschnittener Graben, der sich wie ein Blitz hin- und herwindet. Die hohen Uferseiten sind mehre Meilen weit völlig wild und unbebaut, lauter mit Urwald bedeckte Abhänge und bebuschte Felsen, zuweilen von sehr großartiger Gruppirung und mit überraschenden Scenen. Man kommt sich auf dieser Strecke wieder ganz vereinsamt auf dem großen Flusse vor. Landstraßen gehen längs seiner Ufer gar nicht hin. Das Culturland, die Wohnplätze der Menschen, das Theater seines Verkehrs und seiner Thaten, liegt oberhalb dieses Souterrains auf dem weiten und ebenen Plateau, dessen Gränzen man von der Donau aus als Uferrand in der Höhe erkennt. Auf diesem hohen Rande erscheinen zuweilen die Kirchthürme der Dörfer, freundlich ins dunkle Thal hinabwinkend, von dort her lächelt zu Zeiten ein hellgefärbtes Kornfeld herab, hoch über den Gipfeln der Fichten schwebend. — Unten im Thale in den Wäldern erscheint nichts von Menschenhand Gemachtes, als zu Zeiten auf einem an die Wand geklebten Felsen die Ruine einer alten Raub- und Ritterburg, oder auch das Jagdschloß eines großen Herrn.

Gleich von der östreichischen Gränze an schien mir die Donau in einem viel besseren Zustande zu sein, als im baierischen Gebiete. Man ist hier mit den Wasserbauten und mit der Regulirung des Flusses viel weiter fortge-

schritten. Sein Ufer ist auf langer Strecke mit Steindämmen befestigt, wie das Ufer eines holländischen Kanals. Auch fanden wir fast überall einen festen Treppelweg für die Schiffszieher auf diesen Uferbefestigungen. Wenn in Baiern noch fast durchweg die Treppelwege und Uferbefestigungen fehlen, so kommt mir dieß etwa vor, als hätte man in der Fluß-Regulirungs-Kunst noch nicht einmal „A" gesagt. Da bleibt noch das ganze Abc bis zum „Z", ich meine bis zu derjenigen Beschaffenheit der Donau, wie sie bei jedem von der Natur geschenkten Flusse von Rechtswegen Statt haben sollte, durchzubuchstabiren.

Der Umstand, daß es gar keine Segelschiffe auf der Donau giebt, und daß auf diesem gewaltigen Strome alle Welt auf die Benutzung des außerordentlichen Vortheils, den die Winde für das Weiterbefördern der Transporte gewähren, gänzlich verzichtet, bildete stets einen Gegenstand meiner Verwunderung, und ich nahm auch hier wieder die Gelegenheit wahr, mit den der Schifffahrt Kundigen über die Ursache dieser Erscheinung zu sprechen. Sie schienen alle darüber einig, daß das Segeln auf der Donau wegen der Verhältnisse der Strombewegung gar nicht anwendbar sei. Thalabwärts bis Wien ist erstlich der Wind ganz überflüssig, weil der Strom bis dahin so schnell fließt, daß er allein eine sehr stark treibende Kraft gewährt, die völlig hinreicht. Die Schiffe auf's Segeln einzurichten, würde daher für die Thalfahrt ganz unzweckmäßig sein, und hätte nur noch für die Bergfahrt einigen Nutzen. Bei dieser Bergfahrt kommt es aber hauptsächlich darauf an, daß die Schiffe möglichst flach über dem Wasser hinstreichen. Die Strömung ist so stark, daß bei jedem Zoll tieferer Eintauchung des Schiffes eine außerordentliche Vermehrung der Friction und Hemmung entsteht. Es müssen daher besonders flache, zugleich sehr starke und daher auch mehr oder weniger plumpe Schiffe gebaut werden, deren Bau

nicht aus den Fugen geht, wenn dreißig und vierzig Pferde ihn gegen die Stromschnellen hinaufreißen. Die Segelschiffe dagegen müssen umgekehrt, um den Wind gehörig benutzen zu können und auch gegen plötzliche Windstöße gesichert zu sein, Kielschiffe sein, oder wenigstens tiefer ins Wasser tauchen. Und dieß macht sie dann ungeschickt für das Hinaufgezogenwerden, was bei Windstille und bei den vielen Krümmungen des Flusses, die alle Augenblicke einen andern Wind erfordern würden, und bei den heftigen Stromschnellen und Wirbeln, die hie und da vorhanden sind, doch unvermeidlich ist. Beide Kräfte, Pferde und Wind, zu vereinigen, ist gar nicht ausführbar, weil durch den unregelmäßigen Wind die regelmäßige oder leicht zu regelnde Anstrengung der Pferde immer gestört werden würde. Je nach Umständen aber mit beiden abzuwechseln, bald den Wind zu nehmen, wo er günstig und brauchbar wäre, bald die Pferde, wo der Wind die Schiffer im Stiche ließe, das wäre sowol außerordentlich kostspielig, als auch zeitverschwenderisch, weil man nicht immer an jedem Punkte, wo der Wind ausgeblasen hat, Pferde haben kann, und weil man diese dann schon für größere Strecken auf einmal nehmen muß. Ihrer bedient man sich daher denn als einer einfacheren Methode des Weiterkommens durchweg.

Es ist bekannt, daß die Schifffahrt und die Beschaffenheit des Schiffszeuges auf dem Rheine in neuester Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Man hat dort, vermuthlich in Folge des Einflusses der Nachbarschaft von Holland und England, so wie auch in Folge der Einführung der Dampfschifffahrt, viel manierlichere, leichtere und zweckmäßigere Schiffsformen angenommen, und hat vielfach die alte, plumpe Weise des Schiffsbaus und des Flußtransports verlassen, die übrigens auch von Haus aus etwas weniger plump und ungeschliffen gewesen sein mag, als die auf der Donau herrschende. Es schien mir immer eine Art

Uebereinstimmung zwischen einem Donauschiffe und der Donau, so wie zwischen einem Rheinschiffe und dem Rheine zu sein, und in diesem glaubte ich immer etwas Civilisirteres zu sehen, als in jenem, so wie denn gleich dem Donauschiffe auch überhaupt alle anderen Zustände und Erscheinungen längs der Donau ein gut Theil unentwickelter und unausgebildeter sind, als die am Rheine. In neuester Zeit, so glaubte ich, würde die hydrographische Vereinigung der Donau mit dem Rheine vermittelst des Ludwigs-Canals eine Fusion der Schiffsformen auf beiden Flüssen und eine Umwandlung und Reform der Donauschiffe nach dem Muster der Rheinschiffe bewirken. In der That scheint der Anfang zu einer solchen Reform auch gemacht worden zu sein. Es sind nicht nur mehrere Rheinschiffe durch den Ludwigs-Canal hindurch zur Donau vorgedrungen, sondern die Donauschiffer haben auch selbst, wie man mir sagte, einige Schiffe nach rheinischer Weise zu bauen und für Besegelung einzurichten versucht. Allein man setzte mir hinzu, daß diese Versuche mißglückt seien, und daß auch die Schiffe, die aus Amsterdam und von anderen Rheinpunkten her auf der Donau erschienen seien, sich am Ende ganz eben so wie die Donauschiffe hätten behandeln und von Pferden stromaufwärts ziehen lassen müssen.

Ich gebe hier blos, was Donau-Schiffer mir sagten, und weiß nicht, in wie weit alle diese Dinge in der Natur des Donaustromes begründet sind, und ob wirklich, wie die Meisten andeuten zu wollen scheinen, die jetzt auf der Donau herrschende Schiffsform und die hier übliche Locomotion der Schiffe das Allervollkommenste ist, das die Donau überhaupt möglich macht und zu erreichen erlaubt, oder ob die Sache sich doch noch am Ende vervollkommnen ließe. Ich kann mir denken, daß allein der Umstand, daß eine Menge Menschenclassen bei dem Verbleiben des jetzigen Zustandes der Dinge interessirt sind, hinreicht, um jedem

Fortschritte und allen Verbesserungen lange Zeit hinderlich in den Weg zu treten. Die Schiffszieher und Pferdebesitzer, die mit ihrer Existenz ganz auf die jetzige Beförderungsweise der Schiffe angewiesen sind, mögen eifersüchtig genug auf alle Proben mit Segelschiffen sein, und haben vielleicht Mittel genug in Händen, die Reform des Segelns zu verleiden und die Segler zum Pferde-Vorspann zu zwingen.

Die enge Donau-Passage, die ich vorher beschrieb, hält etwa bis zum Städtchen Aschach an. Hier öffnet sich auf einmal das Stromthal. Man tritt aus jenem gleichsam unterirdischen Canale hervor. Die hohen Ufer weichen auf beiden Seiten zurück, und man thut zum ersten Male einen weiten und tiefen Blick in das Innere der oberöstreichischen Alpen und der Berge des Salzkammerguts. Es ist einer der überraschendsten und reizendsten Punkte an der ganzen Donau, an dem wir gerade anlangten, als die Strahlen der Sonne die Gipfel des Traunsteins und anderer Vorberge jener Alpen erleuchteten. Vermuthlich tritt die Donau hier bei Aschach in ein altes, ehemaliges Seebecken. Der Fluß wird hier noch jetzt auf einmal wieder ganz breit, theilt sich in mehrere Arme, umfließt eine Menge von Inseln, und rings herum ist die Uferlandschaft weit, eben und bequem. Auf diesen Inseln, so wie überhaupt auf allen anderen Donau-Inseln schwirrten ganze Schaaren von Kibitzen und anderen Vögeln. Jedoch schließt sich dieß Becken noch einmal wieder vor Linz, wo Ausläufer von den nördlichen und südlichen Bergen wieder nahe treten und einen breiten Damm bilden, den die nun wieder in einem schmalen Canale gesammelten Donau-Gewässer durchbrochen haben. Dicht vor Linz wiederholt sich das Schauspiel von Aschach. Die Donau tritt wieder aus jenem engen Canale aus der aufgerissenen Pforte der Berge hervor in eine ehemalige See-Becken-Ebene hinaus. Die alten und neuen Befestigungen von Linz laufen von beiden Seiten her ganz

nahe bis zum Ufer der Donau am Ausgange jenes Thores heran, den man früher sogar zu Zeiten mit einer Kette gesperrt hat. Linz lehnt sich an dieses Donau-Thor ganz ähnlich, wie Aschach an das ihm benachbarte an. Gleich unterhalb Linz wird die Donau eben so, wie gleich unterhalb Aschach, wieder breit, arm- und inselreich, welcher Zustand aber dann bis Wien hinab in verschiedenen Engpässen noch mehrere Male sich wieder ändert.

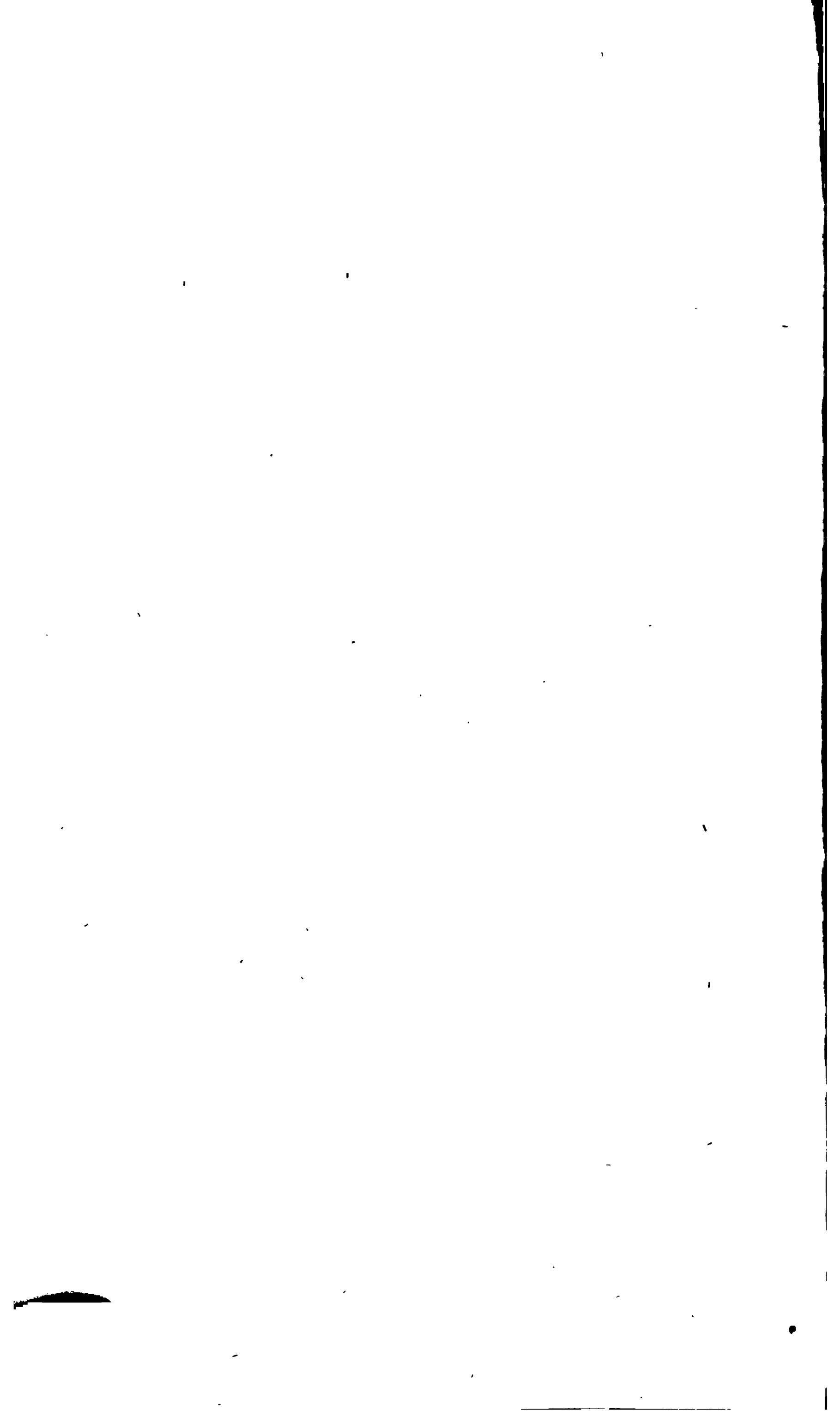
Linz und seine Umgebung ist, glaube ich, das Paradies der Donau. Ich hatte diese liebliche Stadt seit acht Jahren nicht gesehen, und fand sie wieder in so hohem Grade zu ihrem Vortheile verändert, daß ich fast zweifele, ob man in Amerika viele so auffallende, in so kurzer Zeit bewirkte Umwandlungen von Städten sehen kann.

Bei Linz mündet das Traunthal aus, so wie auch die Gewässer dieses Thales, in der Traun vereinigt, unweit der Stadt in die Donau fließen. Dieß ist ein höchst merkwürdiger, sehr geradliniger und breiter Bergspalt, der mit dem unteren Innthale parallel läuft. Die Fortsetzung seiner Richtung stößt auf die Gegend von Salzburg, und ein großer Theil des Verkehrs dieses merkwürdigen Lebenspunktes mit den Donau-Landschaften strömt immer durch die Vermittlung des Traunthales der Donau zu. Das obere oder Quellen-Revier des Flußgebiets der Traun ist aus mehreren reizenden Seen, dem Gmundener-See, dem Wolfgang-See, dem Mond-See, dem Atter-See rc., zusammengesetzt, deren sämmtliche Ausflüsse in der Traun zusammenfließen, und deren Uferlandschaften, Thäler und Gebirgs-Seiten das Ländchen darstellen, welches unter dem Namen des „östreichischen Salzkammerguts“ in der Welt gepriesen ist. Das Thor zu diesem Paradiese bildet Gmunden, den socialen Mittelpunkt — Ischl. Ein Pferd mit einer Reihe von Wagen hinter sich lief mit uns auf einer uralten Eisenbahn in der Traun-Kluft bis zu jenem Gmundner Thore hinauf.

Der Ort Gmunden ist äußerst gefällig gebaut. Er hat seinen Namen daher, daß alle Seegewässer des Salzkammergutes, hier in der Traun vereinigt, in das untere Thal ausmünden. Der See, an dessen Ufer der Ort liegt, ist einer der lieblichsten, die es in allen Alpenlandschaften giebt. Es ist ein höchst anmuthiger Wechsel des Wilden und des Sanften rundherum an dem Rande seines schönen Spiegels ausgebreitet. Der hohe Traunstein, dessen Wände schroff zum See abfallen, und dessen Spitze hoch gegen Gmunden und gegen die Donau aufgebäumt ist, ähnelt in seiner Form dem Rigi. Ein Dampfschiff entführte uns rasch bis in den innersten, in den Bergen versteckten Winkel des Sees, an dessen südlichster Spitze „Ebensee" liegt. — Dort nahm mich ein Omnibus auf, der mich durch den oberen Theil des schönen Traun-Thales nach Ischl brachte. Ich war wieder ganz entzückt über den Anblick der mannigfaltigen schönen Scenen und Landschaftsbilder, die sich auf dem Wege mir darboten, und wollte eben darüber mein Herz gegen den Mann ausschütten, den mir der Zufall als Nachbar auf dem Omnibus gegeben hatte, als gerade auch dieser seinen Mund aufthat und in seiner Weise anfing: „Was für ein trauriges und unbequemes Land!" seufzte er, „es ist ein wahres Elend in dieser Gegend. Man kommt halt gar nicht aus den Bergen herau , immer aus einem Kessel in den anderen, und immer wieder von einem Berge zum anderen." — Wie verschieden doch die Gesichts- und Standpunkte sind, auf denen wir stehen und von denen aus wir die Dinge beurtheilen.

II.

Das Salz-Kammergut.



1. Auf die Hohe Schrott.

Das Thal von Ischl ist ringsumher von anziehendern Berggestalten umgeben, welche dem Freunde und Beobachter der Natur und der Menschen die mannigfaltigsten Reize darbieten, und vielfach sein Nachdenken spornen. Da sind zuerst höchst anmuthige, mit Gehölzen und Wiesengründen bedeckte Hügel, an deren Fuß wohnliche Dörfer sich lehnen. Wellenförmige und schön abgerundete Bewegungen des Terrains, über die der Spaziergänger leicht wie ein Schmetterling hinauf- und hinabwandelt, unter beständig überraschendem und immer neuem Wechsel der Scenen.

Weiter hin über diesen niedrigsten Wellen des Thalbodens, zwischen denen die Dörfer, Gärten und Aecker sich schaukeln, wie freundliche Inseln zwischen den Wellen des Meeres, erheben sich alsdann einzelne Gipfel von einigen Tausend Fuß Höhe, die schon einen kleinen Vorschmack der Alpenwelt gewähren, die schon gleichsam wie Knaben, denen der Bart keimt und die zur Männlichkeit heranreifen, zuweilen eine ganz ernste Miene annehmen —, an deren Gehänge Nichts als dunkle Tannenwaldung erscheint. Auf ihren Gipfeln hat sich der Horizont schon etwas geweitet, und bereits hat der Garten- und Ackerbau hier aufgehört,

die Viehwirthschaft hat angefangen. Man findet eine kleine Alpe und auch wol eine Sennhütte und eine vereinzelte Sennerin. Eine halbwüchsige Pyramide dieser Art ist z. B. der Berg, auf dem der sogenannte „Kolowrats-Thurm" sich befindet. Es sind die höchsten Höhen, welche die Bequemen, die Damen und Invaliden des Badeorts Ischl, erreichen, die oft schon ein rechtes Unternehmen ausgeführt zu haben denken, wenn sie auf die Spitze kamen und hier die Nase in die untersten Schichten der oberen frischeren Luftregionen steckten.

Endlich kommen darnach die Hochgebirge, die eigentlichen großen, wilden und hocherhobenen Massen der Alpenstöcke, die ganz ausgewachsenen Berg-Riesen mit mächtigen Rücken, mit kolossalem Knochenbau, und mit völlig ernsten und bärtigen Physiognomien, von denen jene kleineren und niedrigeren Gipfel der Thäler nur detachirte Brocken und gleichsam ihre Fußschemel zu sein scheinen.

Solcher Haupt-Alpen-Massen giebt es in der Nähe von Ischl vornehmlich drei, zwei größere und eine kleinere: die Dachstein-Gruppe, das sogenannte todte Gebirge, und das Höllen-Gebirge.

Die Dachstein-Gruppe im Süden von Ischl bildet von allen die höchste und größte Masse. Sie treibt Gipfel oder Felszacken in die Höhe, welche zu den höchsten der norischen Alpen gehören, und ist auch von einem der größten Eismeere dieser Alpen bedeckt. — Das Höllengebirge im Norden von Ischl ist ein kleineres, zwei Stunden langes und eine Stunde breiteres Felsenplateau, von ungemein wilder Beschaffenheit, obwol ohne Gletscher und ohne solche dominirende Felsenzacken von 10,000 Fuß Erhebung, wie der Dachstein.

Das todte Gebirge endlich wird in einem Werke über diese Alpengegenden so beschrieben: „Das todte Ge-

„birge ist ein sehr ausgezeichnetes Rückengebirge von mehr „als 12 Stunden Länge. Es fängt mit der Hohen Schrott „im Westen an, und läuft im Osten bis zum kleinen und „großen Priel, welcher letztere 7900 Fuß hoch ist, während „die ganze Masse dieses Plateaus sich ungefähr auf einer „durchschnittlichen Höhe von 5000 Fuß erhält. — Es ist „geradezu eins der wildesten und unbewohntesten Gebirge „dieser Gegend.“ Man kann annehmen, daß hier ein zusammenhängender und compacter Landstrich von mehr als 5 Quadratmeilen völlig wüste ist, nur von den gewöhnlichen Alpenthieren und im Sommer von den wandernden Sennhirten bewohnt, und selbst mit Pflanzen nur dürftig versehen. Nur an den Rändern und Seitenabhängen steigen die Wälder herauf, und das Ganze trägt daher nicht ohne Grund den Namen des „Todten Gebirges“. — Die Gränze von Oestreich und Steiermark läuft mitten durch diese Gebirgswüste hin, die aber größtentheils dem letzteren Lande angehört. — Mit ihrem westlichsten Abschnitte ragt sie ins Salzkammergut hinein. Und eben dieses ihr westlichstes Ende ist die oben genannte „Hohe Schrott“, die man schon vom Gmundener See, ins Land hineinreisend, gewahrt, die längs der Traun mehrere Stunden weit sich hinzieht und zum Thale des Flusses von ihrem langgedehnten Rande wie eine schräge Mauer abfällt.

Mein erster Spaziergang auf die Berge, — ich nenne meine Ischler Fahrten, obwol sie, wie man sehen wird, doch nicht so ganz promenadenhaft waren, Spaziergänge, aus Hochachtung vor den eigentlichen, noch unvergleichlich viel mühsameren, gefahrvolleren und erfolgreicheren Gebirgsreisen und Bergersteigungen, die sich wieder zu meinen kleineren Unternehmungen verhalten, wie diese zu den Unternehmungen der Badegäste im Thale, — ich sage

also, meine erste Ischler Bergpromenade galt der besagten Hohen Schrott.

Ich kannte eine Frau, eine Blumensammlerin, oder, um gebirgischer zu sprechen, eine „Edelweißbrockerin“, wie es denn bei Ischl und überall bei den von Fremden viel besuchten Alpen-Punkten viele solche Frauen giebt, welche Tage lang in den Hochgebirgen herumstreifen, die seltensten Alpen-Blumen suchen und für die Fremden zu hübschen Bouquets oder kleinen Herbarien zusammenordnen. Diese Frau wohnte am Fuße der „Hohen Schrott“ und des „Todten Gebirges“, die beide das gewöhnliche Terrain ihrer Excursionen waren. Sie hatte mir erzählt, daß sie zuweilen Tage lang tief nach Steiermark in dieses Gebirge hineindringe, daß sie dort ihre seltensten Pflanzen finde, und immer mit reicher Beute von da zurückkehre, mit „Edelweiß“, „Speik“, und „Rauten“. Sie sagte mir, auf der Hohen Schrott wüßte sie versteckte Flecke, wo Niemand hinkäme, außer ihr und den Geisbuben, und wo zahllose schöne Blumen ständen. „Da verschauen Sie sich schier ganz, mein lieber Herr“, hatte sie gesagt. „Es ist fast wie ein Rosengarten. Jesus, ich sage Ihnen, vor 14 Tagen stand die Alpe da oben, ganz wie im Himmel. Alles blau und roth und gelb, ganz voll mit Blumen, und es duftete wie im Paradiese.“ Auch erzählte sie mir, sie habe oben im Gebirge einen Versuch gemacht, hinter einem Felsen „Edelweiß“ anzupflanzen. Dieses Edelweiß sei sonst eine sehr eigensinnige Pflanze. Es wachse blos auf den höchsten Gebirgen, und folge da wie die Gemse seinen Launen. Es sei bisher noch Niemandem geglückt, es zu verpflanzen. Sie habe ihm aber jetzt auf der Hohen Schrott eine so schöne und so ganz passende und versteckte Stelle ausgesucht, daß sie hoffe, dießmal werde es ihr gelingen.

Kurzum, diese Blumensammlerin wußte in mir die Er-

wartung zu erregen, daß sie allerlei besondere Wege und Stege in dem Gebirge kenne, und daß ich in ihrer Begleitung der Natur noch manche mir bisher verborgene Seite abgewinnen könne. Eines schönen Morgens meldete ich mich daher bei ihr, und forderte sie auf, mich zu der Hohen Schrott und zu ihrem dortigen blauen und gelben Paradies-Gärtlein und zu ihren Edelweiß-Verstecken zu geleiten. Sie rüstete sich schnell, und nach anderthalb Stunden hatten wir, vom Dörflein Rettenbach aus geradeswegs durch die Tannenforsten hinansteigend, schon manche Felsen-Rinnen oder Regenfurchen, mit denen diese Gebirge so vielfach zerklüftet und zerspalten sind, wie die Stirne eines Alten auf einem Dennerschen Oelgemälde von Runzeln, — hatten schon Hunderte von bemoosten Felsenköpfen überwunden, und rasteten nun ein wenig auf der Mitte des Gebirgs-Abhanges, auf einem reizenden, kleinen Wiesenplatze, der im Walde sich wie eine Oase eröffnete, und den die Sonne gar lieblich beschien. Zwischen zwei großen Bäumen waren zwei Bretter befestigt, ein niedriges zum Sitzen, und eins in der Höhe der Schultern eines Weibes, um das sogenannte „Almen-Viertel", das sie auf dem Kopfe oder auf dem Rücken tragen, bequem darauf niederlassen zu können. Sie nennen eine solche Vorrichtung hier zu Lande „eine Rast".

Dergleichen Vorrichtungen findet man hier auf allen Alpenwegen, die zu hochgelegenen Sennhütten führen. Sie wiederholen sich alle halbe Stunden, und es sind solcher Stations-Plätze wol sechs oder sieben, je nachdem das Sennhütten-Etablissement entfernt ist. Gewöhnlich befinden sich diese Rasten an recht malerischen und von der Natur schon markirten Punkten. Entweder haben es die Leute absichtlich so gethan, um zugleich bei ihrem Ausruhen und ihren Gesprächen auch einen hübschen Anblick zu haben, oder der Zufall und die Verhältnisse haben es von selbst so gefügt,

da in der Regel dabei ein kleiner Quell zum Trinken aufgesucht werden muß, oder weil die Rasten nach strengem Aufsteigen, wo man einen Absatz erreichte, ganz natürlich und von selbst mit den schönsten Punkten des Berges zusammentreffen, eben so wie unten im Thale auch gewöhnlich die Kirchen und Schlösser und Dörfer von selbst mit den lieblichsten Stellen der Thäler in eins fallen. Jede der verschiedenen Rasten hat auch ihren eigenen Namen, wie die Dörfer, z. B. „die Rast im Riebeisen", „die Rast im Bärenmoos" u. s. w.

Unsere „Rast" war eine Hauptstation, zu welcher alle Sonnabende die Sennerinnen der Hohen Schrott mit den Erzeugnissen der Woche herabzukommen pflegen, und bis wohin ihnen die Thalleute entgegensteigen, um die gewonnene Butter, den Käse und die Schotten ihnen abzunehmen und sie dann in die Vorrathskammer ins Dorf herunter zu schaffen. Es kommen dann schon des Morgens früh zwischen 7 und 8 Uhr nicht weniger, als 12 bis 13 Sennerinnen, zu diesem Punkte herab. Sie bekommen bei dieser Gelegenheit eine gewisse Portion Butter und Käse zugetheilt, die sie wieder mit hinaufnehmen, und gleichsam als ihr „Deputat" behalten und für sich verbrauchen. Sie nennen dieß Deputat hier „Buttermasen". Bei Hallstadt und in Steiermark heißt es „Aemasen". (Ich weiß nicht, wie diese Worte etymologisch zu deuten sind, schreibe sie aber genau so, wie sie gesprochen werden.) Es muß bei diesem „Aemasen" allerlei Scenen für die Maler geben, und diese hätten längst jene Stationsplätze der Sennen-Wanderungen oder „Rasten" als eine eigenthümliche Classe von Alpenbildern uns zum Besten geben sollen.

Meine Edelweißbrockerin war sehr gesprächig und hörte nicht auf, mir in der eigenthümlichen Ausdrucksweise ihres Landes von ihren botanisirenden Excursionen in die Wild-

nisse des „Todten Gebirges“ zu reden. Die Wirthschaft der steierischen Bauern und Sennhirten, ihre Ordnungs= und Reinlichkeitsliebe beschrieb sie als tief unter der in Oestreich und im Salzkammergut herrschenden Weise stehend. „Auf der steierischen Seite“, sagte sie, „könne sie nicht wohnen. Die Leute scheuern und putzen da gar nicht, und so setzt sich denn mit der Zeit so viel Schmuz an den Boden an, daß, wenn es doch einmal zum Reinemachen kommt, sie gar die Schaufel nehmen und den Schmuz aus den Hütten wegkratzen und =graben müssen. ’S isch a Schand! Kaffee ist bei ihnen noch die größte Seltenheit. Ja sie kennen noch gar nicht einmal den Namen Kaffee. Sie nennen ihn „Kaiserthee“. Und wenn man ihnen etwas gebrannten und gemahlenen Kaffee in einer Papiertüte bringt, so kann man sich damit bei ihnen sehr einschmeicheln. Und dann sind die Leute auch so dumm. Man versteht sie halt gar nicht. Um sie nur zu verstehen, muß man ihnen grad’ immer auf den Mund schauen. Sonst bringt man’s nicht heraus. Als ich dort neulich Einen nach dem Wege fragte, sagte er endlich: „„Gehscht dort aui, bei dem Acker vorbei, wo voriges Jahr der Hafer g’schtanden is““. — Itzt soll ein Fremder aus Oestreich wissen, wo der steirische Bauer im vorigen Jahre seinen Hafer gehabt hat. Ach lieber Gott! Aber das ist wahr, eine Kraft hat so ein Steirer. Na aus is es! Voriges Jahr hat bei Mitterndorf Einer ein einjähriges Rind eine Stunde weit auf dem Rücken über die Berge getragen. Das Thier hatte seinen Fuß am Felsen verletzt und konnte nicht gehen. Lumpengesindel giebt es da auch immer an der steierischen Gränze herum, und man darf sich da schon in Acht nehmen. Vor einigen Wochen wanderte ich mehrere Tage lang in einer wilden Gegend bei Mitterndorf herum, um Blumen zu brocken. Die Gegend heißt „durch die Steine“. Es ist da

Alles voll von Felsen, und himmelhohe Wände hat's. Ueberall findste Kreuze und Bilder für arme Verunglückte, Leute, die von Lawinen oder Felsenstücken terschlagen sind, oder, was noch schlimmer ist, von Raubern und Lumpengesindel. Wunderselten begegnet man „durch die Steine“ einmal einem Menschen. Ich fürchte mich da alleweil, wenn ich hinkomme, sehr, und suche mich dann lieber an eine Sendrin oder sonst eine ordentliche Person anzuschließen. Das that ich auch das letzte Mal. Aber kaum waren wir in den Steinen drin, so stand ein Mann am Wege. Von aller Weite hat er schon auf uns gelauert. Es war ein recht schmuziger. Er hat ausg'schaut, wie ein Rauber. Eine ganz zerlumpte Hose hat er g'habt, und ein dickes Strick dreimal um den Leib gewurren. „Schau einmal wie der ausschaut“, sage ich zu meiner Begleiterin, und wir beide hielten dicht z'sammen. Wir sahen auch, daß er ein Messer im Strick sitzen hatte. Der Mensch fing aber an, uns anzureden, und fragte, ob wir uns in der Einsamkeit nicht furchten. — „Nein!“ sagen wir, „warum denn?“ Darauf zeigt er uns die Kreuze und die Bilder für die Erschlagenen und erzählt uns eine fürchterliche Raubergeschichte, so daß uns ganz angst und bange wird. Meine Freundin hat noch etwas mehr Couragi gehabt, als ich, und sagt ihm: „Schweig doch stille! Du bist wol selber nicht recht gericht't!“ Das ist ihm aber nicht eing'gangen, und er hat sich ein Bißchen empfindlich darüber befunden, und ist näher zu uns herangekommen, und hat uns gefragt: „Warum er nicht recht gericht't wäre? Was wir Madels uns wol einbild'ten!“ Da sind wir Beide flüchtig wurren, und sind Einer umandern geloffen. Er wollte uns nachlaufen. Aber nun merkten wir, daß er ein hitscher Kerl war und nicht recht fort konnte. Da haben wir wieder Muth kriegt, und haben uns wieder umg'wandt, und haben ihm so laut, als wir

konnten, zug'schrieen: „Ja, ja, es ist wahr. Du bist selber nicht recht gericht't. Gerad wie ein Rauber schauste aus!" Dann sind wir wieder um eineinder geloffen, daß uns der Schweiß vom Gesicht geronnen, und sind nicht eher still-g'standen, als bis wir von Pauplitz her das Mettenglöcklein vernommen. Dafür hat's mich aber recht auszallt. Unterwegs bin ich gegen einen Stein g'stoße, und seitdem bin ich schon zwei Wochen lang mit einem wunden Fuß gehunken." —*)

Ich gebe diese Erzählung meiner Begleiterin hauptsächlich der darin vorkommenden östreichischen Ausdrücke und Redewendungen wegen, und will zu einigen von ihnen noch eine kleine Erläuterung hinzufügen.

1) Zu „Aus is es!" Diese Phrase ist hier ein ganz allgemeiner Ausruf der Verwunderung, wofür wir in Norddeutschland etwa sagen: „Ach Herr Je!" oder „ei der tausend!" Wenn z. B. Jemand unerwartet ins Zimmer tritt, so sagen sie: „Aus is es! Seppel, wo kommst Du denn her?" Oder wenn sie den schönen Gesang einer Sennerin loben: „Die Mietzel, die kann ludeln (jodeln). Na aus is es!" Oder wenn sie einen schweren Marsch gehabt

---

*) Das östreichische Deutsch im Munde des gemeinen Volks ist fast immer naiv natürlich, originell und zuweilen sehr treffend. Aber es giebt auch ein eigenthümliches östreichisches „Schriftdeutsch", und dieß ist fast immer weder naiv noch treffend, vielmehr in der Regel sehr schleppend, und selbst, wo von gar keinem Kanzleiberichte die Rede ist, sehr kanzleistylartig. Es giebt eine Menge sehr pedantischer, zopfartiger, oder, so zu sagen, recht tantenmäßig klingender Phrasen und Ausdrücke, die mehr oder weniger allen östreichischen Schriftstellern eigenthümlich sind, und mich däucht, ich könnte schon auf der dritten Seite sehen, ob ein Buch innerhalb der Gränze der K. K. Staaten geschrieben ist. Ich habe mir eine Sammlung solcher Ausdrücke angefangen.

haben: „Da bin ich drei Stunden in den Bergen herumgekrackselt. Aus is es!"

2) Zu: „Da hat's mich auszallt", d. h. „da hat es mich ausgezahlt" oder „bestraft", wo wir sagen würden: „da bin ich schön angekommen!" z. B. wenn sie ein heftiges Wetter überrascht hat, oder wenn sie sich im Gebirge verlaufen haben.

3) Zu den moquanten Bemerkungen meiner Salzkammergut-Oberöstreicherin über die Steirer. Ich habe so ziemlich allgemein an den Gränzen von Oberöstreich und Steiermark bemerkt, daß die Bewohner des ersten Landes die des letzteren etwas geringer schätzen, auf die Zustände ihrer südlichen Nachbarn als auf unvollkommnere herabsehen, und ich glaube auch, daß in Ober- und Niederöstreich überhaupt alle Verhältnisse wirklich günstiger und besser entwickelt sind, als in dem steierischen Inneröstreich.

Nach einem abermals anderthalbstündigem Marsche, durch Wälder und Gräben, über zahllose Blöcke und Bergabsätze, kamen wir endlich in eine etwas freiere Gegend und in ein Hochthal hinaus, in welchem eine kleine Sennhütten-Colonie lag. Es war die sogenannte „Mitter-Alm" (Mitten-Alpe"). Keine von den Sennerinnen, oder, wie die Leute hier zum Aerger aller für die Sennenwirthschaft, für Hirten-Poesie und Alpenleben Schwärmenden sagen, von den „Alpen-Menschern" war zu Hause. „Das Alpen-Mensch" ist hier ein ganz gewöhnlicher und nichts weniger als beleidigender Ausdruck für „eine Sennerin". — Und so oft ich jenen Ausdruck hörte, mußte ich an ein sehr launiges Bild, das vor einiger Zeit in den „Fliegenden Blättern" erschien und den Besuch eines schwärmenden Norddeutschen auf einer süddeutschen Alp darstellte, denken. Es war dabei das Innere einer Sennhütte abgebildet, wie ein Preuße sich dasselbe in Berlin denkt, ge-

schmückt mit Blumen und zierlichen Geräthschaften und mit einer die Laute spielenden und romantisch gekleideten Sennhüttenbewohnerin. Daneben stand aber eine solche elende Stein- und Holzklotz-Troglodyten-Wohnung, ohne alle Reize und mit einem solchen schmuzigen „Alpen-Mensch“ darin, wie sich dieß in der Wirklichkeit nur gar zu oft findet. — Dieß Bild war, wie ich bemerkte, hier in Oestreich ziemlich allgemein bekannt geworden, und man belachte es oft herzlich, vermuthlich wol nur, weil die Phantasieen eines Preußen darin lächerlich gemacht wurden. — Außer den „Alpenmenschern“ haben sie hier in Oestreich auch noch „das Stubenmensch“ (Stubenmädchen), „das Küchenmensch“ (Köchin) und noch andere solche uns despectirlich klingende Ausdrücke für Mitglieder des schönen Geschlechts. Im Erzherzogthum Niederöstreich pflegt der Bauer seine älteste Tochter auch „das Mensch“ zu nennen. Die kleinere Tochter, wenn eine da ist, heißt dann „das Menscherl“.

Wir ruhten vor den verschlossenen Thüren der „Mitter-Alm-Hütten“ ein wenig aus, und meine Blumenbrockerin kam im Gespräch bald wieder auf ihr Lieblingsthema, auf kleine Moquerieen über die Steiermärker. Sie erzählte mir, wozu die Steiermärker ihre vornehmsten Alpenblumen, das „Edelweiß“, den „Speik“ und die „Rauten“, anwendeten. „Doctoren und Apotheken,“ sagte sie, „hat's dort gar nicht, sondern blos Edelweiß, Speik und Raute.“ Edelweiß, sagte sie, wendeten sie insbesondere gegen Kolik an, aber auch zuweilen bei sehr schweren Krankheiten, auch wenn man schon auf dem Tode liegt, und der Kranke „sehr gering ist“, hilft es doch wol noch mitunter. — Die Rauten nehmen sie zum Brechen ein. Sie sind noch seltner und theurer, als das Edelweiß. Die Rauten wachsen blos an ganz scharfen Felsen. Und nur die gewandten Burschen, die Geishüter, können es kriegen. — Speik aber ist „zu

gar mancherlei Gattungen" zu gebrauchen. Zuerst wird ein Thee daraus gemacht, den sie bei allerlei Krankheiten trinken, alsdann mischen sie es in den Taback, mehr aber um ihn zu vermehren, als ihn zu verbessern. Sie thun den Speik auch in die Kleider, weil er gut ist gegen Motten und Schaben. Endlich gebrauchen sie ihn auch zum „Rauchen" (Räuchern) und zum Weihen der Kirchen, wenn eine heilige Zeit kommt, zu Weihnachten oder zu Ostern." — Meine Freundin nannte mir auch noch die oberöstreichischen — oder sind es blos Salzkammergutische? — Namen von Blumen, die um uns her blühten. Darunter waren einige sehr sonderbare, so z. B. nannte sie eine roth und weiß blühende Blume: „Katzenpratzel", den „Huflattig", der rings um uns her in außerordentlich hochblühenden Exemplaren vorhanden war, „Hufplätschen" oder „Hiefplätschen".

Endlich kamen unsere Sennerinnen an. Meine Begleiterin sah und hörte sie schon aus ganz weiter Ferne, als ich in der Gebirgswildniß noch Nichts entdecken konnte. Kaum gewahrten sie, daß Gäste vor ihren Thüren saßen, so fingen sie an zu „lullen", d. h. hier jodeln, und sandten uns ihren jauchzenden Gruß zu, den meine Reisegefährtin erwiederte. — Sie kamen und bereiteten uns zum Frühstück einen „Schmarren", und ich ließ mir dabei alle die Namen der Sennerinnen, die hier ihre Hütten hatten, geben. Die Eine hieß: „die Schöne-Bauern-Mietzel"; „der Schöne-Bauer" ist ein Landmann unten im Thale und „Mietzel", d. h. Marie, ist seine Tochter. „Die G'schwander Waberl" hieß die zweite; Waberl ist so viel als Barbara, und „der G'schwander" ist wieder ein Bauer. Der Name G'schwand ist in Oestreich sehr häufig als Dorfname.„ Die Kais-Katerl" hieß die dritte; Katherl ist Katharina und „Kais" der Name eines Bauerhofs. Ihr Vater, der diesen Bauerhof, „die

Kais“, besitzt, heißt daher „der Kaisbauer“. Er schreibt sich aber „Unterberger“, welches letztere nämlich sein Familienname, während „der Kaisbauer“ gleichsam nur sein feudalistischer Titel ist. Die Kais-Katerl steht im Dienste beim „Lippenbauer“, daher sie auch wol „Lippenbauers Kais-Katerl“ genannt wird, welches ihr vollständigster Titel ist. „Die Hufnagel's Rösel“ hieß die Sennerin, bei der wir speciell eingekehrt waren, und ich gebe alle diese Namen den Volks-, Sitten- und Sprachforschern, sowie auch den Auerbachs, die einmal Salzkammer-Guts-Dorfgeschichten schreiben wollen.

Alle jene Rösels und Mietzels und Waberls und Katerls leben hier im Sommer auf den Alpen wie die Heiden. Sie gehen fast gar nicht in die Kirche. Ihr Geschäft erlaubt es ihnen nicht; auch kommen keine Geistlichen zu ihnen (was vielleicht ganz gut ist). Sie sagten mir: im Winter müßten sie dann Alles wieder „nachmachen,“ was sie im Sommer versäumt hätten. Ueberhaupt bringt das Senn- und Alpenleben die Menschen in einen wahren Urzustand zurück, und die ganze Senn- und Alpenwirthschaft selbst befindet sich noch in einem argen Urzustande. Es ist blos eine Benutzung der wildesten Natur auf die einfachste und uncivilisirteste Weise. Es findet sich fast keine Spur auch nur von einem Versuche der Cultivirung der Alpenwiesen, auch nur eine geringe Spur von Fortschritten in der Einrichtung der Häuser und der Wartung des Viehs, kurz keine Idee von einer Muster-Senn-Wirthschaft. Es ist Alles wie in der Mongolei. Indeß hat man allerdings in neuerer Zeit angefangen, von einer Reform der Senn-Wirthschaft zu reden. Auch habe ich davon sprechen hören, daß man zum Frommen der Senner und Sennerinnen Capellen bauen wolle, die sie erreichen könnten. — Eine Hauptursache des schlechten Zustandes der Sennhütten, so hat man mir ge-

sagt, sei darin zu finden, daß sie gewöhnlich mehreren Bauern gemeinsam gehören, und daß keiner von ihnen daher die Lust habe, Etwas für das Gemeingut aufzuwenden, die Löcher der Häuser zu verstopfen und die Dächer zu repariren. — Sehr wahrscheinlich leidet überhaupt die ganze Alpen-Senn-Wirthschaft, sowol hier, wie in der Schweiz und in allen Alpengegenden, hauptsächlich durch die Gemeinsamkeit des Besitzes. Vermuthlich wird die Zeit ihrer Reform erst dann beginnen, wenn man diese Communitäten aufgehoben und Jedem das Seine zugetheilt hat. Dieß scheint hier oben aber mehr Schwierigkeiten zu haben, als sonst irgendwo.

Eine unserer Mitter-Alm benachbarte Sennerei hieß die „Koth-Alpe", und zwei von den „Kothalpen-Menschern", — eben kein lockender Name! und wirklich auch kein appetitliches Volk! — kamen während unserer Anwesenheit zum Besuch. Sie waren beide protestantisch, während die von der Mitter-Alm alle katholisch waren. Ich brachte die Rede auf den Religionsunterschied. Doch schienen beide Parteien sehr gut miteinander zu harmoniren. „Manche Katholische aber," vertraute mir eine der Sennerinnen, „gingen zuweilen in die Kirchen der Protestantischen blos aus Spott, um sich über ihr lautes Singen, oder darüber, daß sie nicht Amen! sagten, lustig zu machen." — „Es sind sonst gute Leute, die Protestanten," sagte eine der Katholischen, „aber auf die Heiligen und auf die Mutter Maria glauben sie nicht. Und dann gebrauchen sie auch keinen Rosenkranz."

Wenn ich eine Definition von dem Wesen dieser Berge geben sollte, so müßte ich sagen, es sei ein endloses Geflecht von Baum-, Wurzel- und Felsen-Knorren. Man wird oft genug ungeduldig, alle diese stets und stets sich wieder darbietenden Hindernisse auf Schritt und Tritt zu überwinden, besonders so lange man noch in den Waldregionen

fortsteigt, wo man wegen Mangels an Aussicht gar nicht gewahr wird, daß man weiter kommt. Nun aber kamen wir in die höheren Regionen, zu den Gipfeln und Spitzen. Da läßt man sich dieß „Herumkrackseln" auf den Felsen eher gefallen; denn da hat man Ziele und Gesichtspunkte vor sich, und jede Stelle, die man erringt, verspricht eine schöne und neue Aussicht. Da überwindet dann der Mensch, der in ebenso hohem Grade ein geistiges, als ein körperliches Wesen ist, alle leibliche Unbequemlichkeit um so leichter.

Meine gute Führerin „krackselte" — dieß ist der rechte, naturwüchsige und onomatopoetische Ausdruck für dieses Kriechen, Rutschen, Klettern, Fallen und Schwanken über das bemooste Felsenlabyrinth hin — ich glaube wol eine Stunde mit mir in der Wildniß herum, um mir die Stelle zu zeigen, die sie für die Anpflanzung ihres Edelweiß ausgesucht hatte. Sie fand sie endlich, und ich sah eben nichts Besonderes, hörte aber die Expectoration meiner Alpen-Gärtnerin an. „Schaun Sie, Ihnen zeige ich es, ich zeige es aber nicht einem Jedem. Hoch genug, denke ich, steht hier der Edelweiß, auch hat er an dieser Stelle Schatten genug, wie er's liebt, und im Winter wird er auch Schnee genug haben, wie er's auch liebt. Dann schaun Sie, dieß will ich Ihnen auch sagen; ich sage es aber nicht einem Jeden. Schaun Sie, dann lege ich auch noch etwas" — hier hielt sie etwas an, als wollte ihr das Geheimniß nicht recht aus dem Munde — „auch noch etwas — Geisbammerln darauf. Das thut ihnen halt gut, sehr gut! Dieß weiß aber auch nicht ein Jedes. Ich bringe immer, wenn ich hierher komme, einige Geisbammerln in der Schürze mit her."

Wir waren nun am Fuße der höchsten Spitzen der Hohen Schrott angelangt, die wie gewaltige Zacken oder Pyramiden aus dem erhabenen Piedestale des Plateaus hervorragten. Ganz dicht vor uns hatten wir zwei dieser

Zacken, zwischen denen ein Einschnitt oder Sattel herabging. Die Leute nennen hier eine solche Einsattelung zwischen zwei Bergspitzen „einen Sunk“ (von sinken), eine ganz vortreffliche Benennung und ein sehr gut gebildetes deutsches Wort, das überall aufgenommen zu werden verdiente.

Als wir uns dem Rücken des „Sunkes“ näherten, bemerkte ich auf der höchsten Bergspitze zur Linken sich Etwas bewegen. Anfangs glaubte ich, es wären Thiere, etwa Gemsen, aber bald erkannten wir es als Menschen. Sie wuchsen bald gegen den blauen Himmel wie zwei große Bildsäulen hervor. Uns hatten sie auch längst ins Auge gefaßt; denn in diesen hohen Einöden, wo oft weit breit in der kolossalen Natur Nichts sich regt, erfassen unsere Blicke, gleichsam wie Adler, sehr begierig Alles, was einer lieben Menschenfigur gleicht, und heften sich daran. Ich machte den Leuten ein Zeichen mit dem Hute, es wurde bemerkt und mit Schwenken erwiedert. Sie stiegen von ihrer Höhe herab, wir hinauf, und so traf Alles in der Mitte des Sunkes auf „der Schneid“ zusammen. — Die „Schneid“, das ist wieder ein sehr guter Ausdruck der hiesigen Gebirgsbewohner. Sie bezeichnen damit den scharfen, langen Rücken eines Hochgebirges.

Unsere neuen Gefährten waren ein Mann und sein „Bube“, Zimmerleute von Profession. Sie hatten in einer der oberen Sennhütten der Kothalpe Arbeit gehabt, ein Dach geflickt und die Brunnenröhren „gericht't“. „Und da „sie nun fertig waren und das Wetter so schön, so sind wir „hinaus auf die Schneid, um uns ein Biß'l um und um zu „schauen.“ — Sie hatten von ihrer Sennhütte doch noch über eine Stunde zu klettern gehabt, und es schien mir eine gute Meinung von dem Sinne dieser Leute zu erwecken, daß sie blos des „Umundumschauns“ wegen eine solche Mühe

sich nicht zu übernehmen scheuten. — Ich dachte dabei an unsere niederländischen und niedersächsischen Bauern, und fragte mich im Stillen, ob unter ihnen auch wol dergleichen Leute gefunden würden, die nach vollendeter Arbeit noch Lust verspürten, einen solchen Kloz von Berg zu erklimmen, blos des Umschauens wegen. Hier zu Lande ist dieß aber gar nichts Seltenes und eine aufrichtige Freude an der Natur und Empfänglichkeit für sie ist sehr allgemein verbreitet.

Der „Bube" war ein frischer Bursche und sein Meister auch nicht „letz". Und da ich nun nicht wenig Neigung verspürte, über die ganze Schneid der Hohen Schrott bis zum Gmundener See hinwegzugehen, was mir meine Blumenfrau als ein sehr gefährliches Unternehmen dargestellt hatte, so fragte ich diese Leute, ob sie Lust hätten, sich an mich anzuschließen und mich bis ans andere Ende der Hohen Schrott zu führen. Sie erklärten sich auch sogleich bereit, den Reisetag mit mir zu theilen, wenn ich mich ihrer Führung anvertrauen wollte. Sie hätten den Weg zwar seit sieben Jahren nicht gemacht, doch würden wir uns wol zurecht finden. Nun wurde unserer etwas ängstlichen Blumenfrau Regenschirm, Ueberrock, und was ich noch sonst entbehrlich glaubte, aufgepackt, und sie war sehr froh, mit diesen Dingen wieder heimgeschickt zu werden, da sie einen entsetzlichen Respect vor der „Schneid" hatte, und zum Mitgehen nicht zu bewegen war.

Die Hohe Schrott muß man sich vorstellen wie eine kolossale Steinscholle, die gegen das ganze Plateau des Todten Gebirges schräg angelehnt ist. Die lange Oberfläche der Scholle fällt sehr steil ins Traun-Thal hinab. Die Kante der Scholle aber bäumt sich, wo sie von den alten Ablagerungen abgebrochen ist, hoch über das allgemeine Niveau des Plateaus auf.

Diese Kante ist wie der brüchige Rand einer Eisscholle

vielfach zerrissen und zuweilen äußerst scharf, in so hohem Grade, daß die Menschen gewöhnlich nur einer hinter dem andern darüber weglaufen können. Zuweilen läuft diese scharfe Kante, „die Schneid", eine ganze Strecke weit vollkommen grade und in gleichem Niveau, wie eine Gartenmauer, fort. Meistens ist sie aber sehr ausgezahnt. Hie und da treppen sich hohe Felsenspitzen auf ihrem Rücken auf, die man überklettern muß, und die sie, so zu sagen, zu einer „Rennbahn mit Hindernissen" machen. Zuweilen geht sie ganz allmählig hinauf zu mächtigeren und höheren Gipfeln. Von einem dieser Gipfel waren meine Begleiter eben herabgekommen, und wir stiegen nun zunächst wieder zu einem anderen Gipfel dieser Art hinauf, den sie den „Mittagskegel" nannten. Er ist unter allen Spitzen der Hohen Schrott die höchste, ungefähr sechsthalbtausend Fuß hoch. — Auf seiner Spitze hatten wir eine wundervolle Aussicht auf die ganze Traun-Gegend und das Salzkammergut. Vor uns die ebeneren Landschaften längs der Traun und bis zur Donau hin, hinter uns die dunklen Gipfel und das blinkende Schnee- und Eisfeld des Dachsteins. Zur Rechten unter uns das öde und wilde Plateau des Todten Gebirges mit einem Labyrinthe von Gipfeln, — zur Linken die ebenso wüsten Stein-Gefilde des Höllen-Gebirges, und in der Tiefe zwischen allen diesen erhabenen Gegenständen viele Spiegel von freundlichen Seen und grünen, bewohnten Thälern. Und diese Aussicht blieb auch mit einigen Abwechselungen so ziemlich dieselbe auf dem ganzen Rücken der Schneid hin, der uns eine fünfstündige Kletterarbeit auferlegte.

Ueber die Felsklötze und Steinblöcke konnten wir zuweilen in gerader Linie hinüberkommen; zuweilen waren sie zu schroff, und wir mußten sie dann auf der Seite umgehen, indem wir von unserer Schneid herunter gingen. Doch war dieß oft ebenso halsbrechend, weil die Seiten zuweilen wie

Thurmdächer abgeneigt und mitunter mit glatten Rasen bedeckt waren. Einigen von jenen Felsen-Zinnen auf der Hohen Schrott-Mauer haben sie besondere Namen gegeben. So z. B. hieß eine „das Backwerk", eine „der Peter" oder „Beter" oder „Bäter", denn das „P" und „B", das „e" und „ä" in deutschen Landen zu unterscheiden, ist bei aller Ohrenanstrengung oft eine reine Unmöglichkeit. — Obgleich ich nicht Ursache habe, mich für einen gegen den Schwindel wohlgerüsteten Helden zu halten, so freute ich mich doch, daß meine Leute mich lobten. Sie erzählten mir, sie wären vor sieben Jahren einmal mit einem Bergmann aus den Salzwerken über diese Schneid gegangen; aber der wäre äußerst ängstlich gewesen und zuletzt in Weinen und Schluchzen ausgebrochen. Am Ende hätte er sich niedergekauert, und sie hätten ihre Noth gehabt, ihn auf ihren Rücken zur Seite herabzutragen und ihn in Sicherheit zu bringen. Auch erzählten sie mir von einem Herrn, der vor einem Jahre mit einem unkundigen Führer über die Schneid gegangen sei, und sich dabei so verirrt habe, daß er nicht mehr rückwärts und vorwärts gekonnt habe, oder wie sie sich ausdrückten: „Da sind sie in die Wände kommen, und haben nicht mehr außi und eini gekonnt." („In die Wände oder in die G'wänd kommen," das ist der rechte, landesübliche Ausdruck für solches Verirren zwischen Felsen.) Glücklicherweise seien Landesvermesser in der Nähe gewesen, und diese wären nach einigen Stunden mit einer „Chleiter" (Leiter) zu Hülfe gekommen, und hätten den Herrn mit seinem ungeschickten Führer gerettet. (Das „Ch" vor Leiter habe ich hier mehrere Male gehört.) Manche Stellen bei solchen Gebirgs-Schneiden sind so scharf und schmal, daß man nur sitzend und reitend hinüber kommen kann, indem man das eine Bein in das Thal rechts, das andere in das Thal links hinabhängen läßt. Auf der Schneid der sogenannten Laufner

Berge bei Ischl ist eine solche Rutschstelle. Der Weg auf dem Gebirgsrücken ist daselbst im Ganzen ziemlich bequem und wird als Communicationsweg benutzt. Nur an einem Punkte ist etwa 30—40 Schritt weit so ein Messer-Rücken von Stein. Von dem vielen Hinüberrutschen der Leute im Laufe der Jahrhunderte soll dieser Rücken ganz glatt polirt worden sein, wie hie und da die Geländer unserer Brücken. Auch haben die Leute zu den Seiten des Rückens in die Abhänge Löcher eingehauen, die gleichsam als Steigbügel dienen, um den Fuß hineinzusetzen und so sich auf dem Rücken fortzuarbeiten.

Schon im Voraus hatten mich meine Begleiter auf ein großes, brunnenartiges Felsenloch aufmerksam gemacht, welches wir oben auf der Schneid antreffen würden. Wir erreichten es in der Nähe eines Gipfels, den sie den „Speikkogel" nannten. („Speikkogel" und „Speikberge" giebt es in den norischen und illyrischen Alpen eine ziemliche Menge. Sie haben vermuthlich ihren Namen von der Alpenpflanze Speik.) Jenes Loch öffnete sich unmittelbar unter dem Rande des Felsenrückens, am Fuße eines wie ein Zahn aus der Mauerkante hervorragenden Zackens. Es schien von außerordentlicher Tiefe zu sein; denn wenn wir auch nicht weit hinabschauen konnten, so brauchten doch die von uns hineingeworfenen Steine ziemlich lange Zeit, bevor ihr Poltern aufhörte. Eine senkrechte Höhle in dieser Position, vom obersten Rande eines Hochrückens herab, ist gewiß eine geologische Merkwürdigkeit.

Zuweilen machten mich meine guten Leute auf die gefährlichen Punkte in sehr naiver Weise aufmerksam. „Schaun Sie," sprachen sie einmal, „da über das hängende Grasdach, das an dem Felsenabsturz vorbeiführt, da müssen wir hinüberlaufen. Es ist unvermeidlich, es giebt keinen andern Weg. Wenn man da ausrutscht, da ist es schlimm.

Da ist es gefährlich. Aber blos für Sie! Für uns nicht! ne!"

Die interessantesten Anblicke waren uns die, welche das Hochgebirge zur Rechten darbot. Hie und da waren seinen öden Räumen grüne Flecken eingesetzt. Das Vieh benachbarter Sennhütten kam zu diesen Flecken, und die Kühe nahmen sich von oben herab wie Blumen auf dem Wiesengrunde aus. Da und dort erschienen auch kleine Schneefelder unter uns, oder kleine mit Schnee gefüllte Höhlungen und Kesselchen. Auch diese waren fast alle mit Kühen und Kälbern gespickt, die in der Mittagshitze herangekommen waren, um auf dem Schnee Kühlung zu suchen, und die sich, von oben hergesehen, wie dunkle Punkte oder wie Käsemilben auf dem Schnee bewegten. — Wir hier oben merkten freilich nicht viel von der Mittagshitze. Trotz der glänzenden Schönheit des Tages kamen immer bald von dem Traunthale, bald von dem „Schönberge" oder „Wildkogel" her, kühle Lüftchen herauf, die zuweilen auch Wölkchen oder Nebelschichten mit emporführten. Diese Nebel betrachteten wir mit dem größten Interesse. Sie entstanden und zerrannen wieder, so zu sagen, vor unsern Augen. In wenigen Augenblicken schwollen sie von kaum bemerkbaren, feinen Streifchen zu gewaltigen, drohenden Massen an. „Wenn diese Nebel sich festsetzen," sagten meine Leute, „so ist es schlimm für uns; dann kann man hier auf der Schneid keine Klafter weit sehen, so finster wird es." Aber kaum glaubten wir diese Finsterniß sich schon um uns her bilden zu sehen und ganz in eine Gewitterwolke eingehüllt zu sein, so war auch bereits schnell Alles wieder zerronnen. Die warme Luft von der Sonnenseite der Gebirgsmauer zerstreute die Wolken wieder und zerlöste die Wasserdünste zu unsichtbaren Gasen. Es schien, als wenn sie dieselben beständig auffräße.

Zur Linken bekamen wir endlich, etwa 1000 Fuß tief unter uns, einen Weg zu sehen, der längs der Wand der Hohen Schrott hinführt. Es war der Steig der Sennerinnen von der „Kesselbach-Alpe", die am nördlichsten Ende der Hohen Schrott auf einer niedrigen Vorstufe des Gebirges liegt (immer freilich noch 4000 Fuß über dem Gmundner See erhaben). Diese Kesselbach-Alpe war nun eben unser Ziel, und wir mußten uns daher entschließen, an der rauhen Bergwand uns herabzulassen, um jenen Alpensteg zu erreichen. Es kam nun darauf an, die am wenigsten steile Abfahrt oder Rutsche zu gewinnen, und nach einigem Suchen und Verirren fanden sie meine trefflichen Leute, die, obwol mir bisher völlig fremd, überall die freundlichsten und nützlichsten Dienste leisteten. Es ist wunderbar, wie man in den Bergen gleich bekannt und vertraulich mit einander wird.

Diese Abfahrt in die Tiefe war wieder ein halsbrecherisches und schweißtreibendes Stück Arbeit. Glücklicherweise wuchsen überall an dem Abhange hin „Legföhren". Diese Legföhren sind ein bewundernswürdiges und von der Natur, wie es scheint, eigens für den Bergsteiger erfundenes Gewächs. Es sind Bäume, welche von der rauhen Temperatur der Alpenhöhen, so wie andere Bäume in Sibirien, zu ganz niedrigen und am Boden hinkriechenden Gebüschen herabgedrückt sind. Ihr Stamm geht gleich, so wie er aus der Wurzel tritt, in mehreren Aesten auseinander, die sich schlangenförmig nach verschiedenen Seiten am Boden hinwinden und krümmen. Es ist an ihnen daher Alles krumm, knorrig und zusammengehalten, und sie sehen aus, wie aus dem Boden hervorgekommenes und begrüntes Wurzelwerk. Wer hochstämmige Fichten oder Palmen für das einzige Ideal von Baumschönheit hält, der wird die Legföhren ohne Zweifel anfangs für einen sehr unschönen und fast verächtlichen Baum halten. Aber je öfter man auf den

hohen Bergrücken und Kanten herumstreift, desto mehr gewinnt man sie lieb. Wie es kein noch so unbedeutendes Volk giebt, das nicht in seiner Art seine großen Geister erzeugt hätte, so ist auch jede Baumgattung in der Natur in ihrer Art einer eigenthümlichen, pittoresken und großartigen Entwickelung fähig. Der berühmte Schweizer-Landschaftsmaler Calame hat uns Alpenbilder geliefert, auf denen Legföhren geradezu die Hauptrolle spielen und so malerische Gruppen und charakteristische Partien bilden, daß, wer diese Bäume keines besonderen Studiums gewürdigt hat, darüber ganz erstaunt sein muß. Die Aeste der Legföhren werden oft so dick, wie der angeschwollene Bauch der Boaschlange, auch schlagen sie mitunter solche große Bogen, wie der Körper dieser Schlange. Alle ihre Zweige, selbst bis in die kleinsten Verästlungen hinein, sind etwas dicklich, dabei ganz rundlich und wie angeschwollen, als wären die treibenden Säfte in ihrer Entwickelung zurückgehalten. Selbst die kleinen Zweiglein, an denen die Nadeln sitzen, sind noch so dicklich und rundlich, wie Stricke oder Bindfaden. Sie müssen oft ein ziemlich hohes Alter erreichen. Die Alpenbewohner behaupten, die Legföhren, obgleich sie verkrüppelten Zwergen gleichen, könnten mehrere hundert Jahre alt werden. Die Rinden ihrer gekrümmten Aeste tragen die Spuren von diesem Alter. Sie sind oft ganz zerfetzt, runzlich, aufgesprungen und sehr verwittert. Das Gezweige, das an diesen gebogenen Stämmen sitzt, ist gewöhnlich sehr dicht und vielfach verworren, und es hängt über die Felsen, denen es zum Schmuck dient, wie riesenhafte Epauletten und Trobbeln herunter. Wem der Sinn einmal für die Reize der Legföhren geweckt ist, der bekommt eine wahre Leidenschaft, alle die mannigfaltigen Gruppirungen, Combinationen und Scenen, die dieser Baum gewähren kann, zu studiren und zu untersuchen. Die ganze Schneid der Hohen Schrott war mit Legföhren

besetzt. Von unten sieht man keine Spur davon, aber oben wandelt man dazwischen hin, wie in einem Irrgarten.

Ich sagte, daß die Legföhren insbesondere für die Bergsteiger von der Natur gemacht zu sein schienen. Sie dienen denselben als die besten und zuverlässigsten Anhaltepunkte, als Handhaben und, so zu sagen, als Strickleitern. Die Zweige und Aeste der Legföhren hat der Wind Jahrhunderte lang zerzaust, gepeitscht und hin- und her geknetet; sie sind in beständigem Sturme groß geworden, — sind, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, Windkinder. Daher sind sie denn ganz elastisch und zäh geworden, wie Stricke. Man kann sich ihre Zweige um die Hand wickeln, und im Nothfall auch ganz daran hängen bleiben, wie an einem Tau. Selbst ganz dünne Zweige sind noch sehr zäh und elastisch, und brechen und reißen nicht. „Sie sind wie ein Bändel," sagten meine Leute. Es ist beinahe unmöglich, sie in der Mitte durchzubrechen. Man kann sie nur mit Mühe ab drehen. „Nehmen sie die Leken!" riefen mir immer meine Begleiter zu, wenn ich unterwegs, von einem Abhange zum anderen mich herablassend, mich vergriff und einen jungen Buchen- oder Fallernbusch faßte. „Hier ist nichts völlig Zuverlässiges, als die „Leken". (So nennen sie hier die Legföhre.) Sie haben von diesem Worte „Leken" auch ein Collectivum, „das Geleke" oder „das Glök", gebildet, worunter sie eine große, mit Legföhren besetzte Gebirgswand verstehen. Einige sprechen hier auch „das Gelekt".

Es ist wunderbar, daß die Natur in jedem Klima nicht nur solche Gebilde erzeugt, wie sie eben diesem Klima angemessen sind, sondern wie sich die Sachen dann auch so einrichten, daß allen andern Wesen und dem Leben überhaupt ein Vortheil daraus erwächst und eine Lebensbedingung verschafft wird. Wie die dickhäutigen Aloes in der Wüste nicht nur für sich, sondern auch für die Kameele nnd andere Geschöpfe

das erquickliche und durststillende Naß aufbewahren, so sind die Legföhren nicht nur die einzige Form, unter welcher hier oben Pflanzen- oder Baumleben noch forterilstiren kann, sondern es ist eben auch wieder diejenige Form, welche dem übrigen Thier- und Pflanzenleben hier am besten dient. Die krummen Stämme der Legföhren bilden Bogen und Lauben, auf die sich im Winter der Schnee in Dächern und Kuppeln anlegt. Unter diesen von den Legföhren gestützten Kuppeln finden die Gemsen und andere Bergthiere nicht selten Schutz und Nahrung, da die Gräser darunter nicht völlig verkommen. Auch für viele Vögel bieten die Legföhren gerade solche Gelegenheit zum Hausen und Nesterbauen, wie die gefiederten Thierchen es sich nur wünschen können und, — wie gesagt — auch dem Bergsteiger nützen sie, der überall, wo „G'lök" ist, vollkommen sicher geht, und der auch im Sturm, wie die Gemsen, in den Legföhren-Nestern viel besser Schutz findet, als dieß zum Beispiel unter Tannen und Fichten der Fall sein würde, die der Wind leicht über seinem Haupte zusammenbrechen könnte.

Endlich gewährt die Legföhre auch den Sennerinnen die vornehmste Feuerung in ihren Kasereien und Milch-Wirthschaften, so wie sie auch ihre Gränzzäune und Hecken sehr leicht aus der Legföhre construiren und flechten. Man kann sagen, daß die Leken und G'löke auch vielfach die Vorkämpfer und Schutzengel der untern Bäume und Hochwaldungen gegen allerlei Gefahr von oben her sind, namentlich gegen Steingeröll und Schneefall. Wo die Abhänge mit Legföhren bedeckt sind, da bildet sich nicht so leicht eine Lawine, weil der Schnee beim Schmelzen in die Zwischenräume der Zweige und Büsche hinabfällt, und auf diese Weise große Massen nicht so leicht auf einmal abrutschen können.

Die „Legföhre" („Krummholz") ist endlich auch sehr

wichtig für die Erhaltung des Humus in den höheren Gegenden. Nur in ihrem Schatten und Schutze erhält sich der Humus und die Besaamung auf diesen hohen Gipfeln. Aus allen diesen Ursachen ist denn auch längst hie und da das Krummholz und seine Conservirung unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt, und in den meisten Gegenden wird darauf gesehen, daß diese hochgestellten Außenposten der Cultur nicht beschädigt und weggeschlagen werden. Man hat auch, wie man mir sagte, Versuche gemacht, es anzupflanzen, wo es fehlte. Aber es waren nur mißglückte Versuche. Es ist leichter, einen Eichenwald zu schaffen, als ein Krummholzgebüsch. Die Natur, die da und dort in den fruchtbaren Thälern so nachgiebig und bildsam ist, zeigt sich in diesen Höhen äußerst eigensinnig. So wie das Krummholz in seiner vollkommenen Ausbildung die Hauptstütze des obern Pflanzenlebens ist, so muß es sich doch auch selbst wieder, wenn es erst angepflanzt und erzeugt werden soll, auf allerlei Grundlagen und Vorbedingungen stützen. Damit die kleinen zarten Pflanzen der Legföhre zu dauerndem Leben durchbringen könnten, müßte man erst etwas Unterkräuter — das Krummholz hat sein Unterkraut, wie ein Fichten-Gehölz seinen Unterwald, — von Rhododendren, Alpenrosen und solchen strauchartigen Pflanzen schaffen, unter deren Schutz sie gedeihen könnten. Und für diese Rhododendren wären wieder ein Moosboden und andere Vorbedingungen herzustellen.

Daß man noch keine Lobrede auf die Legföhre geschrieben hat, wie man sie den Fichten und Eichen und Erlen alle Tage schreibt, ist wieder ein Beweis dafür, daß die Menschen meistens nur Das berücksichtigen, was ihnen recht imponirt und in die Augen fällt, daß sie aber das Unscheinbare nicht aufsuchen. Man kann sagen, daß ein großer Theil der Culturfähigkeit und Benutzbarkeit der hohen

Alpenstriche einzig und allein auf der außerordentlichen Verbreitung der Legföhre in diesen Regionen beruht.

Wir gebrauchten über eine halbe Stunde, um uns an jener 1000 Fuß hohen Wand herabzulassen, oder vielmehr, um wie losgelassene Blöcke von Stufe zu Stufe an ihr herab zu poltern. Von der Höhe herab hatte es mir geschienen, als ob unser Alpensteg schon ziemlich unten im Thale liefe. Auf seinem schmalen Saume angekommen, erkannten wir, daß er, noch etwa 4000 Fuß hoch über dem Thalgrunde erhaben, wie ein 1½ Fuß breiter Corridor an der Galerie der Felsen herumlief. Es ist unglaublich, was für eine Menge „Ups and Down's“, wie die Engländer sagen, es auch noch auf einer solchen, aus der Ferne so unschuldig aussehenden Flußpfad-Linie in den Alpen giebt!“ —

Nach einem abermals zweistündigen Marsche bogen wir endlich zur Seite über einen buschigen und grasigen „Büchel“, (Rücken oder abgerundete Schneid) und schauten dann auf einen Bergvorsprung hinab, der in der Mitte vertieft war. Meine Leute hatten mir diesen Gang des Weges schon im Voraus gezeigt und mit folgenden Ausdrücken beschrieben: „Dort“, sagten sie, „über den Büchel geht der Weg außi, und auf der andern Seite des Büchels geht er wieder eini“. — Das „außi“ (hinaus) bedeutet hier immer so viel als „hinauf“, nämlich aus den Thälern oder tieferen Punkten auf die Berge hinauf, — das „eini“ (hinein) aber so viel als „hinab“, von den Bergen hinab in die Thäler hinein. Der kleine Einschnitt oder Kessel des Vorsprungs war mit einem schönen Grasteppiche, mit sauberen Sennhütten und wohlgefüttertem Vieh gefüllt. Es war die anmuthige Kesselbach-Alpe, hinter der im Rücken die nördlichsten Spitzen der Hohen Schrott hervorragen, und von der nach vorn eine reizende Aussicht auf den

Gmundner See, den Traunstein und die ihm benachbarten Landschaften sich darbietet.

Diese Kesselbach-Alpe entspricht ungefähr dem Ideal, das man sich in der Regel von der Schönheit der Alpenwiesen und von der Lieblichkeit ihrer Lage macht. Die Sennhütten waren alle sehr ordentlich gebaut und eingerichtet. Felsen, Steinblöcke und schmuzige Sumpfwege gab es nicht so viele, als man gewöhnlich bei den Hirten-Etablissements findet. Die Weiden waren recht glatt, schmuck und blumig; auch die Sennerin ziemlich appetitlich und gefällig. Nur singen und lullen wollte sie nicht. Ich bat sie darum. Aber da hieß es immer: „I mag nit singa!“ „Du magst nicht?“ sagten wir, „aber liebes Kind, Du bist ja recht eigensinnig. Laß Dich doch überreden. Jobele uns doch wenigstens a biß'l.“ „Wenn i nun aber nit mag! I sag's enk ja, i mag gar nit!“ Wie gesagt, ich hielt dieß anfangs für den Gipfel des Eigensinns und recht offen und plump erklärten Widerwillens, bis mir endlich klar wurde, daß das „mag“ und „mögen“ in dem Dialekte der hiesigen Leute nicht so viel heißt als „wollen“ oder „geneigt sein“, sondern vielmehr so viel als „vermögen“ oder „können“. Dieß muß sich jeder in hiesigen Landen Reisende merken, um Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Als wir eine Andere der Sennerinnen zum Singen aufforderten, sagte sie: „Ich mag auch nicht singen. Ich hab ja keine „G'schpan“, d. h. Mitsänger.*)

Der Kesselbach-Alpe zur Seite nach Osten zu liegt ein

---

*) Auch bei einer andern Gelegenheit machte ich die Erfahrung, wie wichtig es für einen in Deutschland Reisenden ist, daß er sich die in jeder Provinz üblichen und verständlichen Schlagworte merke. Ein Mann ging etwa 100 Schritt vor mir her, den ich gern Etwas gefragt hätte. Ich hatte gerade eben nur meine norddeutschen Anrufungs-Ausdrücke auf der Zunge, und rief: Hören Sie mal! Heda! Hören Sie

tiefer Thal-Kessel oder mächtiger Schlund. Auf den Rand unserer Bergterrasse tretend, konnten wir weit in denselben hineinblicken. Dieser großartige Kessel, — als solcher erscheint er wenigstens von oben herab — ist ganz mit schönen Waldungen gefüllt. In seinem Centrum liegt ein kleiner Hochgebirgs-See, der „Offen-See“ genannt, und sein Hintergrund schwingt sich zu mächtigen Bergzinken hinauf. Es bot sich uns hier ein sehr interessantes Schauspiel dar. Eine finstere Gewitterwolke hatte sich nämlich an die Körper jener Zinken geheftet, und blitzte, donnerte und wetterte da ganz in unserer Nähe, gleichsam wie ein einem Zimmer, das mit dem unsrigen Wand an Wand stieß. Auf unserer Terrasse war das heiterste Wetter, der klarste Sonnenschein von der Welt, und die Regengüsse fielen in jenen Kessel des Offen-Sees in so unmittelbarer Nähe an uns herab, daß sie wie ein gewaltiger Theater-Vorhang vor uns erschienen. Wir überschauten von unserm Standpunkte aus die ganze Ausdehnung dieses Vorhangs von seinem obersten Saume, wo er sich aus schwarzen Wolken bildete, die wir glaubten mit Händen greifen zu können, bis zu der tiefsten Stelle des Kessels hinab, wo er in die Wälder hinabrieselte. Ich fürchtete, daß jeden Augenblick die Gewitter-Ergüsse auch zu uns herüber flackern und uns in in ihrer nassen Hülle verschlingen könnten. Aber ich habe nie ein so eigensinniges Haften eines Gewitters an einer und derselben Stelle gesehen. Es war, als ob die feuchten Nebel-Arme der Wolken die Bergpyramide fest umschlungen hielten, um dieser ihren gesammten Inhalt an Feuchtigkeit zu appliciren. Endlich malte sich

---

doch! hei! he! heda! hallo! hallo!!! Ich lief ihm schreiend eine Viertelstunde nach, und der Mensch ging seinen Strich ungerührt fort, als ob er taub wäre. Endlich fiel mir das Rechte ein, und ich rief: „Sie!! bit' Jhna, gehen's her!!“ Und sogleich verstand mich der Mann, wandte sich um und kam zu mir.

auf der grauen Tropfen- und Nebelwand vor uns sogar noch der prachtvollste Regenbogen, dessen Piedestal unten in den Wäldern des Offen-See-Kessels wurzelte, während sein goldig schimmernder Bogen sich fast über unsere Köpfe hinwegzuschwingen schien. Solche unbeschreiblich prachtvolle Scenen hat man nur in den Hochgebirgen.

Unsere Ideen-Combinationen nahmen dabei noch einen interessanteren Verlauf, als wir einige Flintenschüsse aus der Tiefe des Kessels, freilich nur mit sehr schwacher Erschütterung, heraufschallen hörten, und als unsere Leute uns sagten: „Da jagt der Kaiser!“ Wirklich zog eben der junge Kaiser von Oestreich — man bestätigte mir das Factum nachher in Ischl — durch jenen Regenbogen hindurch in das Thal von Offen-See, wo er zur Gemsenjagd gewesen war, hinaus. — „Das Thal da bis zum Wildkogel hinauf, das ist ein rechter „„Gams-Ort““, sagten meine Begleiter, da hat's Gemsen gnue. Und Wildschützen aa!“ Sie meinten aber, es wäre schade, daß der Kaiser gerade fortzöge, bevor es ausgeregnet hätte. Denn vor dem Gewitter da wären die Gamsen versteckt. Nach der Entladung und nachdem die Luft sich abgeklärt, die Natur sich erfrischt hätte, da kämen dann die Thier'l recht heraus auf „die Angern“ (Wiesen) zum Weiden, und da könnte man ihrer viele überlisten. Wir bemerkten aber von unserem erhabenen Standpunkte aus gar Nichts von jenem Mächtigen der Erde, der, wie man uns sagte, mit seinem glänzenden Gefolge in den Wäldern sich tummelte. Wir sahen so wenig von ihm, wie von den kleinen Vögeln in den Wäldern, welche letztere selber uns nur wie ein grüner Anflug unter den Wolken erschienen. Und doch ist dieser unbemerkbare Erdensohn der angebetete und unbeschränkte Beherrscher aller dieser kolossalen Alpenthäler und Bergwildnisse, in denen er sich wie ein Schmetterling verliert! —

Das Gewitter zu unserer Seite löste sich vollkommen auf. Es wurde Abend auf unserer Kesselbach-Alp. Die Sonne stieg unbewölkt hinter das Höllengebirge hinab. Nur etwas „karrig" war die Luft, und dieß nahmen die Leute als ein sehr gutes Anzeichen für das Wetter am folgenden Tage. „Koar" oder „Karr", ich weiß nicht, wie ich es schreiben soll, nennen sie hier gewisse feine, ganz dünne, durchsichtige Dünste oder Nebel, die sich an schönen Sommerabenden in die Thäler hinabsenken, und die für das sicherste Zeichen von beständig gutem Wetter gelten. Wir bemerkten in den Thälern um uns her äußerst zarte Schichten dieses Karrs, wie transparente Schleier, übereinander liegen. Ich weiß nicht, woher das Wort „Koar" und das davon abgeleitete Adjectivum „koarig" kommen, und ob sie mit dem Worte „Karr" oder „Kahr" („Karrenfeld"), welches so viel heißt als rauhes, zerklüftetes Felsengebirge, auf irgend eine Weise zusammenhängen mögen.

Von der Kesselbach-Alpe gab es bis ins Thal hinab nicht weniger als sieben „Rasten". Es seien ihrer hier so viele und in so kurzen Zwischenräumen, sagten meine Leute, weil der Weg hier gar zu „steif" und der Berg zu „stickl" sei. Sie zeigten mir schon tief unten im Thale eine Brücke über die Traun. „Bei derselbigen Brücken sind wir ganz drunten." Aber bei einer solchen Abfahrt von den Alpen heißt es auch gewissermaßen: die Augen sind größer, als der Appetit. Das Auge glaubt fast schon die Brücke zu packen, und die Füße haben noch ein Paar Hundert Mal in die Kreuz und Quere sich wund zu arbeiten, daß Einem beinahe wol der Appetit verginge, wenn nicht auch selbst solch eine Nachtfahrt an den Bergen und Wäldern herunter so genußreich und wundervoll wäre. — Es war ziemlich Mitternacht, als wir endlich in das stille Ischl wieder einzogen, von wo aus ich mir in Zukunft die Höhen der Hohen

Schrott, die ich Block für Block bewandert und studirt hatte, fast mit den Augen eines Eigenthümers betrachtete. Es war mir, als hätte ich sie nun erobert, und als gehörten sie mir.

---

2. Auf dem Schafberge.

Der Schafberg bei Ischl ist kein Mont Blanc oder Chimborasso, bei dessen Besteigung man große Entdeckungen macht. Es liegt schon in seinem Namen, welcher andeutet, daß er noch von den Schafen als bequeme Weide benutzt wird. Ja er wird sogar alle Jahre, wie der Schweizer Rigi, von Herren und Damen, von Ischler Badegästen und ganzen munteren Gesellschaften und Familien erstiegen. Es sollen jährlich einige Tausend Menschen auf seinen Gipfel kommen, und in geschriebenen Briefen, in gedruckten und ungedruckten Reise-Tagebüchern mag seine Besteigung hundert Mal beschrieben sein. Ich bin selbst auch schon früher auf dem Schafberge gewesen. Allein dieß kümmert mich nicht. Ich gehe zum zweiten und zum zehnten Male wieder hinauf. Giebt es auf so viel betretenem Pfade keine großen Entdeckungen mehr zu machen, so giebt es kleine. Das Feld der kleinen Entdeckungen ist noch überall in der Natur und in allen Richtungen offen. Und Du kannst selbst noch in des Nachbars Feld und Garten oder auf dem Hügel hinter Deinem Hause Reisen machen, bei denen, wenn Du sie nicht als wahre Entdeckungsreisen betrachten kannst, die Schuld davon wenigstens nicht darin zu suchen ist, daß die Natur nicht reich genug an neuen Dingen wäre.

Wie alle Dinge und Berge hat auch der Schafberg zwei Seiten. Mit seinem schroffen und finster gerunzelten Kopfe blickt er nach Norden gegen den Mond- und Atter-

See hinab. Mit einer zugänglichen, flach abgedachten und wie ein grasiger Rücken weitgestreckten Seite fällt er auf der Südseite nach dem Wolfgang-See zu sanft ab. Es war mir bestimmt, den Berg innerhalb dreier Tage zweimal von beiden Seiten zu besteigen. Das erste Mal folgte ich dem Wege alles Fleisches, das sich auf den Schafberg begiebt, dem bequemeren Pfade von Wolfgang hinauf. In diesem hübschen Orte bot sich mir ein alter siebzigjähriger Greis, Namens Michel, mit weißem Haar und gebogenem Rücken als Führer an. „Der wird Ihnen nicht viel dienen droben", raunten mir die Leute in die Ohren. „Alte Führer sind nie gut beim Bergsteigen, sondern junge. Ihm wird schwach werden unterwegs, und er wird es kaum aushalten, Ihnen den Mantel nachzutragen." Dieß wäre unangenehm, dachte ich; als ich aber merkte, daß der alte Michel, der schon ahnte, was die Leute mit mir sprachen, ein Bißchen unruhig wurde, sagte ich, der Michel sollte doch mitgehen; wir würden schon fertig werden, und wir machten uns sofort auf den Weg. Da ich ihm gleich gesagt hatte, wenn er nicht mehr könnte, so wollte ich die Sachen schon selber tragen, so hatte ich mir von vornherein meines Begleiters Herz gewonnen, und aus Dankbarkeit that er alles Mögliche, mich auf der kleinen Bergfahrt mit Erzählungen zu unterhalten.

Zuerst ließ ich mir von ihm seine Lebensgeschichte vortragen: Sein Vater, sagte er mir, wäre ein „Brau" (d. h. ein Brauer) gewesen. „Er war zweimal verheirathet. Von der ersten Frau war blos ich. Von der zweiten zwei jüngere Kinder, meine Stiefbrüder. Auf seinem Sterbebette „hat mich mein Vater beten, ich sollte meine Stiefmutter „und meine Stiefgeschwister nicht aus dem Hause verstoßen, „ich sollte sie bei mir behalten, für sie sorgen und mit ihnen wirthschaften. Das hab' i thon. 27 Jahre lang

„habe ich mit ihnen gewirthschaft. Ich bin der Brau gewe-„sen, meine Stiefbrüder waren die Braugehülfen. Und meine „Stiefmutter hat uns die Wirthschaft g'führt. Darauf ist „sie g'storben. Auf dem Krankenbette hat sie mir gesagt, ich „sei nun auch alt, und hat mich beten, ich möchte nun das „Bräu-Geschäft meinem jüngeren und rüstigeren Stiefbru-„der übergeben, der sich unterdessen verheirathet hatte. Er „sollte für mich bis an mein Lebensende sorgen. Das hab' „i thon. Verheirathet war ich ja nicht, und ich hab's „ihm Alles übergeben." — „Sorgt denn der Stiefbruder „nun auch für Euch?" — „Er thut's, ja! aber seine Frau „ist halt an biß'l schlimm und genau. Sie ist mir a biß'l „z'wider!*) Aber es ist schon recht. Was will ich machen, „73 Jahre alt bin ich. Arbeiten kann ich nicht mehr. Da „muß ich mir auch schon Etwas gefallen lassen!" — Diese Erzählung sprach sehr zum Lobe meines alten Michel, und der Leser muß sie kennen, weil durch sie der fromme Sinn, den er später auf dem Gipfel des Schafberges offenbarte, erst seine rechte Unterlage gewinnt.

Wir gingen durch die bewohnten Gärten und Feldgegenden hinauf, und kamen in die Waldreviere, wo wir denn auch schon hie und da an offenen Stellen den kahlen Gipfel des Schafberges erblickten. Diese Promenade auf den Schafberg verhält sich zu der auf die Hohe Schrott, die ich vor ein Paar Tagen gemacht hatte, wie ein französisches zu einem hebräischen Exercitium. Michel sagte mir, er habe dieß Exercitium — ich meine das französische —

---

*) Dieß heißt nicht, daß er sie nicht leiden könne, wie wir Norddeutschen diese Phrase auslegen würden, sondern, daß sie ihn nicht leiden möge. Wenn wir Norddeutschen sagen, daß uns Jemand zuwider sei, so meinen wir, er sei uns widerlich, unangenehm. Der Oestreicher dagegen will sagen, daß „er uns entgegen sei."

wol schon ein Paar Hundert Mal mit Herren und Damen durchbuchstabirt, und unter diesen, die sich seiner Leitung anvertraut, seien auch genug Fürsten und gekrönte Häupter gewesen. Diese Letzteren hatten ihn sogar, wie es schien, ganz in die intimsten Verhältnisse ihrer Familien eingeführt; denn er kannte von den Meisten die Verwandtschaft und Schwägerschaft. „Mit dem Ludwig", sagte er, „sei er zum ersten Male auf dem Schafberg gewesen. Das sei schon 31 Jahre her. Der Ludwig — er meinte nämlich den östreichischen Erzherzog Ludwig — hätte immer nach „Michel dem Brau" verlangt, wenn er auf den Schafberg gegangen. Er war sonst ein sehr guter Freund von mir. Ei ja! — Zu der Zeit, als ich noch zehn Mal in einem Monat auf den Berg steigen konnte! Aber jetzt thut sich's halt so nicht mehr. Jetzt denkt der Ludwig auch wol, ich kann nicht mehr nach. Denn neulich, als die jungen Erzherzoge droben waren, haben sie mich nicht rufen lassen. Und sonst habe ich sie doch immer geführt." — „Dem Ludwig seine Frau" kannte er auch, die „Sophie", oder, wie sie hier sagen, die „Sófi". Er wußte auch, daß die Königin von Sachsen „eine ihrige Schwester" sei. — „Meine Base ist „Wäscherin drinnen in Ischl. Durch die hör' ich immer „sehr viel von der Sófi; denn meine Base wäscht auch für „sie, wenn die Sófi in Ischl ist, Tafelwäsch' und Leibwäsch' „auch. Mein Gott, die läßt so viel waschen, daß es schreck„bar ist." — Die Erzherzogin Sophie heißt beinahe in ganz Oestreich, auch bei den Leuten in Wien, wie bei diesen Dorfbewohnern, „die Sófi". In diesem Ausdrucke, so wie in der ganzen Art und Weise, über die kaiserliche Familie und deren Mitglieder zu reden, spricht sich durchweg das patriarchalische und vertrauliche Verhältniß aus, in welchem hier noch das Fürstenhaus zum Volke steht.

Als wir die Spitze des Schafberges so recht deutlich

vor uns liegen sahen, sagte mir Michel, er habe neulich eine vornehme Dame heraufgeführt, die sich sehr lebhaft für alle Bergspitzen der Welt interessirt und ihm einen vortrefflichen Unterricht über dieselben ertheilt habe. „Sie ist „selber rund um die Welt herum und auch im Ostindischen „gewesen. Die Spitze von Teneriffa, hat sie mir gesagt, „hat ihre 15,000 Fuß. Aber die Amerikaner liegen gar „21,000 Fuß hoch. Und die allerhöchsten in der Welt sind „die Ostindier. Der Tschavalagiri, d. i. so zu sagen der „weiße Berg, der hat seine achtundzwanzigtausend. Er „liegt oberhalb Calicut, an der Spitze einer großen Wasser„bucht. Sie ist aber nur am Fuße des Tschavalagiri ge„wesen, hat sie mir gesagt. Auf die Spitze selbst ist sie „nicht hinauf 'kommen. Ja i glaub's schon. Das mag „halt doch zu streng sein für eine Dame. Aber obgleich sie so „viel gesehen hat, so hat sie sich doch sehr für unseren Schaf„berg interessirt, und hat sich nach allen Umständen erkundigt. „Sie hat zwei Sessel und acht Sesselträger bei sich g'habt, „für sich und ihre Begleiterin, für die sie sehr gütig war. „Sie ist aber immer ausgestanden und zu Fuß gegangen, „und die Sessel sind leer nachgetragen. Und alleweil ha„ben wir z'samm dischkurirt. Hinter dem Ostindischen kommt „das Chinesische. Ich glaube, sie hat mir gesagt, sie wäre „auch im Chinesischen gewesen. Aber ich wollte nicht wei„ter darnach fragen, weil ich schon genug hatte mit der „Spitze von Teneriffa und mit dem Tschavalagiri und mit „den Amerikanern, Alles richtig zu behalten." — Michel war herzlich froh, als ich ihm sagte, daß ich die Dame, von der er sprach, kennte, und daß sich Alles ganz so verhielte. Nur „im Chinesischen" müßte ich ihm sagen, sei sie nicht gewesen. Jetzt aber halte sie sich „im Sächsischen" auf, was, wie er wol wissen würde, da oben „beim Thüringischen" übers Baierische und Ansbachische hinaus liege.

Es ist charmant, wenn man aller Herren Länder, auch die des Kaisers von China, so familiär und nachbarlich beisammen hat. Es ist vermuthlich ein Vortheil unserer vielen Vaterlande, daß wir deutschen Bundes-Unterthanen uns den Zusammenhang aller Staaten und Territorien gleich so natürlich vorstellen können.

Der Abend war zwar noch ganz hübsch auf dem Schafberge, und es bereitete sich auch ein sehr schöner Sonnenuntergang vor; aber uns war es besonders um das Wetter des folgenden Morgens zu thun. Dazu jedoch schüttelte mein Alter den Kopf. „Wenn die Tyroler Berge sich nicht ausputzen, sagte er, dann ist es Nichts. Dann ist es nicht der Werth.“ — Und die Tyroler Berge waren leider in eine Masse von Wolken gehüllt, die schon ganz das Ansehen hatten, als ob es in der Luft schwimmendes Wasser wäre. — Wir entschlossen uns aber politisch zu sein, und uns mit der nebelvollen Zukunft nicht den Genuß der Gegenwart versalzen oder vielmehr verwässern zu lassen, — drehten dem drohenden Tyrol den Rücken zu, und wendeten uns nach Baiern hinüber, das eben, so weit das Auge reichte, d. h. hier auf dem Schafberge circa 20 bis 30 Meilen weit, in ein wundervolles Gold- und Purpur-Meer von Sonnenuntergangsfarbe getaucht war. Es giebt auf dem Schafberge am Fuße seiner obersten Pyramide eine kleine Colonie von Sennhütten, die alle ziemlich ordentlich eingerichtet und auf den Empfang von Lustreisenden vorbereitet sind. Früher stand hier ein Wirthshaus. Dieses ging aber in Flammen auf; man sagt, der Brodneid der Sennhüttenwirthschafterinnen, die sich durch jenes Etablissement in ihrem Erwerbe geschmälert gesehen hätten, habe dabei eine Rolle gespielt.

Aus jeder jener Hütten kam eine kleine Gesellschaft Reisender hervor, um von einem Gipfel des Berges aus die Sonne hinabsinken zu sehen. — Wir waren alle ganz

entzückt über das wundervolle Schauspiel. Die baierischen Ebenen schienen gar kein Ende zu haben, und eben so über ihnen die Reihen der zahllosen Wolkenstreifen. Wir ließen am ganzen weiten Horizont die entzückenden Augen herumumfliegen, zu der schönen Umgegend von Salzburg, zum sagenreichen Untersberge, zum zweigipflichen Watzmann, der die Wache zu halten scheint gegen das baierische Flachland hin. Alsdann zu der kolossalen aus Fels und Eis gebauten Masse des „steinernen Meeres," dessen Plateau wie ein mit weißem Tuch bedeckter Tisch zwischen all' dem übrigen Hochgebirgs-Geräthe dastand. Gerade nach Süden das „Tannengebirge," ein ähnlicher Urwelt-Riesentisch, und die Thronsessel und Schemel des „Dachsteins", die als das nächste Schneegebirge wieder einen schönen Ruhepunkt abgeben. Noch näher aber neben uns blickten aus der Tiefe die Spiegel dreier Seen herauf, des Atter-, des Mond- und des Wolfgangs-Sees. Der Schafberg liegt zwischen diesen Seen gleichsam wie eine Insel; denn sie bespülen von drei Seiten her seinen Fuß. Die Becken dieser Seen bilden Kessel von zum Theil nahe an 100 Klaftern Tiefe, und ohne Zweifel steht wol die Entstehung dieser tiefen Löcher in einer intimen geologischen Verbindung mit der Emporhebung der Schafbergsspitze. Diese hat auf ihrem höchsten Punkte 5,630 Fuß Höhe über dem Meere. Sie soll 48 Fuß niedriger sein, als der Rigi, mit dem der Schafberg überhaupt in seiner ganzen Bildungsweise die meiste Aehnlichkeit hat. Man nennt ihn daher Oestreichs Rigi. Doch sagen die Oestreicher, daß er vor dem Rigi noch einen Vorzug habe, nämlich den, daß man von ihm aus nicht weniger als 19 Seen erblicken könne, während vom Rigi aus sich „nur 17" darböten. Zu manchen von jenen 19 Seen gehören aber gute Augen; man sieht sie oft nur durch einen schwach schimmernden Streifen angedeutet. Und was man auf diese

Weise in dem kolossalen Bilde erst suchen muß, ist fast so gut als gar nicht da. —

Als die Sonne eben am baierischen Horizont hinabsank, ich denke mir, es wird wol in der Gegend von München oder Augsburg gewesen sein, und als unsere ganze Gesellschaft, nachdem sie sich zuvor in vielen lauten Ausrufungeu der Bewunderung Luft gemacht hatte, nun in stille, betrachtende Anschauung der letzten Scheideblicke des Gestirns versank, rief auf einmal eine mir bekannte Stimme dazwischen: „Schaun Sie, da blinkt der liebe Abendstern!" Es war mein alter Michel. „Ja", sagten Alle, „da blinkt der liebe Abendstern!" blickten hinauf, und es schien, als wenn ein frommes Gefühl, als wenn stille Bewunderung der Werke des Schöpfers die ganze Gesellschaft tief ergriffen hätte. Da entblößte mein alter Michel auf einmal sein weißes Haupt, trat mitten unter uns, und declamirte ganz unaufgefordert mit vernehmlicher Stimme dieß Gedicht:

„Hier steh ich unter Gottes Himmel,
„Und tausend Welten über mir.
„Jetzt schweigt der Erde leer Getümmel,
„Und höher geht die Seele hier.
„Schon hör' ich sie, die schönen Lieder,
„Ich hör' der Sphären hohen Chor,
„Und auf Orions Lichtgefieder
„Schwebt mein Gemüthe hoch empor
„Zu Gott, der jene hellen Sterne
„Hinwarf aus seiner Hand wie Saat,
„Und dann in unermess'ner Ferne
„Für jeden zeichnete den Pfad.
„Da wandeln sie in großen Kreisen
„So freundlich hin, wie Freund an Freund,
„Ein großer Chor, der Gott zu preisen,
„In seinem Fluge sich vereint.
„Lobsing' ihm auch, der Dich zum Leben,
„Zum reinen Leben Dich erkor
„Und dring', wenn Wolken Dich umschweben,
„Hoch über sie zum Licht empor."

Unter uns war Keiner, der dieß Lied kannte, und mein alter Führer machte mich ganz stolz; denn das Lob, was er einerntete, fiel auch auf mich zurück. Einige vom zarten Geschlechte dankten ihm sogar mit Thränen im Auge, und alle hatten ganz still und ruhig bis ans Ende ihm zugehört. —

Bald darauf blies ein kalter Abendwind herüber, Alle kehrten zu den in den Sennhütten angezündeten Feuern zurück, und da wurde nun gekocht und gebraten. Jede Sennerin rückte mit ihren kleinen Vorräthen und Ueberresten hervor, und jeder Gast kramte seine Weinflaschen und Papier-Paketchen aus. Dann wurde geschmaust und Jeder war vergnügt. „Bruder Breslauer" kam zum „Landsmann Stettiner" auf Besuch, und die „Berliner" kamen zu ihren Münchner Freunden, um nachzusehen, wie sie sich gebettet hatten. Denn von allen diesen Nationen waren Einige zugegen, und sowie bei Babylon eine große Sprach-Verwirrung, so gab es auf dem Schafberg eine wenigstens eben so große Dialekten-Verwirrung. —

Zwei Sennerinnen mußten sich ins Freie hinausstellen, um zu jodeln, oder, wie sie hier sagen, zu „ludeln" oder, was noch besser ist, zu „olmen," (zu „almen," das heißt auf der „Alm" (Alpe) singen). — Die Mädchen „ludelten" in der That recht hübsch, und mehrere Male, wenn sie einen Schnaderhüpferl beendet hatten, sagte mein Michel: „das war an saubrer!" (nämlich Vers oder Gesang). — In einer der Alpenhütten wurde sogar getanzt. — So geht's hier, wenns schön Wetter ist, beinahe alle Nächte zu; denn der Schafberg ist beinahe ein so beliebtes Rendezvous der Touristen nnd Bergliebhaber geworden, wie der Rigi. — Endlich zogen wir uns „kleinweis" aus, und schlüpften in unser Heu, in der Hoffnung, daß sich die Tyroler Berge über Nacht noch „ausputzen" würden. — Aber liebe Zeit,

wie kann der Himmel alle Bitten seiner auf Bergen und in Thälern verstreuten Erdenkinder erfüllen! Vielleicht hatten die in den Thälern und auf der großen baierischen Ebene auf Regen für ihre Felder gehofft, und darum gebeten, und siehe da, ihre Hoffnung ging in vollstem, segensreichstem Maße in Erfüllung. Die Sonne erhob sich am folgenden Morgen zwar wie gewöhnlich in ihrer vollen, ungetrübten Glorie aus dem Ocean empor. Aber um mit eigenen Augen dieß anzuschauen, waren wir auf dem Schafberge, wenigstens noch ein Paar tausend Ellen zu niedrig; denn so dick wenigstens mochte wol die Nebelmasse sein, welche uns während der Nacht überschlichen hatte. Es schüttete ein fluthender Regen auf die hölzernen Schindeln unsers Hüttendachs herab, das uns wie ein Schiffsverdeck dicht über den Häuptern hing. —

Nun war Alles ganz jämmerlich seekrank, und Jeder blieb in seinem warmen Heuneste, bis über die Nasenspitze verborgen, stecken. „Wird's denn nicht bald aufhören zum Regnen?" fragte der östreichische Heuhaufen. „Ach Jott, es hat ja erst anjefangen," antwortete der berliner Heuklumpen. — „Wie lange wird's denn noch dauern?" fragte wieder Einer, nachdem wir wieder ein halb Stündchen in der Stille die Regentropfen gezählt hatten. „Vielleicht ein Paar Täg!" — sagte das baierische Heunest. — „Das ist mir zu lange!" sagten unisono ein halbes Dutzend baierischer, sächsischer, salzburger, östreichischer und thüringischer Heuhaufen, setzten sich auf menschlichen Beinen in Bewegung, tranken Kaffee, gaben die ganze Partie für verloren, griffen zu Stock, Mantel und Regenschirm, riefen nach ihren Führern, empfahlen sich uns, und bliesen Retraite. — Ich meinerseits beschloß abzuwarten und auszuharren, und setzte mich auf den Balcon meiner Sennhütte, um zu sehen, wie auch aus den andern Alpenpallästen die Herren und

Damen auszogen, den Regen und alle Berge und Bergpartien dazu be- und verklagend, und Nichts, gar Nichts im Sinn, als nur die Comforts des Thales, denen sie spornstreichs zueilten.

Als diese betrübte Wanderung, die dem Rückzuge einer geschlagenen Armee glich, aufgehört hatte, blickte ich mich um, welche Lebendigen noch auf dem Schlachtfelde geblieben sein möchten. Und ich fand denn in meiner eigenen Hütte noch einen katholischen Geistlichen, in einer Nachbarhütte zwei junge, äußerst frische und muntere, hübsche Steiermärker aus Grätz in ihrer kleidsamen Nationaltracht. Wir thaten uns in eine Hütte zusammen, und setzten nns bei demselben Heerde, und da wir auf dem Balcon einer entfernten Behausung dann auch noch einen Engländer fanden, der dort, rauchend und mit ausgestreckten Beinen auf einer Bank liegend, in die Nebel hineinblickte, so forderten wir ihn auch auf, an unserem Treubund Theil zu nehmen. Er gab uns einen Korb und sagte, er fühle sich dort ganz comfortable, wo er wäre „and J enjoy myself with a cigar“ (Und ich genieße mich selbst hier bei einer Cigarre!) „Habeas tibi!“ dachten wir und rückten bei unserm Feuer zusammen, und jetzt weiß ich in der That nicht, ob ich von dem glorreichen und so sehr ersehnten Schein der Sonne mehr Vortheil gehabt hätte, als ich nun in der That bei diesem mit drei Kindern des Landes getheilten Feuer fand.

Am meisten trugen zu unserer Unterhaltung die beiden hübschen Jünglinge aus Steiermark bei, die, obwol von „guter Familie,“ doch so frisch und so naturwüchsig waren, wie zwei junge Tannenbäume aus den Wäldern ihres grünen Landes. Sie waren, — vermuthlich sehr munteren Schritts, — über die Radstädter Tauern gewandert, um einmal vom Schafberg herunter zu lugen. Sie wußten eine

Menge „Schnaderhüpferln“ und steirische und oberöstreichische Lieder.

In einem ihrer Schnaderhüpferln wurde der Mißgriff eines ungeschickten Liebhabers lächerlich gemacht, der zum „Fenstern“ ausgeht, die Thüre öffnet und „Pst! Pst!“ hineinruft. Er meint, es sei die Stubenthüre seines „Ma- [illegible], es war aber die Stallthüre der Ziege:

„Bin in's Fensterln ausgange
„Zu der Kuhhausthüren,
„Hans Fenstern verfeilt (verfehlt),
„Han auf d' Goas eini g'schrieen.

Statt „fenstern“ brauchen sie hier auch oft den Ausdruck: „gasseln“, von Gasse = „in die Gassen gehen“. Z. B. in einem Verschen, in welchem ein junger Mensch seinen Vormund bespöttelt, der ihn auch beim „Gasseln“ noch beaufsichtigen will, und dabei verunglückt:

„Ins Gasseln bin i gange,
„Mein Vormund mit mir,
„Foallt der Tautsch
„Ueber die Lotern (Leiter),
„Kann o nit dafür. —

Warum mischt sich auch so ein alter, unbeholfener, ängstlicher Herr („Tautsch“) in die Liebesangelegenheiten junger Leute?

Solche Schnaderhüpferln improvisiren die Leute hier oft Stunden lang über Alles, was ihnen einfällt, und singen sie gleich nach jeder beliebigen Melodie. „Mit dem Reim aber geht's nicht immer recht dabei z'sammen.“

Unser katholischer Pfarrer war aus dem Hausruck-Viertel, und schien mit der Sprache und Sitte dieses Theiles von Oestreich sehr vertraut. Rechne ich zu ihm und unseren Steirern noch die Sennleute des Schafberges, so hatten wir ein ganzes kleines Concilium verschiedentlich nuancirter Oestreicher beisammen, und es konnte nicht fehlen, daß wir

bald darauf verfielen, die Sitten der verschiedenen Striche mit einander zu vergleichen. Da wir den ganzen Tag im Nebel stecken blieben, so hatte ich nichts Besseres zu thun, als mir ein Protokoll über alle die eigenthümlichen Volksausdrücke zu führen, die im Verlaufe unserer Stunden am Hüttenherde vorkamen; und jedenfalls war das für mich ein eben so interessantes Geschäft, wie das Aufsammeln von Blumen an eigenthümlichen Standorten für einen Botaniker. Ich will hier diejenigen mittheilen, von denen ich glaube, daß sie für das große Publicum einiges Interesse haben, so wie auch diejenigen, die ich für noch nicht allgemein bekannt halten muß, weil ich sie in meinem Lexikon des östreichischen Dialekts nicht finde.

Es giebt natürlich östreichische Eigenthümlichkeiten, die sich bei allen deutschsprechenden, östreichischen Unterthanen wiederfinden; andere, die sich blos auf eine Provinz, Ober- oder Niederöstreich, oder Steiermark rc. beschränken; andere, endlich, die nicht Provinzialismen, sondern „Districtismen" oder „Thalschaftismen" sind.

Ich habe bemerkt, daß die Leute hier, so wie in ganz Oestreich, sehr oft „ja" mit „wohl!" oder doppelt „wohl! wohl!" antworten, z. B. „Wollen wir hinausgehen?" „Wohl! wohl!", statt dessen man in ganz Norddeutschland sagen würde: „ja, recht gern".

Die Verwunderungs-Redensart: „Aus is 's!" die ich oben erwähnte, wenden sie auch oft so: „Jetzt ist's gar aus!" Sie wird sowol bei freudiger, als bei betrübender Ueberraschung gebraucht, z. B. „Jetzt ist's gar aus! Kind, wie bist zu groß geworden!"

Hier im Salzkammergut — vielleicht aber auch in anderen Theilen der östreichischen Alpen — haben sie ein Paar ganz besondere Verstärkungsausdrücke, nämlich erstens „wolter" oder „woltern", und zweitens „guting", z. B. „Jetzt wird's

„netter!“ verwandelt, z. B. sprechen sie dort so: „Netter! (oder netto!)′ jetzt gehe ich nicht,“ d. h. „Gerade jetzt gehe ich gar nicht!“ „Das Wetter wird gewiß heute nicht besser!“ sagte ein Anderer. „Die Kühe gehen alle zu Boden, das ist ein schlechtes Numero!“

Trotz des Regens schrieen und jauchzten die Sennerinnen in einer der Hütten unsrer Berg-Colonie. „Was machen denn die Sennerinnen da?“ fragte ich. „O sie spielen sich nur!“ — Diese Phrase „sich spielen“ für „untereinander spielen“ ist hier sehr gewöhnlich. Ich dachte an meines Engländers „I enjoy myself.“ Ich glaube, diese verbildete deutsche Phrase ist aber nur bei den Gebildeten, nicht bei dem Volke gewöhnlich. Diese Gebildeten haben auch zuweilen sehr kühne Elisionen. So z. B. bot ich meinem Priester ein Stück von meinem mitgebrachten kalten Fleische an. — „Später vielleicht um ein Bröckel!“ das sollte heißen: „Später werde ich vielleicht noch um ein Stückchen bitten.“ Das „brocken“ und „Brocken“ wird bei uns blos von trocknen Dingen gebraucht, hier aber auch von saftigen, z. B. „ein Brocken Fleisch,“ „Blumen brocken,“ d. h. „Blumen pflücken“. —

Zuletzt wurden unsre Wolken sogar elektrisch, und es fing um uns herum an zu donnern und zu blitzen. Einmal blitzte und donnerte es so stark, daß es sogar unserm Sennhüttenknechte imponirte, und er einige Minuten nachher ausrief: „Jtz hat es einen Blitzer g'thon! himmelsakrement!“ Ein „Blitzer,“ das ist viel kräftiger und demonstrativer, als unser „Blitz.“ Sonst nennen sie das Blitzen hier auch „himmlazen“ oder „himmlitzen.“ „Es himmlitzt immerfort,“ was wahrscheinlich von „Himmel“ abzuleiten und als ein „Himmelsbeben“ (gleichsam im Gegensatz zu Erdbeben) zu erklären ist. Es scheint allerdings beim Blitz zuweilen der ganze Himmel zu zucken und zu beben. In Steiermark

aber, bemerkten unsre Steirer, macht man einen Unterschied zwischen „blitzen" und „himmlitzen". Letzteres bedeute dort blos „wetterleuchten."

Ein Taschenmesser heißt hier in der Gegend des Schafberges: „Ein Taschenfeidl". Im Hausruckviertel sagen sie: „ein Schnitzer" (von schneiden). Im Innviertel blos „a Tausch" (von Tasche?)

Einen Hosenträger nennen sie hier einen „Hosen=Kraxen", im Innvirtel einen „Halfter" (welches letztere bei uns blos von einem Theile des Pferdegeschirrs gebraucht wird).

Die gewöhnliche Anrede oder Begrüßung unter den Leuten, wenn sie sich begegnen, lautet hier: „Wo gehschst denn Du hin?" Obgleich sie dieß sowol hier, als auch im Inn= und Hausruckviertel haben, so kann man die verschiedenen Landsleute doch gleich an dem Ton, mit dem sie diese Begrüßung vorbringen, erkennen. Im Inn=Viertel sprechen sie dieß sehr barsch, „steif" und fast herausforderndaus. Im Hausruckviertel dagegen recht freundlich und „lieblich." —

Nicht herzuleiten oder in etymologischen Zusammenhang zu bringen weiß ich das Wort „beiten" für „bleiben", z. B. „beit a wenig", d. h. bleib ein wenig). — Eher noch die ebenfalls sonderbare Redensart: „Hänge mer auf" (hängen wir auf), d. h. „Hören wir auf!" Die Phrase ist vielleicht davon hergenommen, daß man die Dreschflegel oder andere Arbeitsinstrumente nach vollendetem Tagewerke an den Nagel hängt. —

Ihre Kleidungsstücke benannten mir die beiden jungen Steiermärker so: Ihre Schuhe waren ächte steirische „Bundschuh mit „Schiänken", „Schienken" oder „Schänken". (Dieses Wort läßt sich weder richtig schreiben, noch aussprechen. Das „ien" wird ganz eigenthümlich durch die Nase ausgesprochen, beinahe so wie im Französischen „chien.") Es wer=

den damit die eisernen Nägel bezeichnet, die den Schuh zum Bergbesteigen tauglich machen. Die grünen Strümpfe reichten bis zum Knie, wo eine lederne „ausgenahte" Hose anfing. Sie waren weiß ausgenäht. Die Brust umfing ein rothes „Leibel" oder „Brustlatz" oder „Schilet" (Weste). Der kurze, aber weite „Spenzer" oder „Juppen" war von „Loden", einem in ganz Steiermark üblichen, dicken, grauwollenen Stoffe gemacht. Die Aufschläge und Umschläge an Nacken, Hand und Brust waren wieder grün. Den Kopf bedeckte der rundliche, kurzrandige „Steirerhut" mit Gamsbart und Schildhahnfedern und mit einem „Stoß" (Steiß, Schwanz) von Haselhühnern. Die Schildhahnfedern hatten sie, wie dieß bei allen ordentlichen und friedlich gesinnten Menschen gewöhnlich ist, mit der Biegung nach hinten herum gebogen sitzen, so wie der Hahn seine krummen Federn im Schwanze trägt. Diese Schildhahnfedern heißen aber auch „Rauffedern", weil sie auf verschiedene Weise den Anlaß zum Raufen geben. Bei diesen Federn sind die Leute so kitzlich, wie der Türke an seinem Bart, und wer sie berührt, oder nur mit einer spöttischen Rede darauf hindeutet, der hat eine ernste Frage zu gewärtigen. Die rauflustigen Burschen, wenn sie mit necklustiger Laune irgendwo auftreten, pflegen auch ihre Schildhahnfedern dann verkehrt anzustecken, so daß der Bogen der Federn nach vorne schwankt, wie man dieß wol auch auf einigen niederländischen Gemälden bei von Ostade oder Teniers dargestellten „mauvais sujets" sieht. Eine solche verkehrt steckende Feder bedeutet immer Herausforderung. Und wer recht trotzig ist, steckt mehrere solcher verkehrten Federn an. Wird er aber hinterdrein von einem Andern besiegt, so rupft ihm dieser die Rauffeder aus, die seine „spolia opima" wird. Hier in diesen Donau-Gegenden sollen sie sich am meisten im Inn-Viertel raufen, was ich, nach dem, was ich von den Nachbarn des Inn-Viertels in

Niederbaiern gehört habe, wol glauben will; alsdann in Oberöstreich, am wenigsten in Niederöstreich. Dort in Niederöstreich hat die Polizei fast gar Nichts mit dem Raufen und den Raufern zu schaffen. Im Inn-Viertel und auch in einigen Gegenden von Oberöstreich soll es auf den Canzleistuben der Obrigkeit oft ganz curiose Sammlungen von Raufringen geben. Darunter sind solche, welche die englischen Boxer offenbar für völlig gesetzwidrig und „unfair" erklären würden. Jemand, der eine solche Sammlung gesehen hat, hat mir erzählt, daß er unter anderen Ringe darunter gefunden hätte, in deren Blei mehre Spitzen von Rasirmessern eingesetzt oder eingeschmolzen gewesen wären, wie die Nägel an dem Halsringe eines Kettenhundes, oder wie die Messer bei den Schröpf-Instrumenten der Aderlasser. — Dieß ist abscheulich! — Aber ein Herr, gegen den ich mich über das ganze barbarische Raufwesen mit Widerwillen ausließ, sagte, ich möchte mich beruhigen, und ich würde mich wol mit dem Raufen aussöhnen, wenn er mir die Bemerkung mittheile, daß die Leute um so poetischer und gemüthlicher seien, je mehr sie sich rauften. Wo die Rauflust aufhöre, da höre auch die Gemüthlichkeit des Volks auf. Dieß sei ein von allen östreichischen Volks-Kennern anerkanntes Factum. Die Dichter der Schnaderhüpferln und Liebeslieder, die tüchtigen und treuen Gesinnungen des Volks, seien eben so mit den Raufern verbunden, wie im Mittelalter die Minnesänger und Troubadours, der alte, feste Treumuth und die tiefwurzelnde Gemüthlichkeit mit den turnirenden, duellirenden und abenteuernden Rittern. Wo man alle Leidenschaft dem Volke austreiben wolle, da gehe auch viel Charakter, Gemüth und Ehrgefühl verloren. — So hat doch auch dieß Ding wieder seine zwei Seiten. — Das „Darnach müßten die Pinzgauer in Oberöstreich die ...chen, besten Menschen von der Welt sein; denn dort sollen D...

gemüthlichst...

Wetter wolter gut!" d. h. sehr gut. „Guting" ist aber noch viel gewöhnlicher bei ihnen. Es ist ohne Zweifel eine Adverbial-Form von „gut", z. B. „das war guting brav" (das war sehr brav); „das Mädel war guting schön". Sie wenden es sogar zur Verstärkung des Adjectivums „gut" selbst an, z. B. „sein Herz ist guting gut!" (d. h. äußerst gut).

An ganz absonderlichen Verstärkungsausdrücken sind sie überhaupt sehr reich. Zwei der wunderlichsten sind wol folgende beiden: „wüste„ und „gro". „Wüste" heißt nämlich ursprünglich so viel als häßlich, z. B. „ein wüster (sprich: wüschter) Kerl", d. i. ein abscheulicher Mensch. Es dient aber dann auch eben zur Verstärkung, z. B. „wüschte viel Geld" (wie wir sagen: gräulich viel Geld). „Gro" heißt eigentlich „grob". Es wird aber gleichfalls, namentlich in Verbindung mit dem „Wüsten", zur Verstärkung des Feinen und Schönen gebraucht, z. B. „das Mädel ist bei Gott wüste gro schön" (das Mädel ist wahrhaftig abscheulich grob schön). Dieß ist der stärkste Ausdruck des Schönen. Etwas „Grobes" ist etwas „in die Augen Fallendes", und man könnte daher das „gro schön" etwa durch „auffallend schön" übersetzen.

In einem der oben gegebenen Schnaderhüpferln kam das Wort „Tautsch" vor. Es bedeutet dieß eben so viel als „talket", d. h. „tölpisch", „unbeholfen". Uebrigens braucht man das Wort „Tautsch" auch für einen jeden Menschen, den man als aus irgend einer Ursache verächtlich bezeichnen will. Insbesondere heißt es ein Mensch, der nicht kalt und nicht warm ist, wofür sie aber auch „ein Lösch" sagen. „Ein Lösch" heißt ein Mensch, der in Bezug auf seinen Charakter nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Mit Beziehung auf das Körperliche heißt es ein Schwachmaticus. Das Umgekehrte davon ist „ein fester Mensch" oder „ein fester, starker Kampe". Insbesondere mit Bezug auf das

Raufen heißt ein solcher Kampe dann „ein Lutterer“ — (ob dieß wol mit dem französischen lutter zusammenhängt?) „ein starker Raufer“. — Einen solchen nennen sie denn auch wol, insofern sie ihn fürchten oder schelten wollen: „einen sakrischen Kerl!“ (vermuthlich aus dem Französischen = „ein Sacrements-Kerl“). Dieser „sakrische Kerl“ wird dann auch wol blos in „Sakrer“ abgekürzt, z. B.: „das ist ein Sakrer!“ Sie schelten sich dann auch: „Du Sakrer“. Aus dem Französischen sind überhaupt auf eine wirklich wunderbare Weise viele Ausdrücke, die auf Lebendigkeit, Energie und Schärfe des Geistes oder Körpers hindeuten, bis in die entlegensten Alpenthäler hineingedrungen. Z. B. das französische Wort „vif“. Das ist ein „vifer Bursche“, was ungefähr eben so viel bedeutet, als: „sakrischer Bue“.

„Ein kluger Mensch“ heißt hier so viel, als bei uns: „ein sparsamer Mann“, charakteristisch genug für das Volk und die Welt, die keine höhere Klugheit, als Sparsamkeit, kennen.

Sehr merkwürdig waren mir auch hier, wie in den Schweizer Hochgebirgs-Dialekten, einige Anklänge an das Plattdeutsche oder Niedersächsische. Z. B. nennen sie hier ein Bienenhaus „ein Impeten“, was offenbar mit unserem niedersächsischen Worte „Immen“ (für Bienen) zusammenhängt. Ferner verändern sie in dem Worte„ frieren“ das „r“ in ein „s“, z. B. „erfriesen„ = „erfrieren“. „Mi freist“ d. h. mich „friert. (Niedersächsisch: mi früst.)

Viele Worte und Wortformen kann ich mir weder erklären, noch ableiten; z. B. „änchli und heränchli“ für: „hüben und drüben“, wofür sie auch „enten und herenten“ sagen; z. B.: „'s Diändl is enters Bach, und i herent“ (das Mädchen ist drüben am Bach, und ich hüben).

Den sonderbarsten deutschen Ausdruck für „Frühling“, den ich noch je vernahm, habe ich hier gefunden. Sie nen-

nen den Frühling nämlich „den Auswärts", im Frühling d. h. „im Auswärts". Der Frühling hat diesen Namen deßwegen, weil nun alles Leben der Natur, Blüthen, Flüsse und Menschen, nach außen oder auswärts drängen und treiben. Auch die Menschen gehen dann auswärts (hinaus in die Berge.) Ein gewöhnlicherer Name für Frühling ist aber überall im Oestreichischen: „Lanzing" von Lenz. Die Form des Wortes Herbst ist hier: „Hirrest", anderswo auch „Hirgscht". „Vörn" heißt „voriges Jahr". Ueberhaupt sind bei Bestimmung gewisser oft wiederkehrender Zeit-Epochen die Dialekte viel kürzer, als unsere gebildete Schriftsprache. Diese umschreibt immer: „im vorigen Jahr", „in diesem Jahr", die Dialekte sprechen in einem kurzen Wort: „vörn", „heuer". Eben so kurz ist auch das hiesige „Natten" gebildet, d. h. „gestern Abend". Vermuthlich ist es von „Nacht" abzuleiten.

So wie es nach dem, was ich oben sagte, einige eingewanderte französische Ausdrücke in der hiesigen Alpensprache giebt, so giebt es auch noch Ueberreste des alten Celtischen sowol als des Slavischen. So soll bei den Gebirgsbenennungen außer dem Worte „Tauren" oder „Tauern" (wilde Hochgebirge) und außer dem Worte „Kar" oder „Kahr" (zerklüftetes Felsengebirge) auch das Wort „Sar" oder „Soar", das in vielen Bergnamen, z. B. in dem des Berges „Sarstein", vorkommt, celtisch sein. Eben so das hier übliche Wort „Cistel" von „cista", z. B. „Puckel-Cistel", d. h. ein Rückenkorb. Dieß Puckel-Cistel ist verschieden vom sogenannten „Kraxen" (hölzernes Traggestell), bei dem ein großer Theil der Last auf dem Kopfe ruht. Vielleicht sind auch noch einige Namen der Alpenpflanzen celtisch, z. B. der des oft erwähnten „Speik", lateinisch „Spica Celtica" genannt. (In den hiesigen Apotheken heißt diese Pflanze wenigstens so, bei den Botanikern heißt sie Valeriana Cel-

tica). — Zuweilen wird man gar an das schottische Hochland erinnert, z. B. bei dem hierlands üblichen Ausdrucke für Hemd, welcher „Pfaid" lautet, und vielleicht celtisch und mit dem hochschottischen „Plaid" eines und desselben Ursprungs ist. Von „Pfaid" hat eine Zunft der Handwerker in Wien, die der sogenannten „Pfaidler", ihren Namen. — Von slavischen Wortspuren bemerkte ich in hiesiger Gegend mehre, z. B. den Namen eines Berges „Zirmnitz" bei Ischl, eine „Ostrowitz" genannte Bergspitze beim „hohen Priel", der „Toplitz-See" bei Aussee.

Geradezu monströs sind die Verstümmelungen und Verschmelzungen, die die Bewohner dieser Berge zuweilen mit Phrasen und Worten vornehmen. So z. B. kam bei unserer Sennhütte ein Mann vorbei, den ich fragte; „Wo er denn so im Regen gewesen wäre?" — „Bosadilling!" sagte er, und wiederholte: als ich noch einmal fragte: „Bosadilling". Auf Erkundigung erfuhr ich denn, daß hier zu Lande „Bosadilling" so viel heiße, als „bei Sanct Gilgen." Dieß hängt so zusammen: „Bo" ist so viel als „bei", St. Gilgen ist ein Ort. Der Name „Gilgen" ist etwas unbequem, und sie transponiren die Laute zu dem bequemeren: „Illing." Im „Sanct" wird das härtere „nc" ausgelassen, und es wird „sat" daraus. Bei der Zusammensetzung „Sat Illing" erweicht sich noch das „t" in ein „d", und verschmilzt dann mit „Illing" zu „dilling", und so entsteht jene zusammengeschmolzene Wortschlacke: „Bosadilling." —

Es wollte gar nicht aufhören zu regnen, und ich bemerkte seufzend: „Wir werden heute wol gar keine Aussicht mehr gewinnen!" — „Netto nimmer", antwortete mir, ebenfalls seufzend, einer unserer Gefährten, d. h. „ganz und gar nicht mehr!" — Dies netto! ist auch wol aus dem Französischen oder Italienischen herübergekommen. Im Hausruckviertel, erzählte mir mein Pfarrer, haben sie es in

los auf dem Gebirge herumgehen. Der Eine ging Pflanzen suchen, der Andere klopfte an die Steine, der Dritte scheuchte die Vögel auf, und ich setzte mich unter einige der großen Tannenbäume oder vielmehr Tannenbaum-Ruinen, um sie abzuzeichnen. Es giebt hier in den höheren Gegenden wahrhaft monströse und ganz wunderbar gebildete oder vielmehr verbildete Baumstämme. Die Fichten werden hier auf den Bergen unter beständigen Kämpfen und unter fortwährenden Anfechtungen von Stürmen, Kälte und Blitzen, von denen sie zu leiden haben, groß, und ihre Figur hat auch ganz das Aeußere alter, runzlicher, benarbter und verwitterter Kriegsmänner. Es sind entweder nur einzelne versprengte Individuen, die, aus den unteren Waldmassen hervortretend, sich zu weit hinauf gewagt haben auf die Höhen und dort nun leiden, oder es sind einzelne Ueberreste untergegangener Waldungen, und zwar die kräftigsten nnd größten aus ihnen, die der Witterung am längsten widerstehen konnten. Die meisten dieser auf den Höhen, an den Gränzen der Baumvegetation versprengten Bäume sind vollkommen dürr und leblos. Nur einige haben hie und da noch einen kleinen frischen Zweig getrieben, als letztes Produkt ihrer erlöschenden Kräfte. Die Landeskinder nennen diese alten, verdorrten Stämme „Durren.“ — Ich verstand anfangs erst immer „Tohrn,“ „Turn“ oder „Torn;“ denn so klingt das Wort in der Leute Munde, und glaubte, es möchte von „Dorn“ abzuleiten sein, weil diese alten Bäume so stachlich und dornenvoll aussehen. Aber „Durren“ ist wol jedenfalls das Richtige, und der Ausdruck vermuthlich von „dürre“ oder „ausdorren“ abzuleiten. Man kann sagen, daß die ganze Waldregion dieser Alpen überall mit einem Kranze solcher „Durren“ eingefaßt ist. Denn fast überall findet man sie an der unteren Gränze der baumlosen Hochlandschaften. — Die meisten sind „Feichten-Durren.“ Doch giebt

es auch „Buchen-Durren", da auch die Buchen, wie auch noch andere Bäume, zuweilen allein auf kahle Höhen zu stehen kommen und da am Ende ausgehen. — In manchen Gegenden gebrauchen sie statt „Durren" auch den Ausdruck „Stempen" oder „Stämme." Auch sagen sie wol erklärend: „ausgestandene Bäume".

Sowol für den Maler, als für den Botaniker, sind diese „Durren" von nicht geringem Interesse. Sie bieten die mannigfaltigsten und phantastischsten Formen dar, und charakterisiren in hohem Grade die Wildheit und Unbändigkeit der Zustände und Ereignisse auf jenen Höhen. Denn ihr ganzes Gepräge ist gleichsam lauter Verkrüppelung, Vernarbung und Verdrehung. Die Säfte in den Bäumen selbst scheinen, so zu sagen, wild und leidenschaftlich geworden und überall von ihrem regelmäßigen Wege abgewichen zu sein. Und dabei ist noch das Merkwürdige, daß sie oft von kolossaler Größe sind. Ich sah auf einer Höhe von 5000 Fuß Ruinen von so gewaltigen Bäumen, wie ich sie in derselben Höhe unten im Walde gar nicht mehr fand. Und dieß könnte uns eben auf die Vermuthung bringen, daß sie nur auserlesene und besonders widerstandsfähige Trümmer großer Waldungen sind. Man pflegt sonst anzunehmen, daß die Vegetation mit der Höhe progressiv niedriger wird, — und hier stehen Kolosse von Fichten, an deren Füße die kleine Legföhre sich am Boden hinwindet!

Auf dem Schafberge bemerkte ich einen „Stempen" oder „Durren", der dort vermuthlich noch jetzt zu sehen ist, von folgender Beschaffenheit. Der Stamm hatte 6 Fuß über dem Boden wenigstens 3 Klaftern im Umfang. Die Wurzeln standen wie ein dickaufgeschwollenes Piedestal in großen Höckern, die unter einander verwachsen waren, 5 Fuß hoch aus dem Boden hervor. Und die dicke compacte Holzmasse dieses Wurzelknorrens hatte wenigstens das

Dreifache des Stammes im Umfange. Der ganze Stamm war gewunden, wie eine gewundene Säule, so daß man deutlich sah, daß die Säfte nicht senkrecht, sondern in großen Spirallinien in dem Baume aufgestiegen waren. Diese Windungen setzten sich sogar zum Theil noch in den Aesten und Wurzeln fort. Solche gewundene Stämme sind unter den Fichten auf diesen Standpunkten sehr häufig. Ich möchte wissen, wie die Botaniker sie erklären. Der Stamm, obgleich noch einige 40 bis 50 Fuß hoch, war nur der Stumpf eines Baumes, den vermuthlich ein Sturm in der Mitte abgebrochen und seiner Krone beraubt hatte. Doch war die Wunde des Bruchs längst vernarbt und verwittert, und rings am Rande des Bruchs waren die Säfte hervorgequollen und hatten dort einen kleinen Kranz zum Theil sehr gekrümmter, zum Theil sehr gerade emporschießender Aeste erzeugt. Von Rinde war auf dem ganzen Baume schon fast gar keine Spur mehr, Blitze mochten sie herabgeschält, Stürme entführt haben. Nur hie und da hingen noch einige Lappen.

Ich sagte, daß die Säfte in diesen Bäumen zuweilen ganz auf Abwege zu gerathen schienen. Dieß sagte ich zum Theil mit Rücksicht auf die ganz wunderliche Zweig- und Ast-Bildung. Bei dem von mir ins Auge gefaßen Stamme schossen einige Zweige wie große Stacheln oder Gewehrbajonette hervor. Andere dagegen bogen sich alsbald nach ihrem Heraustreten ganz senkrecht nach oben um. Andere waren mehrere Klafter lang hinausgeschossen, und hatten sich dann erst umgebogen und mit ihren äußersten Spitzen ganz nach innen gekrümmt, wie eine Raupe, die sich windet, wenn draußen sie ein kalter Luftzug anhaucht. Auf manchen großen, langen Aesten waren Nebenzweige aufgesetzt, die, statt, wie gewöhnlich Nebenäste thun, in der Richtung und Lage des Stammes vorzuschreiten, rückwärts gewachsen waren, als sträubten sie sich gegen das

Hinausbringen nach vorn. Manche Aeste waren mit ganz senkrecht aufstehenden, dicken Nebenzweigen besetzt. Bei dem gewöhnlichen, regelmäßigen Verlauf des Tannenwuchses ist eine gewisse Scala und Gradation der Länge und Dicke der Zweige von unten nach oben zu bemerken. Auch hierin war bei diesen Tannen die vollkommenste Regellosigkeit. Zwei oder drei ganz kolossal dicke Aeste ragten der eine aufwärts, der andere unterwärts aus dem Stamme hervor, als hätte die Fichte auf einmal in die Weise der Eiche umschlagen wollen. Dazwischen schossen wieder ganz dünne und feine Zweige unendlich lang hinaus, und dann waren Zweige von allen Dicken und Formen durcheinander. — Die meisten dicken Zweige waren in der Mitte abgebrochen, vernarbt, zerspalten, aufgerissen, und mit Moos oder sonstigen Zotteln behangen.

Ich würde diese einzelne Tanne nicht im Detail beschrieben haben, wenn ich nicht wüßte, daß sie und alle die bei ihr vorkommenden Erscheinungen typisch wären, und daß man in ihrer Runenschrift viel Interessantes von den oben stattgehabten Vorgängen lesen könnte.

So viel von den „Durren" und überhaupt von den Beschäftigungen unseres Schafbergtages, oder vielmehr der Fortsetzung unserer Schafbergnacht; denn es wollte selbst gegen Abend noch nicht einmal Tag werden, obwol uns unsere Leute mit großer Bestimmtheit auf den Sonnenuntergang vertröstet hatten. Die Nebel zogen hin und her, und jedes Lüftchen, das in ihnen sich regte, jede Verzerrung und Bewegung in ihren Falten ließ auch unsere Hoffnungsflügel flattern. Aber vergebens! Die dicke Nebelmasse legte sich wie ein häßlicher Alp, der nicht weichen will, immer wieder recht gemächlich in den Thälern zurecht und wankte nicht. „Er kann es nicht termachen!" sagte mein Michel, wiederholt von einer Wind- und Wetterschau heimkehrend. „Der Wind kann es nicht termachen," d. h. der Wind

sie sich mit einer Freudigkeit raufen, wie die Hähne und Geier. Unter ihnen sollen auch die festesten Kampen sein. Sie haben dort, wie auch anderswo in den Alpen, schon ihre gewissen Localitäten, hohe Alpenwiesen oder Bergrücken, wo sie aus verschiedenen Gerichten zum Raufen zusammenkommen. So z. B. wurde mir der „Heustein" als ein solcher Raufplatz geschildert. Ich weiß nicht, wo er liegt. Es giebt aber viele solche Stellen. –

Von einen Pinzgauer Raufer erzählte man mir Folgendes: Er sei weit und breit der Beste gewesen, und Niemand habe ihn „werfen" können. Er habe eine große Joch-Geier-Feder*) am Hute getragen, und habe nicht gelitten, daß auch Andere eine solche Joch-Geier-Feder sich anlegten. Einmal habe er wieder in einer großen Rauferei alle seine Gegner geworfen. Wie man aber von Scipio und auch von andern großen Siegern erzählt, daß nach dem Siege eine tiefe Melancholie sie angewandelt habe, so habe nun auch jenen Pinzgauer bald nach seinem letzten eclatanten Siege Trauer ergriffen. Es war als wenn er von Lebensüberdruß und von melancholischen Ahnungen ganz verzehrt würde. Auch habe er seine hohe Joch-Geier-Feder nicht mehr am Hute getragen, und seine Freunde hätten erfahren, daß er sie sich selber abgerissen und in die Erde vergraben habe. Das andere Jahr sei er auch nicht mehr zum Raufen heraufgekommen. Den Tag vorher sei seine böse Ahnung in Erfüllung gegangen. Er sei im See ertrunken. —

Dieß bei Gelegenheit der Schildhahn- und Joch-Geier-Federn meiner Steirer. —

Wir besprachen auch die Bedeutung vieler hierlands üblichen Ausdrücke für Berg- und Thalformen, und unser Concil von Landeskindern setzte darüber Folgendes fest:

*) Jochgeier heißt hier der Lämmergeier.

Sind die Felsenmauern recht steil und schroff, so nennen sie dieselben „Wände." „In den Wänden", zuweilen auch „in den Mäuern", d. h. zwischen den Felsen. Jede hohe Bergspitze heißt hier weit und breit „ein Kogel", insbesondere die mit etwas abgerundetem Gipfel. Wenn der Gipfel recht spitz ist, so tritt wol die Bennung „Spitz" oder „Horn" ein. Jeder dachförmige hohe Berg- und Felsen-Rücken heißt „eine Schneid". Jede Erniedrigung oder Austiefung in einem solchen Rücken: „ein Sünk". Ist die Austiefung sehr tief, und entsteht so eine enge, thorartige Passage zwischen Felsen, so nennt man dieß „eine Klamm". —

Sonst heißen enge, von Wasser und Lawinen ausgegrabene Felsthäler, hier wie auch in vielen anderen Theilen der Alpen: „Gräben". Doch werden diese Gräben dann, wenn Dinge in ihnen herunter „rieseln" oder herabgeschwemmt werden, auch „Riesen" genannt, und je nach dem herabgeschwemmten Material entweder „Steinriesen" oder „Sandriesen", „Wasserriesen", „Holzriesen". Ein rauschender, wilder Wasserfall heißt hier fast allgemein „Strub", was ein celtisches Wort sein soll, wol aber auch mit dem Deutschen „Sträuben" und „Stäuben" zusammenhängen könnte. — Wo das aus den Riesen und Gräben kommende Material sich aufhäuft, oder wie sie hier sprechen sich „anschotert", da entstehen die bekannten großen Grus- und Block-Hügel, welche man anderswo „Murren" oder „Moränen," hier ähnlich „Murrgründe", nennt. — Der Ausdruck „Ferner" für Gletscher ist hier nicht üblich, wenig auch der Tyroler Ausdruck: „Kees". Sie sagen hier gewöhnlich „Schnee-Alm" oder auch „Eisfeld".

Die Berge brachten uns auf das Besteigen derselben zu sprechen. Das Beste dazu sind freilich gute Füße, feste Kniee und Waden und ein schwindelloser Kopf. Aber der Mensch hat doch mehrere kleine Hülfsmittel dazu construirt,

die ich schon längst, wie sie hier üblich sind, einmal gern alle beisammen gesehen hätte. Ich bat daher die Senner- und Holzknechte, die in unsrer Gesellschaft waren, sie möchten einmal alle ihre Bergstecken und Steigeisen-Arten, die sie bei der Hand hätten, zusammensuchen, und nach einiger Zeit kam denn eine ganz hübsche Collection zum Vorschein. Da war zuerst der gewöhnliche einfache Bergstecken, oder „Birri-stecken", wie sie hier sagen, der unten blos mit einer Spitze oder einem Dorn versehen ist. Alsdann das sogenannte „Griesbeil", das erstlich eine gerade eiserne Spitze hat und dann daneben einen zweiten horizontal und rechtwinklich zur Seite eingesetzten Stachel. Dieses Griesbeil ist in ganz Oestreich sehr gewöhnlich. Der Stachel zur Seite dient in hundert Fällen vortrefflich als Enterhaken, wo man an Bäumen oberhalb einen Halt gewinnen will, oder in lockeren, schlüpfrigen Wiesen oder im abhängigen, losen Schoterboden, wo der Seitenstachel wie eine Klammer oder ein Anker Grund gewinnt.

Der Eisen und Spitzen, um den Füßen einen festeren Tritt zu verschaffen, giebt es sehr verschiedene. Erstlich für die Jäger die sogenannten „Bärenkrallen" oder „Jager-krampeln". Sie haben sechs kleine eiserne Spitzen, zwei für die Zehen, zwei für die Hacken, zwei in der Mitte des Fußes. Alsdann ein ähnliches Fußeisen für die Holzknechte mit zehn Spitzen, welches sie beim Wirthschaften in den Gräben und oft sehr steilen Holzriesen anlegen. — Giebt es hohe Bäume zu erklettern, so haben die Holzknechte dafür ein besonderes Fußeisen, das vorzugsweise „Steigeisen" genannt wird. Dasselbe hat zwei dicke, eiserne Stachel, einen unter den Füßen, zum festen Auftreten auf die horizontalen Zweige, und einen eisernen Stachel an den Seiten, einen sogenannten „Dorn," den sie beim senkrechten Emporklettern zur Seite in die Rinde des Baumes einschlagen.

Auch für das Gehen über Eis und Schnee haben sie mancherlei Vorrichtungen: Das Kreuzeissel" mit vier Spitzen und das „Blatteisel" mit zwei Spitzen. Das erste brauchen sie mehr auf den Gletschern, das zweite, wenns im Winter Glatteis auf den Bergen macht. — Endlich haben sie auch noch „Schneeschuhe" oder „Schneereifen," die sie zuweilen beim tieferen Schnee anlegen. Es sind große runde Reifen, in denen Stricke kreuzweise hin und her laufen. Im Centrum der sich kreuzenden Stricke ist ein Schuh befestigt. Nicht Alle aber verstehen sie ordentlich zu gebrauchen. „Man muß mächtig breit damit gehen". — Die Steigeisen zum Beklettern der Bäume weiß hier aber Jedermann anzuwenden. Nicht blos die Holzknechte bedienen sich ihrer, um den Zustand hoher, zu fällender Bäume zu untersuchen, sondern auch alle Bauern, um die „Feichten zu ästen", oder wie sie auch sagen: „Gras zu schneiden". „Gras" nämlich nennen sie hier die grünen Zweigen der Fichten. Sie gebrauchen dieß „Fichten-Gras" zur Streu beim Vieh und zu anderen Zwecken. Die Fichten haben in Folge dieses beständigen Aestens hier überall eine äußerst schlanke Gestalt. Sie sehen fast wie Palmen aus, da fast ihr ganzer Stamm ohne Ast-Entwickelung ist, und da sie nur oben eine elegante Krone tragen. In dem ganzen Salzkammergute wird man diese Bemerkung fast überall machen können. Ich wußte mir die Sache anfangs nicht zu erklären, und glaubte eine eigenthümliche Gattung von Fichten hier zu sehen, bis man mich auf das „Gras-Schneiden" aufmerksam machte.

Da nach dem Gewitter etwas Ruhe eingetreten war, und auch die Regengüsse sich in lose, am Gebirge herumschleichende Nebel verwandelt hatten, so machten wir uns hinaus und gingen, wie man hier zu sagen, pflegt „hossen." („Hossen gehen", eine mir unerklärliche Phrase, heißt: zweck-

kann den Nebel nicht bezwingen. — Endlich entschlossen wir uns, die Sache aufzugeben, und trennten uns in verschiedenen Richtungen, zum Mond-See, zum Atter-See und nach St. Wolfgang hinabgehend. — Das Letztere war meine Tour, und der Zufall brachte mich mit dem Engländer zusammen, der „sich selbst in seiner Hütte mit einer Cigarre genossen" hatte. Der Regentag hatte ihn wol etwas weich gemacht. Er schien mir jetzt zuthunlicher und versicherte mich, daß er sich eigentlich deßwegen uns nicht angeschlossen habe, weil er nicht gut Deutsch verstehe. Er könne wol, wenn man langsam spräche, eine Zeitlang gut mitkommen; aber dann käme zuweilen ein Wort, „ein hartes Wort", das er nicht begreifen könne, und worüber er stutzig werde, „which puzzles me. Then J stop at that word and can not overtake the discours" (dann bleibe ich bei diesem Worte stehen, und kann den Discurs nicht wieder überholen). — Glaubt man nicht bei diesen Ausdrücken ein Pferd zu sehen, das bei etwas Fremdartigem stutzig wird, anhält, und nun im Wettrennen zurückbleibt? Wer recht aufpaßt, der wird finden, daß die Engländer fast immer wie Wettrenner oder Segler, zuweilen auch wie Kaufleute reden, selbst bei Dingen, die weder mit der Schifffahrt, noch mit dem Handel, noch mit dem „turf" (Rennbahn) irgend Etwas zu thun haben.

Wir nahmen uns noch den Abend in St. Wolfgang einen kleinen Einspänner, und fuhren damit nach Ischl. Unser Pferd ging etwas unregelmäßig, schlug zuweilen aus und stand auch still, wo es nicht sollte. Der Kutscher bemerkte uns: „sein Brauner sei etwas g e i s t i g." Zwar ein nicht übles Wort für ein recht feuriges Roß, allein wenig passend für sein rundliches, drei Ellen dickes, und dabei höchst eigensinniges Bauernrößlein.

3. Ueber den Hengst.

Ischl ist bekanntlich ein wahres Regenloch, und die schönen Tage fallen in seine Thäler blos wie die bunten Schmetterlinge ein, die man recht rasch und geschickt zu haschen suchen muß. Im Ganzen kann es sich daher der Salzkammergut-Reisende zur Regel machen, sich gleich nach einem argen und recht unverbesserlichen Regentage sogleich zu einer Bergfährt bereit zu halten. Denn gewöhnlich folgt hier, wie auf Thränen das Lachen, so auf einen sich aus voller Seele ausweinenden Regentag die wundervollste und klarste Witterung, bei der man aber dann gleich für den ersten Tag bereit sein muß. Denn diese Berge haben ihre sehr entschiedenen beaux jours und ihre sehr wandelbaren Launen, wie die gefallsüchtigen Schönen. Gleich auf unsern Schafberg-Regentag folgte ein Tag vom klarsten Lichtschimmer. Wir hätten dieß beinahe voraus sehen, und dann bei noch etwas mehr Ausdauer, als wir zeigten, reiche Genüsse sogleich ernten können.

Da einige Freunde den schönen Tag, — einen wahren „Dieudonné," — zu einer Besteigung des Schafberges, von dem ich herkam, benutzen wollten, so erwachte mein Neid, und ich schloß mich zu einer abermaligen Tour dahin an sie um so lieber an, als sie dießmal von der schroffen Seite des Berges, welche der „Teufels-Abbiß" oder das „Teufels-Horn" heißt, hinauf wollten. Und ich lade den geduldigen Leser auch ein, mir abermals dahin zu folgen. Ich hoffe, ihm wieder etwas Neues mittheilen zu können.

Wir wanderten zu dem Zweck aus dem breiten Ischl-Thale seitwärts in eins der Nebenthäler, um in ihm uns dem Atter-See und der nördlichen Seite des Schafberges zu nähern. Ein Führer, den wir nahmen, sagte, er heiße

„Johann." — „Aber wie heißen Sie denn beim Schreibnamen?" fragte ich ihn. „Bachhauer" erwiederte er. Hätte ich nach unserer norddeutschen Weise gefragt: „Wie ist ihr Zuname?" oder: „wie heißt ihr Familienname?" so hätte der Mann kein Wort davon verstanden. Aber: „wie heißen Sie beim Schreibnamen?" das ist das Aechte.

Durch die Wälder führte uns ein „gedüllter" (gedielter) Weg, d. h., ein Knüppelweg zu den Ufern eines einsamen kleinen Sees, des sogenannten Schwarzen Sees. Dieser liegt schon 2300 Fuß hoch.

Vor mehreren Jahren, sagte Johann, wäre in diesem See ein Fisch gewesen, so groß wie ein „Einbaum". Die Holzknechte hätten ihn überall gesehen, und er hätte mit seinem starken Schwanze ins Wasser geschlagen, daß es im ganzen Walde umher geklatscht hätte. — Herr von Simoni, der eine sehr vortreffliche Abhandlung über die Seen des Salzkammerguts geschrieben, erwähnt es auch, daß das Volk hier noch überall an große, in den Seen versteckte Ungeheuer glaube. Wie ein solcher Glaube bei einem so kleinen See, wie der Schwarze See es ist, der 730 Klaftern Länge und 83 Klaftern Breite, ebenso auch keine große Tiefe hat, und daher sehr bald durchforscht ist, sich so lange halten kann, bleibt mir geradezu ein Wunder. Und dazu malt nun das Volk noch alle seine eingebildeten Anschauungen so speciell aus, wie z. B. jenes „Klatschen des Schwanzes", als wenn es Alles recht genau gesehen hätte. Solche Specialitäten anzuführen, liegt recht in der Manier des Volks, und man hat sich daher immer vorzusehen, seinen Berichten z. B. von Riesenschlangen und dergleichen auf die frappante Lebhaftigkeit seiner Darstellung hin zu trauen.

Vom Schwarzen See stiegen wir durch Wälder und über Wiesen hinauf zu den „Eisenauer Sennhütten", die

am Fuße des Schafberges liegen. — Es sind bis dahin zwei „schlechte“ (d. h. kleine Stunden). Der Weg war überall mit äußerst lieblichen Blumen geschmückt. Es giebt hier im Salzkammergute hauptsächlich zwei Blumen, welche auf Schritt und Tritt die Aufmerksamkeit des Fremden fesseln, und ihn auf allen seinen Fahrten und Spaziergängen erfreuen. Nämlich das kleine, duftende, rosenrothe cyclamen (auch Alpenveilchen genannt), und zweitens die große, glockenreiche, dunkelblaue Gentiana, welche mir die Botaniker „Gentiana asclepiadea“ nannten.

Die Cyclamen blühen hier einen großen Theil des Sommers hindurch, und schmücken mehrere Monate lang alle Wiesenraine und alle Wäldersäume auf ähnliche Weise, wie die Zeitlose bei uns dieß im Herbst nur eine kurze Zeit hindurch thut. Feine Düfte verstreuend stehen sie vereinzelt oder in dichteren Gruppen auf allen offenen Plätzen in den Gehölzen. Weil sie zierlich und elegant sind, und einen ziemlich steifen Stiel haben, der für ein gewöhnliches Wasserglas gerade lang genug ist, so werden sie von den Gästen häufig gepflückt, und in Ischl sind alle Fremden-Zimmer mit ihnen geschmückt. — So gut wird es ihrer himmelblauen Gefährtin, der oben genannten Gentiana, nicht. Doch wird sie desto mehr in der Natur und im Walde selbst bewundert, wo das Cyclamen gleich dem bescheidenen Veilchen mehr verschwindet. Der Stiel jener Gentiana ist eine Elle lang und länger, und er krümmt sich, unten mit grünen Blättern, über die Mitte hinaus mit einem Reichthume von Glocken von wunderschöner Indigo-Farbe besetzt, in langgeschweiften Bogen. Sie erhebt sich über die Masse des gemeinen Grases und der kleinen Kräuter, und schwebt mit ihren azurblauen Glocken über ihnen, wie Kirchthürme über den Dörfern. Doch ist ihre Stellung immer graziös, und wenn von einem Felsen oder einem erhöhten Rande eines

Rasen=Abrisses sich ganze Massen von diesen Gentianen herabneigen, die eine zur Rechten, die andere zur Linken hinüber ihre graziösen Bogen schlagend, so erfreut dieß das Auge nicht wenig. Da ihr Blau sehr intensiv ist und auf dem Grün sehr stark absticht, und da sie, wie gesagt, sich auch hoch aufbäumen, so entdeckt man sie in den Wäldern und Bergen streifend schon von Weitem. Sie schimmern zwischen den Bäumen durch, sie winken aus dem Rasen und von allen Vorsprüngen Dir entgegen, und sie bilden mithin einen sehr auffallenden Zug in der Composition des hiesigen Rasenteppichs und der hiesigen Landschaft, den daher auch der Landschaftsmaler beachten muß. — Ein werther Freund und in Oestreich berühmter Botaniker, der bei uns war, erzählte mir, er erinnere sich, welchen wohlthuenden und erfreulichen Anblick diese hübsche Pflanze auf ihn hervorgebracht habe, als er sie zum ersten Mal in der Natur gesehen. Er sei damals ein Jüngling gewesen, zum ersten Male in die Alpen gekommen, habe die Alpenflora und auch die der subalpinischen Welt angehörende Gentiana asclepiadea aus den Büchern schon längst kennen gelernt, und nun endlich diese schöne Pflanze selber frisch duftend und lebend in der Wirklichkeit erblickt. Er sei ganz kindisch entzückt gewesen, habe Hunderte von Exemplaren abgepflückt, sie wieder weggeworfen, um noch bessere und schönere zu pflücken, und habe zuletzt seine ganze Pflanzenbüchse blos mit Gentiana asclepiadea gefüllt nach Hause gebracht.

Die beiden genannten Blumen sind zwar durch die ganzen norischen, carnischen und julischen Alpen hin verbreitet, und erscheinen den Reisenden überall bis nach Triest hinab häufig wieder; aber nirgends wachsen sie so gern und in solcher Fülle, wie in diesen reizenden Thälern des Salzkammerguts, wo ihre wahre Heimath zu sein scheint.

Ueber viele Cyclamen=Wiesen und durch ziemlich lange,

mit Gentianen gezierten Fichten=Gehölze kamen wir dann alsbald auf der Eisenauer=Alp an, die zwischen dem Schafberg und dem Atter=See in der Mitte liegt. Es ist eine wunderbar einsame Gegend. Und daselbst beginnt die Ersteigung des Schafberges, der seine schroffe Seite hierher gewendet hat. — Die Partie hat zwei natürliche Abtheilungen. Zuerst gehts auf einem schmalen „Gangsteig" etwas weniger strenge hinauf. Es war etwa eine Stunde Weges, die uns auf den schönsten und interessantesten Punkt führte, den es am ganzen Schafberge gibt. Dieser Punkt heißt die Hinterschafberg=Alm". Von da fängt dann die eigentliche und „strengere" Erklimmung der letzten und höchsten Spitze selbst an.

Auf der Hinterschafberg=Alm angekommen, rasteten wir ein Stündchen und genossen die sich hier darbietenden wundervollen Ansichten und Bilder. Man spricht hier vom „Hinterschafberge" vermuthlich, weil der Berg gewöhnlich nur von St. Wolfgang her erstiegen wird, und man sich dort also seine vordere zugängliche Seite denkt. Man müßte sonst eigentlich hier seine vordere Seite annehmen, wohin er seine hohe Stirne wendet.

Ich sage, es ist der wundervollste Punkt am Schafberge. Es ist aber überhaupt auch eine der ergreifendsten Scenen in der ganzen hiesigen Gegend, und man muß schon auf mancher Quadratmeile herumsuchen, um ihres Gleichen zu finden. Mich wundert, daß Maler diese Stelle noch so wenig verherrlicht und dem Publicum von Ischl bekannt gemacht haben. Ich will es versuchen, sie hier zu schildern, so weit man dieß mit Tinte und Federl kann. Es ist dieß freilich eine Darstellungsweise, wobei die Phantasie des Lesers das Beste thun muß.

Der vollkommen schroffe Absturz der oberen Spitze des Schafberges ist etwa 4000 Fuß hoch. Und mit dieser majestäitschen Höhe ragten die Wände des Absturzes dicht vor

uns zu den Wolken hinauf. Als unterirdische Kräfte die Schollen emportrieben, ist entweder ein Theil des benachbarten Bodens ein wenig mit hinaufgerissen worden, oder es sind später andere große Massen von dem Gipfel und den Wänden wieder hinabgestürzt, und vor der Bergstirne wie sein Fußschemel oder Piedestal liegen geblieben. Diese umgeben die Pfeiler des Gipfels ungefähr ebenso, wie die dick aufgeschwollenen Wurzelknorren einen Baumstumpf. Sie bilden vor der Bergesstirne etwa in einer Höhe von nicht ganz 5000 Fuß einen kolossalen Absatz oder eine Terrasse, und das ist eben jene Hinterschafberg-Alm. Die Oberfläche dieses Absatzes ist aber nicht flach. Sie ist vielmehr gegen die Absturz-Wände des Berges zu ausgetieft. Im untersten Grunde dieser Tiefung hat sich ein kleiner See angesammelt, aus dem nun die schroffen Wände hinten direct emporsteigen. Der Rand des Absatzes oder Beckens ist ganz hoch erhaben, so daß man sagen kann, er sei dem Schafberge, gleichsam wie ein Tauf- oder Weihwasserbecken einem Kirchenpfeiler, vorgeklebt. Bis zum See mag es wol beinahe 400 Fuß tief hinabgehen. Die Wasser, die sich in ihm sammeln, sind von den Wänden des Schafberges herabgestürzt. Vielleicht mag sich auch eine kleine Quelle hier befinden. Man schaut in ihn wie in einen weiten Krater hinab. Eine Menge von großen Blöcken, die sich vom Schafberge abgelöst haben, liegen an seinem Ufer und zum Theil in seinem Wasser herum. — Man sagte uns, er werde das „Grün-See'l" genannt.

Der hohe Rand des dem Schafberg vorgeklebten Seebeckens ist vielfach zerklüftet und zerschnitten und ebenfalls mit Steinblöcken und Felszacken gespickt. Auf der vordersten Seite des Randes mitten unter jenen Blöcken ist in dieser prachtvollen Localität eine kleine Sennhütte gebaut, in der eine ganz einsiedlerische Sennerin wohnt. Vor dieser Hütte, in der aber, wenigstens wenn es immer

so prachtvolles und warmes Wetter wäre, wie wir jetzt hier fanden, lieber ein gottbegeisterter Eremit oder ein Lord Byron wohnen sollte, ließen wir uns nieder, um rechts und links die überraschend großartigen Scenen zu beschauen. Vor uns schweifte unser Blick über die jetzt in der Tiefe liegenden Eisenauer-Alpen und über jene Gentianen-Wälder und Cyclamen-Wiesen hinweg zu der weit ausgedehnten Fläche des Atter- oder Kammer-Sees hin, den man hier in seiner ganzen Länge von 5 Stunden vor sich hat, und über ihn hinaus zu den fruchtbaren Ebenen Oberöstreichs. Hinter uns schienen die steilen Wände des Schafberges ein Stück eines in Trümmer zerfallenen, römischen Coliseums zu bilden. Das kleine „Grün-See'l“ schimmerte mit lieblich glänzender Smaragdfarbe aus der Tiefe. Von den Kühen der Sennerin waren einige in den Grund des Kessels hinabgestiegen, da sie vermuthlich gewohnt sind, dort ihren Durst zu löschen. Sie erschienen uns von oben herab nicht größer, wie Gänse. — An den Wänden des Schafberges flatterten die Steinraben umher, und ließen ein helles und schrillendes Geschrei vernehmen. Dieser Steinrabe, — (corvus sexatilis heißt er bei den Zoologen), — bewohnt die obersten kahlen Gipfel der Berge. Er haust selbst noch oberhalb des Krummholzes, wo es ganz frei ist, und streift fleißig, seine Nahrung suchend, um die Spitzen herum. Wenn er etwas Neues bemerkt, dann schreit er ängstlich eine Zeit lang, doch beruhigt er sich bald. Es war der einzige laute Ton, den wir in diesen Gegenden, wo selbst das Vieh das Brüllen so ziemlich verlernt, vernahmen.

Wir hätten uns in dieser prachtvollen Situation gern für die Nacht fixirt. Allein wer stand uns dafür, daß am Morgen Nebel und Regen nicht wieder alle schönen Bilder weggeschwemmt hätten? Und wir hatten es uns nun einmal

in den Kopf gesetzt, an diesem schönen Abende den Gipfel des Schafberges selbst zu erreichen.

Doch machte ich im Vorübergehen auch in dieser Sennhütte noch einige ethnographische Entdeckungen. Für mich — vielleicht auch für den Leser — waren es wenigstens solche.

Ich fand hier zum ersten Male ein sehr zweckmäßiges, einfaches und nachahmungswürdiges häusliches Instrument, verbunden mit einem ebenfalls sehr annehmbaren Worte. Aus Kuhhaaren, die sie mit der Hand zusammenkneten und dann in süßem Wasser kochen, wissen nämlich die Sennerinnen ein äußerst praktisches und wohlfeiles Wasch- und Reinigungswerkzeug herzustellen. Sie geben dem Kuhhaarklumpen eine längliche Gestalt, etwa in der Figur eines Ziegelsteins, an dem die Ecken abgerundet sind. Beim Kochen, scheint es, krümmen sich die Haare stark, schwellen auf und verfilzen sich dabei so, daß sie eine ganz dichte Masse bilden, und daß man nun damit Holz und auch andere Dinge reiben und gründlich reinigen kann, ohne daß die Haare sich lockern. Sie nennen dieß Instrument einen „Waschel" oder auch einen „Riebel" (von reiben). Der Name „Waschel", für das Compositum „Waschlappen" oder ähnliche lange Worte, verdient in Adelungs Lexikon nachgetragen zu werden. Und wenn die Sennerinnen speculativ wären, so würden sie sich auf der Londoner Industrieausstellung unter allen dort etwa ausgestellten Wasch- und Reinigungs-Instrumenten bei den praktischen Engländern die Hauptprämie verdienen. Der „Riebel" oder „Waschel" hat Kraft genug, die gröbsten Dinge zu putzen, und ist doch auch weich und eckenlos genug, um feine Sachen zu reinigen. Sie gebrauchen ihn z. B. auch beim Waschen ihrer Leinen.

Alsdann machte ich eine Bemerkung über den sogenannten Drudenfuß der bekannten Figur: ✡ Ich

fand ihn hier auf dem Bette der Sennerin eingeschnitten, und sah ihn dann, einmal darauf aufmerksam gemacht, später auch in vielen anderen Sennhütten auf Betten, Kasten, Löffeln, Butterstempeln ꝛc. Es ist ein „gutes Zeichen," mit dem der Aberglaube der Leute hier jene Dinge zum segensreichen Gebrauche weihen zu können glaubt. — Außer diesem alten Zeichen sah ich im Salzkammergute auch häufig noch namentlich auf Bodenthüren drei Kreuze, wie man sie auch bei unsern Bauern findet. Hier, so sagte man mir, sollen damit die heiligen drei Könige angedeutet werden. Nach der Tradition des Landes heißen diese drei Könige „Kaspar," „Melcher" (Melchior) „Baltzer" (Balthasar). Zuweilen findet man daher auch neben den drei Kreuzen die drei Anfangsbuchstaben dieser Namen so: „K †. M †. B †." — Sowol unter den Katholiken, wie unter den Protestanten hiesiger Gegend soll noch viel Aberglauben existiren. Wenn sie ein Unheil von irgend einer Seite her fürchten, so lassen sie es sich „wenden," wie der hiesige Ausdruck ist für „abwenden" = „besprechen". Es giebt hier viele alte Leute, die das Böse besprechen können. Sie nennen sie „Wender" (Abwender des Unheils).

An den prallen Wänden des Schafberges, so erzählte uns die Sennerin, und unser Führer Johann bestätigte es, sei vor ein Paar Jahren einmal ein Holzknecht „außi g'stiegen" (hinauf gestiegen). Wir fragten, warum er dieses gethan habe. Sie antworteten: „So aus Jux! aus Passion!" Diese Kletterpassion ist allen Alpenbewohnern eigenthümlich, und sie wagen ihren Hals und ihr Leben oft auf eine erschreckend kühne Weise. „Ja, es war aber auch ein schneidiger Bursche," sagte unsere Sennerin. „Schneidig" heißt so viel als keck, munter, rasch und rüstig. Ein sehr guter Ausdruck, der von einem gut und glatt wegschneidenden Messer, im Gegensatz zu einem stumpfen

und untauglichen, hergenommen ist. — Man sagt auch „eine schneidige Dirne" für ein frisches, thätiges, rühriges Mädchen*.) — Man wundere sich nicht, daß ich hier in den Bergen so viele Sprachbemerkungen mache. In der Sprache steckt das halbe Land und Volk, und aus ihr muß man überall ein gut Theil der Natur sowol des einen als des andern schöpfen.

Wir fühlten keine „Passion" in uns, in die Fußtapfen des Holzknechtes zu treten. Es giebt drei Wege von der Hinterschafberg-Alm auf den Gipfel. Ein ziemlich bequemer und gefahrloser, der weit um den Gipfel sich herumschlängelt und erst zu jenen Sennhütten führt, in denen wir bei unserer ersten Besteigung die Nacht zubrachten. Dann jener „jurige Weg" an den hellen Wänden hinauf, die alle hundert Jahre einmal ein „schneidiger" Holzknecht „aus Passion" unternimmt. Und endlich drittens ein Mittelweg zwischen beiden, der übrigens auch noch „jurig" genug ist, wie sich schon aus dem Namen der Bergesabtheilung, über die er führt, erhellt. Dieselbe heißt nämlich der „Hengst" oder „über den Hengst", als wenn er wie ein wildes Pferd vorne und hinten ausschlüge, und als wenn man, auf dem Rücken dieser Felsen fortreitend, nicht sicherer vor dem Abfallen wäre, als auf dem Rücken eines kerzengerade sich aufbäumenden Hengstes.

Wir gingen auf dem Rande unseres Grün-See'l-Beckens hin. Hier schritten wir, ich möchte sagen, wie die Engel auf den Wolken. Man kann über solche schöne „Gangsteige" weiter Nichts sagen. Dann ging es eine Zeit

*) „Schneid" oder „schneidig" sind mir noch oft in folgenden Verbindungen vorgekommen: „eine Schneid auf Etwas haben", d. h. „auf Etwas begierig oder erpicht sein". Einer meiner Führer, dem ich Etwas zu trinken anbot, der aber keinen Durst hatte, schob das Glas bei Seite und sagte: „I hab itzt keine Schneid darauf" (auf's Trinken).

lang horizontal an einem mit Alpenkräutern aller Art dicht besetzten Abhange des Schafberges fort. „Und hier geht es nun jetzt über den Hengst hinaus!“ sagte unser Johann, indem er links in den Felsen aufwärts stieg.

Man kann nicht ohne eine gewisse Bewunderung die Sicherheit, Gewandtheit und Kaltblütigkeit, mit der sich diese Bergbewohner an ihren Felsenwänden hinauf erheben, betrachten. Ich sehe das eben so gern mit an, wie einen Kunstreiter auf seinem Hengste. Sie entwickeln dann, wenns recht „schiech“ wird, fast mehr Grazie und Freiheit der Bewegung, als wenn es auf der Fläche weggeht. Wo wir nur auf allen Vieren weiter kommen konnten, — und doch hatten wir einen englischen Herrn unter uns, der den Gipfel des Montblanc bestiegen hatte, — da sah ich unsern Johann wie eine Säule aufrechtstehen und seinen Körper in den starken Sehnen seiner Schenkel und Hacken elastisch sich wiegen. Unser Weg war anfangs nicht blos steil, sondern auch glatt; denn es waren die Felsen-Nischen hie und da mit schlüpfrigen Moosen und Gräsern bedeckt. „Das ist ein schiecher Weg!“ sagte ich zu Johann, der mir voraus stapfte. Ich machte diese Bemerkung scheinbar ruhig, obgleich im Innern etwas ängstlich ergriffen. Denn einem kettenlosen Löwen vor sich in den aufgesperrten Rachen sehen, oder über einen solchen Hengst hinaufklettern, das bringt Einem ungefähr dieselben Sensationen. „Ja, ja,“ sagte Johann, der wol nicht ahnte, daß ich im Herzen weniger ruhig wäre, als er selbst, „es ist ein hübsch schlechter Weg. Es kommt aber noch letzer!“ — „Noch letzer?“ — „O weh!“ dachte ich, indem mirs in die Kniee kniff, hing mich aber doch für einen Augenblick mit den Händen ausgreifend an einem der Kräuterbüsche fest, um über die graziöse Anwendung nachzudenken, welche die Leute hier zuweilen von dem Worte „hübsch“, als Ver-

stärkungswort machen. Weil ich Alles, was ich nicht aufschreibe, wieder vergesse, so notirte ich mir den Ausdruck „ein hübsch schlechter", so gut ich es in meiner Position vermochte, ins Tagebuch. Das „hübsch" ist ein recht artiges und euphemistisches Verstärkungswort, und es berührte mich immer sehr angenehm, wenn ich es aus dem Munde der hiesigen Leute vernahm, z. B. wenn meine freundliche Wirthin in Ischl zu mir sagte: „Kommen Sie aber doch hübsch bald nach Hause. Das Wetter ist heute so viel garstig*)." Sie gebrauchen es überall, wo wir anderen prosaischeren Deutschen „recht" oder „sehr" sagen. Daß aber das „Schlechte" und „Böse" auch mit hübsch verstärkt wird, ist gerade das Umgekehrte von der oben von mir angeführten Verstärkung des „Schönen" und „Guten" durch „wüste" und „grob". Der Leser erinnere sich an das von mir citirte „wüst-grob-schön".

Das „schiech" für „schlimm" (in dem von mir citirten: „ein schiecher Weg") ist auch ein ächt östreichisches, hier vielfach gehörtes Wort. „Da gehts wieder ebbes schiech!" (da gehts bös) wiederholte unser Johann an mehreren Stellen. Ich weiß nicht, woher das Wort kommen mag. Es gewinnt in verschiedenen Combinationen verschiedentlich nuancirte Bedeutungen, z. B. in der Phrase: „Es geht mich schiech an!" d. h. es überkommt mich ein Schauer und eine Furcht! — Sie machen in diesem Falle auch ein

*) Die Verstärkung mit „hübsch" läßt eine Menge recht gefälliger und zierlicher Wendungen zu, wie z. B. in der Antwort, die ich von einer Person bekam, als ich sie fragte, ob sie mir eine gewisse Gattung Blumen, die wir fanden, bei Namen nennen könnte: „Ach, lieber Herr", hieß die Antwort, „diese Blumen kenne ich halt hübsch wenig!"

Auch „viel" ist ein eigenthümliches östreichisches Verstärkungswort. Meine Führer sagten z. B. oft genug: „Der Weg ist halt so viel grob". —

Substantivum daraus, z. B. „Geht Dich der Schiech an?“ (Fürchtest Du Dich?) Mit diesem „Schiech“, so sagte mir ein östreichischer Freund und Sprachkenner, bezeichnet man insbesondere jenen Schauer, der uns überfällt, wenn uns so ein Bißchen grauslich zu Muthe wird, wenn man, was wir „eine Gänsehaut“ nennen, sich über den Rücken laufen fühlt, und wenn man es in den Haarwurzeln zu spüren anfängt, daß sie Anstalt machen, sich zu sträuben. — Dann heißt „schiech“ auch schlimm aussehend oder häßlich z. B. ein „schiecher Mann“, das heißt ein Mann von verwildertem Aussehen, bei dessen Anblick es Einen grauselt.

Der „Hengst“ ist eine Schafbergpartie, die bei den Botanikern einen guten Namen hat; denn er gehört für den Freund der Alpenflora zu den schätzereichsten Plätzen. Es blühen an seinen Felsköpfen und auf den Absätzen und kleinen engen Terrassen, die es hier zu Zeiten giebt, die seltensten Pflanzen. Wir hatten, wie ich schon sagte, einen Montblanc-Besteiger bei uns, und außerdem auch noch einen in der gelehrten Welt hochangesehenen Botaniker. Und diese beiden Herren waren ganz entzückt über die Pflanzen, welche sie hier fanden. Ich stieg ihnen immer voraus, nicht sowol aus Ueberfluß an Muth, sondern vielmehr, ich muß es bekennen, vielleicht aus Mangel daran. Ich hatte eine wahre Furcht davor, der Hinterste zu sein; denn ich dachte es mir, wenn ich das Unglück haben sollte hinabzustürzen, entsetzlich traurig, so hinten ganz unvermerkt und ungesehen, als äußerstes Endchen des Schwanzes unserer kleinen Caravane, abzubröckeln und in die Abgründe zu fallen. „Fällst du vorne weg,“ so dachte ich, so sehen dich doch wenigstens die andern untergehn. Du kannst ihnen im Vorbeirollen doch noch ein Lebewohl sagen, und kannst wenigstens hören, wie sie dich bedauern.“

Unter meinen beiden pflanzenkundigen Freunden brach zuweilen über die eine oder andere Pflanze eine Meinungsverschiedenheit aus, und ich klammerte mich dann irgendwo einen Augenblick lang fest, indem ich ihnen von obenherab, zwischen meinen Beinen durch, auf die Köpfe blickte, und amusirte mich damit, ihre warme Discussion, die sie in einer eben so unbequemen Lage, wie ich, über irgend eine Pflanze führten, anzuhören. — Der Eine behauptete, er habe bei, ich weiß nicht, welcher großen botanischen Autorität gefunden, daß auch die Aretia Helvetica hier am Hengst wachse. Der Andere versetzte darauf, dieß müsse ein Irrthum sein; diese Aretia Helvetica könne nicht hier vorkommen, sie halte so hoch gar nicht aus. Sie könne nur höchstens noch auf 1000 Fuß niedrigeren Gipfeln erscheinen. „Ja! aber ich bitte Sie, schauen Sie, da steht sie ja doch!" sagte der Eine, „hatschte"*) mit augenscheinlicher Lebensgefahr zu einem Punkte hin, und holte eine blühende Pflanze herunter, die er dem Andern präsentirte. „Allerdings" sagte dieser, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte, „allerdings eine Aretia, aber keineswegs eine Helvetica, die ihr zwar sehr ähnlich sieht, die aber, wie ich schon sagte, nur 1000 Fuß niedriger vorkommt." — „Nun es sollte mich wundern," entgegnete wieder der Andere, indem er einen Strauch zu fassen suchte, um einen festen Haltpunkt zu gewinnen und sein Leben in etwas größere Sicherheit zu stellen, „ich habe bisher noch nie gefunden, daß der Gelehrte, auf dessen Angabe ich meine Behauptung stütze, eine falsche Angabe macht. Und ich bin überzeugt,

*) „Hatschen" (Verb.) heißt so viel als „schleichen", „matt dahin gehen". „Hatschen" (Subst.) sind eine Art Pantoffeln. „Er hatscht", d. h. er geht wankend und schlappig. Davon kommt: „a Hatscher", d. h. „ein faules, talketes Weibsbild". Dieß wird auch so ausgedrückt: „a hatschet's Mensch", „a hatscheter Bube".

wir werden beim Weitergehen doch noch auf die Aretia Helvetica stoßen." — „Ich wette, was Sie wollen, daß dieß nicht der Fall sein wird." — „Gut! ich darf meine Hände hier nicht losmachen! Aber die Wette gilt auch ohne Handschlag!" — Ich erfuhr nicht, wer zuletzt gewonnen hat. Aber ich konnte nicht umhin, mich über diese Discussionen und Wetten zu amusiren, die in einer Situation geführt wurden, in welcher eine Assecuranz-Compagnie unser Leben wol kaum zu einer Prämie von tausend Procent versichert hätte. — Unser Johann begriff auch Nichts davon, und ich kann mir denken, daß er uns Alle für nicht ganz „richtig im Kopfe" hielt. Diese Landeskinder sehen alle Jahre eine Menge Menschen in ihre Berge kommen, welche die Pflanzen, oder die Steine, oder die Insecten oder Schmetterlinge ihres Landes mit dem größten Eifer und der größten Selbstvergessenheit untersuchen, pflücken und fangen, sie wissen nicht, wozu. Unter sich haben daher die Berg- und Alpenführer auch schon längst besondere Spitznamen für jene eifrigen Naturfreunde erfunden, und haben sie in gewisse Classen getheilt. Die Geologen, welche an die Steine klopfen, nennen sie „Steinferen" („Feren" heißen bekanntlich im Oestreichischen die Blödsinnigen und Verstandesschwachen.) Die Botaniker heißen bei ihnen die „Pflanzenferen". Dann kommen die „Käferferen", das sind die Zoologen und Entomologen. Statt „Pflanzenferen" sagen sie auch „Bleamiferen" (Blumen-Narren). Von allen diesen Narren sind ihnen die Steinferen sowol die unleidlichsten, als auch die unbegreiflichsten. Ersteres, weil sie ihnen immer so schwer zu schleppen geben; dieses, weil sie zwar noch zur Noth verstehen, warum man Blumen sammelt, die ja in der Apotheke Geldeswerth haben, oder auch Käfer und Schmetterlinge, die zum Theil wenigstens hübsch aussehen; wie man aber aus solchen Steinbrocken einen heil-

samen Thee, einen kräftigen Bittern, oder sonst Etwas herausdestilliren wolle, das ist ihnen ein Räthsel. Ich selbst gehörte offenbar auch zu einer Gattung von Feren. Da ich aber immer mit psychologischen und ethnographischen Betrachtungen und Aufzeichnungen über andere Menschen, über ihre Sitten und Sprache, und mit Selbstbeobachtungen beschäftigt war, so gehörte ich zu einer Gattung stiller Feren, die nicht so leicht zu classificiren und zu bezeichnen war. Hätte mich Johann länger begleitet, und bei allen Punkten meinen Griffel in Thätigkeit gesehen, so hätte er mich vielleicht einen „Schreibferen" genannt.

Das Hinaussteigen „über den Hengst" ist dadurch so schlimm, daß es hier nirgends das treffliche Krummholz oder G'lök giebt, das, wie ich bei Gelegenheit der hohen Schrott sagte, dem Bergsteiger so gute Dienste thut. Stellenweise fanden wir zwar einige Legföhren; aber es waren lauter ausgegangene und vertrocknete Büsche, die gleich beim Anfassen brachen oder aus dem Boden gingen. Wir hatten uns sehr vor der Benutzung dieser verrätherischen Handhaben in Acht zu nehmen. Es ging aber doch Alles gut. Nach einer halben Stunde sah ich schon eine Nische und einen Bergabsatz über mir winken, der sehr bequem und gefahrlos war, und den mir Johann als das Ende des Hengstes bezeichnete. Ich war nach einiger Zeit der erste dort oben, und genoß nun die Lust, aus voller Sicherheit die Uebrigen auch allmählig nachkriechen zu sehen. Ich war immer deßwegen so schnell gestiegen, weil es mir war, als jage und peitsche es mich von unten herauf. Daß ein Abgrund etwas Lockendes hat, und daß man sich bei seinem Anblick von unwillkürlichem Schwindel, wie Goethes Fischer, herabgezogen fühlt, hat man schon oft bemerkt. Aber ich machte hier zum ersten Male die Bemerkung, daß ein Abgrund auch etwas Treibendes hat, und daß man sich aus ihm herausgejagt fühlt. Je

mehr und je tiefere Abgründe ich unter mir spürte, desto heftiger brannte es mir unter den Sohlen, und desto schneller strebte ich aufwärts. Ich kann mir denken, daß bei dem völlig Furchtsamen der Zug nach oben und der Zug nach unten ganz gleich stark werden, und daß er sich dann mit verschlossenen Augen an die Felsen klammert und nicht mehr von der Stelle kann. An manchen Punkten hatte ich diesen Moment mir ziemlich nahe gespürt. Aber dann kam wieder die Peitsche von unten.

Als wir Alle oben beisammen waren, waren wir sehr froh und drückten uns die Hand, und obgleich wir sagten, daß wir zwar gerade diesen selben Hengst nicht noch einmal reiten möchten, so meinten wir doch, daß viel mehr Genuß und Freude, als Sorge, dabei gewesen wäre, und daß wir ganz ohne Zweifel morgen oder übermorgen ähnliche Berge auf der Stelle wieder ersteigen würden, blos um das Vergnügen des Klimmens und die in der Seele abwechselnden Affecte von Furcht und Hoffnung zu haben, sowie um des Triumphes willen, den man bei Erreichung des Gipfels verspürt. „It is a splendid and most noble excitement!" sagte ein englischer Freund, der bei uns war. — Hypochondrischen und Melancholischen, wenn der Arzt sonst gar kein „excitement" für sie wüßte, wären dergleichen Bergpartien im höchsten Grade anzuempfehlen.

Auf der Spitze des Schafberges hatten wir nun endlich den Vollgenuß eines schönen Abends und einer unbegränzten Fernsicht, dem wir uns von ganzer Seele hingaben. Am meisten interessirte uns aber der Herabblick von dem scharfen Rande des Berges in das Becken des „Grün-See'l's" und auf die kaum erkennbare Sennhütte „am Hinterschafberge", sowie auf die Stufen, Pfeiler und Klötze, über die wir, wie in Hamburg die Weinfässer durch die verschiedenen Etagen und Böden eines Waarenhauses, her-

aufgekommen waren. Nachdem wir ausgenossen und ausgeruht hatten, schwenkten wir uns noch denselben Abend auf der andern Seite des Schafberges wieder nach St. Wolfgang hinab.

Darüber wurde es dunkel. Aber als wir aus den finsteren Waldungen, etwa noch eine Stunde oberhalb St. Wolfgang, heraustraten, überraschte uns plötzlich ein höchst reizendes Schauspiel. An den Ufern des schönen, unter uns liegenden Sees flimmerten Hunderte von Lichtern auf. Ein Thurm, der in der Mitte des Sees liegt, war illuminirt, und ebenso einige Häuser, die am Ufer standen; Racketen und Leuchtkugeln stiegen empor und reflectirten ihren Schein in dem glatten Spiegel des Wassers. Dazwischen blitzten und erdröhnten Kanonenschüsse, und erregten in dem ganzen Seebecken ein wundervolles Echo. — Wir erfuhren, daß der Kaiser von Oestreich dort dem Könige von Griechenland, der bei ihm als Gast in Ischl war, ein Fest gebe und ihm die Schönheiten seines Landes zeige. Es ist sehr anmuthig und erfreulich, wenn man, von der wilden Höhe herabkommend, mit einer so munteren und brillanten Scene im Thale begrüßt wird. — Dabei waren aber nach dem Echo von Gipfel zu Gipfel das Schönste die großen Feuer, welche die Landleute auf den höchsten Spitzen der Berge angezündet hatten. Es ist gewöhnlich in Oestreich und überhaupt in den Alpen, etwas recht Großes mit solchen Gipfel-Feuern zu verherrlichen. Es ist die einfachste, aber imposanteste Weise der Illumination. Auf jeder nur etwas hohen Pyramide schlug eine helle Flamme empor. Wegen der Entfernung der Punkte sah man aber das Flackern der Flamme nicht, es schien ein ruhiger Stern zu sein. Es war, als hätte auf jeden Gipfel sich ein weitleuchtender Stern erster Größe niedergelassen. Und in dem See wiederholte sich das Bild dieser besternten Pyramiden.

Als wir völlig nach St. Wolfgang hinabgeeilt waren, hatten die gekrönten Häupter den Ort schon wieder verlassen; die Illumination und die Feuer waren erloschen, Alles war ganz still, und wir ließen uns auf dem Balcon des freundlichen Gasthauses am See zu einer Nacht- oder vielmehr Mitternacht-Mahlzeit nieder.

Am anderen Tage erwachte wieder ein reizender Morgen über St. Wolfgang und seinem See. Ich befuhr dieses liebliche Wasserbecken, wie es alle Ischler Badegäste thun von einem Ende zum anderen. Es ist fünf italienische Miglien lang und eine halbe breit, an den tiefsten Punkten 60 Klafter tief, und wird auch der Aber-See genannt. Die Berge, die sein Becken umzingeln, haben sehr verschiedentlich gestaltete Formen, und an seinen Ufern liegen die äußerst malerischen Ortschaften St. Wolfgang und St. Gilgen. Der größte Theil der Ufergelände ist flach, und Wiesengründe ziehen sich bis nahe ans Wasser hin. An dem Nordwest-Ende aber, nicht weit von St. Gilgen, tritt eine schroffe und hohe Felswand gegen das Wasser hinaus, der Falkenstein, der ein schönes und viel bewundertes Echo zurückwirft. Wir hatten eine Trompete mit, und obwol der Musikant, der sie blies, auf diesem von Haus aus nicht lieblichen Instrumente oft sehr ohrenzerreißende Töne hervorbrachte, so gab die Felswand sie doch immer äußerst harmonisch und angenehm umgestaltet zurück. Wie rauhe, zerrissene und zerklüftete Felswände dieß vermögen, ist mir ein Räthsel. Wir trompeteten wie heisere Postillone, und es klang zurück wie Orgelspiel.

Südlich vom Wolfganger See, gegenüber der Uferseite, an der wir jetzt hinfuhren, giebt es ein Gebirge, in welchem sich einige alpinische Verhältnisse ausnahmsweise umdrehen und gerade das Umgekehrte von der Regel zeigen. Es ist nämlich bekanntlich gewöhnlich, daß die unzugäng-

lichen und wilden Gegenden oberhalb der Culturregionen liegen, und daß daher auch die Thiere des Waldes, z. B. die Gemsen, oberhalb der von den Hirten und Ackerbauern benutzten Striche ihre Heimath haben. Nur im Winter, wenn der Mensch die Höhen verläßt, kommen dann auch die Gemsen zuweilen in die tieferen Wälder und Thäler herunter. In der besagten Gegend nun giebt es aber ein Gebirge, in welchem sich diese Dinge geradezu auf den Kopf stellen. Dieses Gebirge ist nämlich wie ein Plateau gestaltet. Oben ist es ganz mit schönen Alpenwiesen und mit einer Menge von Sennhüttendörfern bedeckt; an den Rändern aber und in den tiefen, in das Plateau einschneidenden Thälern ist es so wild zerklüftet und zerspalten, daß der Mensch diese Wildniß nur selten durch seine Besuche stört und nur dann und wann auf schwierigen Gangsteigen durchpassirt. Im Sommer nun, wo die Sennerinnen oben auf das Plateau kommen und die Alpenwiesen beleben, ziehen sich die Gemsen an die Ränder und in die tiefeingeschnittenen Klüfte und Thäler zurück, so daß dann auch die Gemsenjäger zuerst hoch oben in einer Sennhütte campiren und dann an dem Jagdtage zum Gems-Pürschen, nicht wie gewöhnlich zu den Höhen hinauf, sondern in die Tiefen hinabsteigen müssen. — Im Winter dagegen, wo die Heerden und Hirten die Höhen verlassen, steigen nun die Gemsen aus den Thälern herauf, halten Nachlese, und communiciren miteinander über die Berge von Thal zu Thal, indem sie von dem ganzen Gebirge Besitz ergreifen.

In der Nähe des Falkensteins, mitten im Walde, durch den See und stundenweite Felswege von der übrigen Welt getrennt, wohnt ein armer Kleiderkünstler, dessen Ansiedlung wir besuchten. Man sagte uns, das Häuschen gehöre eigentlich einem Bauer, dem auch die Waldung umher eigne, der aber aus Mildthätigkeit dem Schneider-

lein das Häuschen zur Wohnung abgetreten habe. Der Einsiedler war nicht zu Hause, und wir besahen seine sonderbare Wirthschaft, die man in einem amerikanischen Urwalde nicht urthümlicher hätte treffen können. Das Haus war ein hölzernes Blockhaus, und eine darin eingesperrte Ziege das einzige Wesen, das sich bemerklich machte. Die wenigen Pflanzen, welche der Besitzer cultivirte, etwas Lauch, Petersilie und dergleichen, hatte er in hohe, bretterne Kasten gepflanzt, die auf zwei Ellen lange, stelzige Beine gestellt waren, damit die Ziege nicht daran kommen konnte. Diese sonderbaren Gemüsegärten standen neben dem Hause mitten im Walde. Die Bäume umher waren mit so schönem Epheu umrankt, daß wir nicht umhin konnten, uns hier einige Kränze und Gewinde zu rauben. Zur Bezahlung pflasterten wir dem Schneiderlein seine Hausschwelle mit einigen kupfernen Münzen.

Den rechten Gegensatz zu diesem Wald-Etablissement sieht man in dem wundervollen Garten des Baron H. bei St. Wolfgang, der äußerst reizend angelegt und reich geschmückt ist. Man findet hier einige gewöhnliche Pflanzen durch Zucht und Kunst so in ihrer Gestaltung verändert, daß man sie kaum wieder erkennt. So z. B. sah ich hier Johannisbeerbüsche ganz baumartig entwickelt, so daß ein hoher Stamm entstanden war, und die Blätter und Früchte in dichten Trauben an einer fächerartigen Krone herabhingen. Ebenso, wie die Johannisbeerbüsche, ahmten auch andere kleinere Pflanzen, (z. B. die Resedapflanzen), die Gestalt der Palmen im Kleinen nach. Die Reseda hatte einen langen Stamm erhalten, und oben eine Elle über dem Boden fielen die Blüthen und Blätter höchst graziös auseinander. Ich habe nachher dieses sehr hübsche Gartencultur-Kunststück in mehreren oberöstreichischen Gärten gesehen, und glaube überhaupt,

daß die hiesigen Gärtner Manches leisten können, was man anderswo noch nicht erfunden hat. Die Landhäuser und Villen sowol hier im Salzkammergute, als auch bei Wien und an anderen Punkten Oestreichs sind immer mit so elegant gezogenen Pflanzen und so geschmackvoll verschlungenen Blumengewinden ausdrapirt, daß man anderswo, z. B. in Italien, wo nur die Architektur und Gestaltung des steinernen Gebäudes selbst classisch ist, oder in England, wo die Villen selbst meistens etwas kahl, aber freilich in ihrer inneren Einrichtung, sowie die Gärten, über allen Tadel erhaben sind, nichts Aehnliches findet.

St. Wolfgang ist ein sehr kleiner Ort mit etwas mehr als 500 Einwohnern. Nichtsdestoweniger findet man eine Kirche, die an Interesse und Kunstschätzen reich genug wäre, um eine große Stadt zu zieren. Und solche Entdeckungen von kleinen Orten mit höchst interessanten, alterthümlichen und kunstvollen Kirchenbauten sind gar nicht selten hier zu machen. Die Kirche ist dem heiligen Wolfgang geweiht, der ein Graf von Pfullingen gewesen und 5 Jahre lang als frommer Eremit am Ufer des Sees, welcher von ihm den Namen trägt, gewohnt haben soll. Sein Bildniß ist mitten im Felsen an jener Wand des Falkensteins, die das schöne Echo giebt, errichtet. Mitten in der Kirche ragt aus dem Boden ein knorriger Fels hervor. Er soll die Ruhestätte des Heiligen gewesen sein. Früher hat er in der kleinen Zelle geschlafen, die jetzt noch als Capelle neben dem Felsen steht. „Aber ein Moal „hat er's Beten verschloas'n. Da hat er sich schagrinirt, „und hot, um sich's sau'r zu machen und Buße zu thun, „auf dem Felsen gekniet, und dann nun auch dort g'schloa„fen." — Daß der heilige Graf sich „schagrinirt" hat, mag gut sein; aber die Inschrift über seiner Zelle oder Capelle kann einen Protestanten wahrhaft erschrecken. Sie lautet:

„Heiliger St. Wolfgang! Bitte Gott, daß er uns von den „Ketzern erlöse!“ Uns hinderte dieß indeß nicht, noch einige Kupferstücke zu den übrigen zu werfen, mit denen der Boden dieser Capelle gepflastert ist. Man pflegt nämlich die, dem St. Wolfgang dargebotenen, milden Gaben blos in die Capelle selbst zu werfen, wo sie dann alle Jahre an dem ihm gewidmeten Tage aufgesammelt werden. Das ist eine „hübsch große“ Armenbüchse, so eine ganze Capelle. Wenn die Priester sie alle Jahre voll bekämen, das wäre nicht übel. — Der Flügelaltar in dieser Kirche ist, wie man sagt, einer der schönsten in Deutschland. Er soll über 400 Jahr alt sein, und das Holzschnitzwerk daran von Michael Pacher von Prauneck, die Gemälde aber von dem Meister Wohlgemuth, dem Lehrer Albrecht Dürers, herrühren. Mir gefiel am Meisten dabei das Bild der Maria. Der metallene Brunnen im Vorhof der Kirche ist ebenfalls ein herrliches Kunstwerk des Mittelalters mit schönen Basreliefs von einem Künstler aus Passau, Namens Raunacher. — Im Ganzen, kann man sagen, gehört diese St. Wolfganger-Kirche mit Allem, was sich an und in ihr befindet, zu den für deutsche Kunstgeschichte interessantesten Gebäuden.

Ich besah diese Kunstschätze in Begleitung eines katholischen Priesters, der mir Alles zeigte und mir dann auch von gewissen heiligen Verbindungen erzählte, die hier zwischen katholischen Laien beständen. Er erwähnte mir namentlich „eine unter dem Schutze des heiligen Michael stehende Liebesversammlung,“ die in Ischl existire, und auch in Sanct Wolfgang einige Mitglieder zähle. Ich wußte wol, daß überall in der katholischen Welt neben den Orden der Klostergeistlichen eine Menge solcher Verbindungen zu allerlei frommen Zwecken unter den katholischen Laien sich gebildet haben; aber ich hatte, wie vermuthlich viele Protestanten, keine Vorstellung von ihrer Einrichtung und ihren Zwecken. Der

Priester gab mir daher einen gedruckten Zettel, worauf ich die genannte Brüderschaft ihren Zweck so aussprechen sah:

„Erklärung
„der unter dem Schutze des heiligen Michael stehenden
„Liebesversammlung.

„Es ist eine Vereinigung nur von Personen des männ„lichen Geschlechts gebildet, welche an allen Sonntagen des „Jahres eine heilige Messe, sowol für die lebenden als für die „verstorbenen Mitglieder, Gott aufopfern lassen wollen. — An „allen Hauptfesten des Jahres wird von der Brüderschaft zu „wohlthätigen Zwecken eine Summe vertheilt, und jedes Mit„glied zahlt dazu jährlich 52 Kreuzer. — Ihr Hauptfest ist „das des heiligen Michael, und dasselbe wird unter Anwesen„heit aller Mitglieder mit einem feierlichen Hochamte begangen, „und ein Opfergang abgehalten; auch wird die ganze Octave „hindurch täglich die erste heilige Messe für alle verstorbenen „Mitglieder Gott dargebracht. — Wenn eins der Mitglieder „stirbt, so begleiten alle übrigen dasselbe zu Grabe, wobei „ihm ein Crucifix und zwei schwarze Fähnlein vorangeführt „werden. O glorreicher Himmelsfürst, heiliger Erzengel „Michael, mächtiger Streiter für die Sache Gottes! Dich „haben wir zu unserm Schutzpatron erwählt. Gedenke unsrer „im Genusse der ewigen Anschauung Gottes, und sei unser „Fürbitter bei Jesu.“ —

Fast jeder der Leute, die ich in dieser Gegend kennen lernte, gehörte zu irgend einer solchen Brüderschaft. Alle schaaren und gruppiren sich um diesen oder jenen Heiligen. — Für uns Protestanten, die wir so Etwas nicht haben, oder die wir vergessen haben, daß wir ehemals doch auch so Etwas hatten, haben jetzt solche Documente, wie das mitgetheilte, wieder einiges Interesse.

Mehr noch aber, als diese Michaelis-Brüder, interessirte mich auf meinem Rückwege von St. Wolfgang nach Ischl

das Zusamentreffen mit einem katholischen Bauer, der sich als vollkommen emancipirter, aber dabei doch in seiner Weise frommer Freigeist erwies. Ich war zum Ausruhen unterwegs in ein einsames Wirthshaus eingekehrt, und hatte mich hier neben zwei Landeskindern, die ebenfalls auf der Reise begriffen waren und sich gleichfalls ausruhten, niedergelassen. Den Einen von ihnen fragte ich im Laufe des Gesprächs, ob er ein Protestant sei. Er erwiederte bejahend. Seine Aeltern und Großältern hätten sich vor 70 Jahren alle bei dem Josephinischen Toleranz-Edict als Protestanten einschreiben lassen, und seitdem sei ihre ganze Sippe protestantisch. Da wir norddeutschen Protestanten diese unsere öftreichischen Glaubensbrüder gleichsam als unsre Landsleute betrachten, und gleich vertraulich mit ihnen thun, so kam ich auch bald mit meinem protestantischen Nachbar in ein intimes Gespräch über kirchliche Angelegenheiten. — Der andere Bursche, der Gefährte meines Protestanten, hörte dieß von vornherein mit Aufmerksamkeit an. Ich bemerkte, daß er uns mehrere Male anblickte nnd dazu lächelte. Er hatte seine kurze Pfeife mit beiden Händen gefaßt und die Ellbogen auf den Tisch gestützt. Das spöttische Lächeln in seinen Zügen wurde am Ende permanent. — „Warum lächeln Sie denn?“ fragte ich ihn endlich. Da fing dieser Mensch, den ich bald als einen höchst originellen Kopf erkannte, einen so merkwürdigen Discurs an, daß ich es der Mühe werth hielt, ihn mir zu merken.

„Schaun Sie, mein Herr,“ begann er — ich muß dabei noch bevorworten, daß er ein ganz gemeiner Bauer war, und ein geborener Oberöstreicher, etwa ein Mensch von 35 Jahren, — „schaun Sie, mein Herr, Sie machen mich lachen, weil Sie ein Protestant sind, und ich bin ein Katholike; und weil Sie da mit meinem Freunde, der auch ein Protestant ist, so sprechen, wie alle Protestanten thun,

als ob sie allein die rechte, wahre und aufgeklärte Religion hätten, und als ob wir Katholiken allesammt bornirte Dummköpfe wären. Allein bei uns giebts auch Leute genug, die wol wissen, wie es mit der Sache steht, und denen man kein „X“ für ein „U“ vormacht. Sie thun Sich was auf Ihren Protestantismus zu Gute. Allein ich sage Ihnen, es ist weder mit dem Protestantismus noch mit dem Katholicismus Etwas. Priester sind halt in jeder Kirche. Priester müssen ihren Vortheil wahrnehmem. Ja mein Gott! in beiden Religionen, sowol bei den Katholischen, als bei den Protestantischen, da giebt es Punkten! Punkten! — über die man sich gar nicht ins Reine bringt. — Ich habe für mich selber über Alles nachgedacht, ich habe auch mit Geistlichen darüber geredt. Aber durch die werde ich nicht klüger; denn sie sind unter sich selbst nicht einig, obwol sie aus demselben Studio sind. — Wenn sie mich sehen, so ziehen sie allemal ein Gesicht. Und sie nennen mich halt immer — ja wie sprechen sie doch gleich, — sie sagen, ich wäre ein Freigeist. Was ist denn das, ein Freigeist? Wenn das ein Heide, oder ein Ketzer heißen soll, so paßt es nicht auf mich. Denn sehen Sie, ich glaube meine Religion zu haben, wie Einer. Ein Mensch ohne Religion, so denke ich, ist halt gar Nichts. Ich bin ein Mensch, und ich will eine menschliche Religion haben. Aber in ihre Messe kann ich nicht gehen, die ich ja doch nicht verstehe. Höchstens gehe ich einmal in eine stille Messe. Dann gehe ich auch oft genug beten in den Wald und zu den Wald-Capellen; da bete ich gern fern von den Menschen und Priestern. Nun, mein Herr, kann man Das einen Freigeist nennen? — In ihren Messen, da ist ja von gar keiner Erbauung die Rede. Sie lesen uns ja Lateinisches vor, was wir nicht verstehen. Warum nicht Deutsches? Diese ganze Messenleserei und die Litanei, das ist ja lauter Plauschwerk. Was giebt es da noch für Punkten! Punk-

ten! — Sie wollen Einen auch an einen Teufel und eine Hölle glauben machen. An einen Teufel kann ich nun schon gar nicht glauben", — „Ja weil Du wol ein Teufel bist, Du Sakrer, darum glaubst Du nicht daran!" rief hier halb lachend, halb vorwurfsvoll die junge Wirthin dazwischen, die auch dieß Gespräch mit angehört hatte. — „Oho, ihr Weiber, ja!" antwortete ihr mein Freigeist, „ja das Weibsenvolk, das glaubt allerdings vor Allen an den Teufel ohne Ausnahme. Aber bei uns Männern giebt es unter Hundert immer gar Einige, die so glauben, wie ich. — Und daß die Priester selbst mit sich nicht darüber einig sind, das zeigt sich auch schon darin: denn neulich gehe ich einmal zu Einem, und erzähle ihm, daß ich nicht an den Teufel glauben kann, und daß ich auch die Messe nicht hören mag, weil ich sie nicht verstehe, und seit einem Jahr auch nicht drin gewesen bin. Ich beichtete ihm dieß Alles ganz offen. Als er mich hörte, da wurde er ganz böse. O Jehses! Das war g'fehlt! Von Erklärung gar keine Rede nicht, und von Absolviren auch gar keine Rede nicht. Und ausputzt hat er mich, daß es eine Passion war. Er wollte mich in Kirchenbuße nehmen. — Ich hatte aber keinen Gusto für die Buße, und wollte absolvirt sein, und gehe zu einem andern Priester hin, und sage ihm dasselbe, daß ich nicht an den Teufel glauben thue, und daß ich seit einem Jahre nicht in der Messe gewesen sei. Der hat mich ruhig angehört, und hat mir gar Nichts gesagt. Er sagte blos, ich sollt's ein andermal besser machen, und mit dem Teufel mich in Acht nehmen. Dann hat er mich absolvirt, und mir auch seinen Segen gegeben. Da sieht mans ja schon, daß sie nicht einig sind, und doch, wie gesagt, waren sie aus demselben Studio. Da muß man ja wol deutsch werden. — Ach großer Gott, ich zerbreche mir oft genug den Kopf über alle die Dinge. Aber dann denke ich wieder manchmal, man ändert die

Welt doch nicht. Man muß schon wegleben, und wird darüber ins Gras beißen!"

Wie gesagt, ich merkte mir diese auffallende Rede meines oberöstreichischen Bauers, und war später noch oft darauf aufmerksam, ob mir hier nur eine ganz singuläre und exceptionelle Erscheinung vor die Augen gekommen war, oder ob solche Freigeisterei jetzt häufig unter den öſtreichischen Katholiken sei. — Vielleicht kommt sie, so dachte ich, nur in der Nähe der hiesigen protestantischen Gemeinden vor. Vielleicht aber hat sie auch von jeher und zu allen Zeiten in einigen von den Priestern nicht überwachten Köpfen gespukt. — Recht oft mußte ich noch an diese sonderbaren Reden zurückdenken, wenn ich oberhalb Ischl zu der Wallfahrts-Kirche kam, die dort oben auf einem Berge steht, und die ringsumher von einer Menge kleiner Wald-Capellen umgeben ist, welche an die Bäume befestigt sind, und wenn ich die Leute in diesen Capellen ihre „stillen Messen" und Gebete abhalten sah, — oder wenn ich Andere in den kleinen Feld- und Waldcapellen, welche überall an den Wegen des Landes zerstreut sind, in stillem Frieden knieen und beten sah. — Es ist schade, dachte ich, daß wir Protestanten auch diese Capellen an Wegen und Stegen, an den Bächen, Flüssen und Seen, so wie an den Rändern der Wälder und an den Rainen der Felder abgethan haben, da doch durch sie der Gottesdienst und das Gebet so recht mitten in die schöne Gottes-Natur hinaus verlegt werden, wo beide erst so recht an ihrem Platze sind. Wir Protestanten finden durch unsere Kircheneinrichtungen fast nirgends Veranlassung in der freien Natur zu beten, der Katholik überall.

4. Zum Dachstein-Gletscher.

Das Bergsteigen wird bei dem, der einmal seine Süßigkeiten gekostet hat, zur Leidenschaft. Und kaum ist man von einer Höhe matt und müde und mit gelähmten Gliedern zurückgekehrt, so rüstet man sich schon wieder zu einer neuen Fahrt, um irgend einen andern der lockenden und grüßenden Gipfel zu erklimmen. Es ist übrigens eine sehr edle Leidenschaft, bei welcher Wissensdurst, Naturliebe und der Trieb zur Bestehung einiger Abenteuer und Gefahren einen gleich großen Antheil haben. — Ich hätte für mein Leben gern einen der hochragenden Gipfel der berühmten Dachstein-Gruppe bestiegen, die mit ihren Eisfeldern und Felszacken-Verzweigungen an der Gränze von Steiermark und Oberöstreich liegen. Und wenn mir dieß auch nicht völlig gelang, so ist mir doch die Promenade bis zum obersten Piedestale dieser Gipfel und bis zu dem Gletscher, der sie umgiebt, bis zu dem sogenannten „Karls-Eisfelde" hinauf so vielfach interessant gewesen, daß ich sie immer in gutem Andenken behalten werde, und daß ich dem wißbegierigen Leser ein Referat darüber mit Erfolg mittheilen zu dürfen glaube.

Der Weg zu jener Hochgebirgs-Region führt zunächst durch das anmuthige Thal der oberen Traun und des Hallstätter Sees, aus dem die Traun hervorkommt.

In diesem ganzen Thale, vier Stunden aufwärts bis zu einem Punkte oberhalb Hallstatt, wo sich das größte Salzbergwerk des Salzkammerguts befindet, ist eine Solenleitung geführt, die das salzhaltige Wasser zu der Salzpfanne von Ischl bringt. Diese Solenleitung besteht in einer zwei Meilen langen Röhren-Composition, für die man natürlich, um sie überall möglich gleichmäßig sich senken zu lassen, längs der Thalgehänge und der Felsen einen Weg

hat ebnen müssen. Da es nicht blos darauf ankam, die Röhren zu legen, sondern sie auch unter beständige Aufsicht zu stellen, so mußte dieser Weg ziemlich breit, recht eben und bequem sein, um eine freie Circulation der Wächter und Aufseher der Solenleitung zu gestatten. Es ist daher auf diese Weise einer der wundervollsten Spazierwege von Ischl nach Hallstatt entstanden, den man gern verfolgt, weil er die anziehendsten Scenen sehr mannigfacher Art darbietet.

Gleich einer Eisenbahn mußte man die Solenleitung, selbst durch die wildesten und schroffsten Stellen, eben durchbrechen, und weil das kostbare Wasser überall sich möglich bequem senken sollte, konnte man keiner Schwierigkeit ausweichen. Wo die Felsen schroffe Wände bildeten, da wurde der Weg längs ihr r Abstürze in einer Rille eingesprengt. Wo der Boden zerrissen und zerklüftet war, da wurden die Köpfe wegpolirt und die Klüfte ausgefüllt. Wo ein Seitenthal sich einmündet und ein Fluß hervorstürzte, da wurden hohe Brücken gebaut, und die Solenröhren mit ihrem salzreichen Inhalt hoch über das Thal hinweggeführt. Die großartigste dieser Brücken bei der Hallstätter Solenleitung ist der sogenannte „Gosau-Zwang", der über hundert Fuß hoch und mehrere hundert Fuß lang über das breite Gosau-Thal hinwegsetzt. Hie und da sind längs der Solenleitung kleine Häuser errichtet, wo die Sole in einem Bassin aufgefangen wird. Diese Häuser und ihre Bassins dienen zur Ueberwachung der Röhren und zur Bemessung der Quantität der ausgeströmten Sole. Wenn die Sole in diesen Bassins sinkt, so merkt man daran, daß zwischen diesen und dem nächsten Bassin irgendwo in den Röhren ein Riß entstanden sein und ein Auslaß Statt haben muß, und es kann die Sache dann untersucht werden. Mehrere hiesige Thäler sind von solchen Solenleitungen durchzogen;

außer dem von Hallstatt nach Ischl auch das von Ischl nach Eben-See am Gmundner See, und eben so auch das Thal, das von dem Ischler-Salzberge zu der Pfanne von Ischl führt. Man kann nämlich nicht gleich am Orte der Salzgewinnung selbst auch die Sole versieden. Das dazu nöthige Holz kann nur unten an gewissen Punkten der Thäler bequem herzugeführt werden, und die Pfannen oder Siedwerke sind daher an solchen, zum Theil sehr entfernten Orten vertheilt, in deren Nähe man eine hinlängliche Quantität Holz bequem haben kann. Solche Punkte sind z. B. in Hallstatt am See, in Ischl, in Ebensee, wo sich die größten Pfannenhäuser befinden, und zu denen nun die Sole aus dem Bergwerke hinabgeleitet werden muß.

Besonders interessant ist die letzte Abtheilung der Hallstätter Solenleitung, wo sie nach Ueberspringung des Gosau-Thales in dem sogenannten Gosau-Zwange längs den erhabenen Geländen des Hallstätter-Sees hinaufführt. Sie steigt hier auf einem bequemen und breiten, an den Felsen hin ausgesprengten Pfade bis zu dem Eingange des merkwürdigen Bergkessels oder Hochthales auf, in dessen Hintergrunde die Bergwerke liegen, die dem Orte seinen Namen Hallstatt, d. h. Salzstätte, gaben. Es ist eine prächtige Galerie oder, so zu sagen, ein großartiger Corridor, der in einer zunehmenden Höhe von 500 bis 1000 Fuß über den See hinläuft, — eine der wundervollsten zugleich und bequemsten Gebirgspromenaden, die man sich nur wünschen kann. Vom See aus sieht man diese Promenade wie eine schief ansteigende Linie stundenweit längs des Gebirges sich hinziehen. Wenn man aber, wie ich dieß jetzt that, sich die Mühe giebt, über die Linie selbst hin zu wandern, so findet man, daß sie alle Runzeln und Einschnitte des Gebirges mitmacht, durch Gehölze und Wälder hindurch führt, zuweilen auf Spitzen oder Auswölbungen her-

vortritt, dann wieder in Vertiefungen einbiegt, oder wie ein halbüberwölbter Tunnel in die Felswände einschneidet. — Die schönsten Aussichten auf das ganze kolossale Becken, dessen untersten Boden der Spiegel des Hallstätter-Sees bedeckt, bieten sich auf Schritt und Tritt dar. Und am Ende dieser Wanderung liegt als ein reizendes und höchst würdiges Ziel jener Hochgebirgskessel, aus dem seit vielen Jahrhunderten den östreichischen Unterthanen schon kolossale Quantitäten von Brod- und Fleischwürze zugeströmt sind, und in die kaiserliche Kammer schon manche dankenswerthe Vermehrung des Einkommens geflossen ist.

Die Lage dieses Kessels ist so ungemein interessant, daß man sie nicht blos eines flüchtigen Blickes würdigen darf. Der Berg, in dem er ausgebildet worden ist, heißt der Bloßenstein. Derselbe erhebt sich mit seinem höchsten Gipfel bis über 5000 Fuß Höhe, und stellt sich, von anderen benachbarten Gipfeln aus gesehen, wie eine große Pyramide dar, die mit anderen niedrigeren Höhen verknüpft ist. Der ganze Bloßenstein ist in seinem Innern mit Salzablagerungen angefüllt, und es ist möglich, daß er eben diesem Umstande jenen großen Kessel verdankt, der ihm oben eingefressen ist, wie eine Höhle, welche Hornissen in eine süße Birne gemacht haben.

Sowol die Menschen, welche hier schon seit Jahrtausenden Salz wegräumen, als auch, — vielleicht in noch viel größerem Maßstabe, — die Naturkräfte mögen dieses Loch hier hineingearbeitet haben. Die Geologen stellen die Vermuthung auf, daß durch späteres Zerschmelzen und Hinwegschwemmen großer, in der Urzeit deponirter Salzmassen manche Kessel und Becken, auch See-Becken, in den Gebirgen entstanden sind. Und ich konnte mir denken, daß dieser hier bei Hallstatt ein solcher ausgeschwemmter Kessel sei. Er ist nicht viel mehr, als eine Viertelstunde lang, in

den Berg hineingearbeitet, und ist beinahe auch so breit. Der Boden ist ganz flach, und wenn man vom Eingange hineinblickt, so scheint er sich in hohem Grade abzurunden. Die Mauern und Spitzen des Berges stehen rund um ihn herum; doch ist der Eingang etwas enger, als die innere Weitung. Gerade am Eingange steht der sogenannte „Rudolphsthurm“, ein burgartiges Gebäude, die Amtswohnung des Bergmeisters. Von unten, von Hallstatt und vom See aus, sieht man diesen Thurm tausend Fuß hoch über sich schweben. Der Bergabhang geht unter einem sehr schroffen Winkel von ihm zum See hinab. Diese Schroffe hört beim Rudolphsthurm plötzlich auf, und geht nun auf einmal in die Fläche des Kesselbodens über. Tritt man zwei Schritte zurück, und blickt in den freundlichen, mit Geländen gezierten Hintergrund des Kessels, dann glaubt man so recht auf ebenem Boden zu sein. Tritt man wieder ein Paar Schritte vor, so schaut man in die Tiefe hinab und gewahrt, daß das Ganze in hohen Lüften schwebt, wie die heimliche Wohnung eines Wächters auf der Spitze eines Kirchthurms.

Das Salzbergwerk und die damit verbundenen Anstalten bieten außer ihrer ungewöhnlichen Lage wenig dar, was man nicht auch schon anderswo gesehen hätte. Dagegen ist hier vor einigen Jahren (1846) eine äußerst interessante antiquarische Entdeckung gemacht worden, und man hat in Folge dessen dort oben ein so merkwürdiges antiquarisches Museum gebildet, wie es in einem solchen Hochgebirgskessel von beinahe 3000 Fuß Höhe über dem Meere nicht so leicht wieder vorkommen dürfte.

Durch Zufall fand man nämlich, nicht fern von dem Eingange des Kessels in der Damm-Erde und im Schoter versteckt, einige Skelete, die man bisher übersehen hatte, und die sehr alterthümliche Schmucksachen aus Bronze neben sich

liegen hatten. Und als man weiter grub, zeigte sich am Ende ein ganzes Leichenfeld, ein ganzer heidnischer Kirchhof, und dazu ein so reicher Schatz von uralten Bronzesachen aller Art, daß daraus in dem besagten Rudolphs-Thurm ein Museum gebildet wurde, welches die Aufmerksamkeit jedes Reisenden im höchsten Grade verdient. Im Ganzen sind jetzt schon über 60 Skelete ausgegraben, und die Gegenstände, welche man neben ihnen fand, sind sowol in Bezug auf Größe, als in Bezug auf die daran verwendete Kunst in ihrer Art ganz ausgezeichnet.

Manche vermutheten anfangs, es möchte hier ein römischer oder ein altgermanischer Kirchhof vorliegen. Allein, sowol die Art und Weise der Bestattung und der Lage, in der man die Todten gefunden hat, als auch der Styl in der Ausschmückung der entdeckten Gegenstände setzt es außer Zweifel, daß man mit diesem Hallstätter Leichenfelde noch weit über die Zeit der Germanen und Römer hinausgehen müsse, und daß wir es hier mit den Ueberresten eines uralten celtischen Etablissements zu thun haben.

Die gefundenen Gegenstände: Haarnadeln, Hals- und Armringe, Brochen, Brustschmuck, Ketten, Schilder, Messer, Sicheln, Beile, Gewichte und Gefäße sind sämmtlich aus dem Bronze-Zeitalter. Es findet sich fast gar kein Eisen dabei, wol aber sind darunter die, gewöhnlich auch bei allen solchen Fundstätten von alten celtischen Bronzesachen vorkommenden, Bernstein- und Glas-Perlen. Der Styl, in welchem diese Hallstätter Bronzesachen gearbeitet und verziert sind, ist ganz und gar derselbe, den man auch bei allen anderen Kunstproducten aus dem Bronze-Zeitalter der europäischen Cultur findet. Genau dieselben spiralförmigen Drahtgewinde, ganz accurat dieselben Punktirungen bei den Ringen und Brochen, dieselben kleinen Strichelchen und Kreise, wie sie

bei den Bronze-Gegenständen in Kopenhagen, in Lund, in Dublin, in Riga, in Mecklenburg und an andern Orten, z. B. auch in Unter-Italien, vorkommen. Die Messer sind eben so geformt und geschmiedet, die Beile ganz in derselben Weise gegossen und mit denselben Veranstaltungen zu ihrer Befestigung an den Stielen versehen. Ich hatte einen großen Theil der europäischen Museen gesehen, in denen man jetzt die Trümmer einer Cultur-Epoche sammelt, welche wir, so zu sagen, erst seit 30 oder 40 Jahren entdeckt und aus den Gräbern haben erstehen lassen. Ich hatte oft die außergewöhnliche Einförmigkeit der Producte dieser Epoche bewundert, denen zufolge in Europa einmal von einem Ende des Welttheils bis zum andern eine keineswegs ganz ungeschickte und uncultivirte Bevölkerung gewohnt haben muß, die, wenn auch nicht in ihrer Sprache und in ihren übrigen Sitten, — denn dieß bleibt dahingestellt, — doch wenigstens in ihren Kleider- und Schmucksachen-Formen, so wie in der Verfertigungs-Weise ihrer friedlichen und kriegerischen Instrumente, einer so großen und so einförmigen Gleichartigkeit der Mode unterworfen gewesen ist, wie sie seitdem weder die Kleider-Verordnungen römischer Imperatoren, noch die Dictate der ganz Europa tyrannisirenden Pariser Moden in unserm Welttheile wieder haben hervorbringen können. Nach diesen Bronzesachen zu schließen, hat es ehemals ein so einiges und gleichförmiges Europa gegeben, wie später nie wieder. Eine so großartige Einheit und Einförmigkeit in allen Moden und Dingen existirt jetzt nur noch innerhalb der Gränzen des russischen Reichs. Man sagt, die Cultur uniformire Alles und schlage Alles über einen Leisten. Aber dieser Satz wäre wol auch noch mannigfacher Beleuchtung fähig. Selbst die Barbaren und die Urzustände scheinen ihre sehr weitgehende Uniform zu haben. Der Fortschritt scheint in Europa erst die Mannig-

faltigkeit der Entwickelungen und Culturzustände hervorgebracht zu haben. Zu meiner größten Verwunderung sah ich nun auch hier wieder aus diesem Hallstätter Salzgebirge ganz genau dieselben Stoffe nnd Formen hervorgehen. Und noch dazu waren die Sachen hier in Hallstatt selbst für Jemanden, der das reiche Museum von Kopenhagen gesehen, noch so reich und bedeutend, daß allein dieses Museum für gebildete Europäer einer Reise ins Salzkammergut werth ist.

Eins der merkwürdigsten Stücke, die ich hier sah, war eine bronzene Schüssel, welche in folgender Weise verziert war. Auf ihrem Rande liefen mehrere parallele Kreise hin, die aus kleinen Punkten oder Vertiefungen bestanden. Dann kam aber ein breiter Kranz von Figuren, die abwechselnd Vögel und das Bild der Sonne darstellen zu sollen schienen. Zwischem jedem Sonnenbilde standen zwei Vogelfiguren im Kreise herum. Ist diese Auslegung richtig, und kann man, wie die Gelehrten es thun, annehmen, daß die alten celtischen Künstler durch die dazwischen gestellten Vögel die Schnelligkeit des Fluges der Sonne andeuten wollten, und daß diese Schüsseln daher vielleicht von den Priestern beim Gottesdienste in den Tempeln des Sonnengottes gebraucht wurden: so möchte ich behaupten, daß man sich keine poetischere und passendere, bildliche oder hieroglyphische Darstellung des raschen Tageslaufs unseres Gestirns denken, und daß man eine Sonnentempel-Schüssel nicht sinniger ausschmücken konnte. — Es sind auch einige Goldsachen hier in dem Hochkessel von Hallstatt gefunden worden und dieser Umstand, so wie überhaupt der Reichthum der Bronzegegenstände und die Art und Weise ihrer Ausschmückung, die verhältnißmäßig sehr reich zu nennen ist, setzen es außer allen Zweifel, daß hier nicht etwa ein bloses Dorf, sondern eine viel bedeutungsvollere Colonie existirt hat. Und da eine solche

durch sonst Nichts, als durch die Fülle von Salz in diesem Gebirgsloche veranlaßt werden konnte, so ist es wol ausgemacht, daß dieser werthvolle Stoff schon manches Jahrhundert vor Christi Geburt hier gewonnen wurde, und daß wir in den hiesigen Gräbern nichts Anderes, als die Leichname der celtischen „Berg- und Salzmeister“ und „Ober-Bergwerks-Directoren“ und ihrer Unterbeamten, zu erblicken haben. Der Name „Hallstatt“ selbst ist auch noch zur Hälfte celtisch, so wie auch der Name des Berges „Hallberg“, der von dem Kessel nach dem See hin abfällt, und der des Baches „Hallbach“, der aus jenem Kessel hervorbricht. Auch der Name der Traun, die bei Hallstatt den See durchfließt, soll celtisch sein, von „truna“ oder „troun“ = tief. Auch sind sonst in der ganzen Umgegend noch heutiges Tages für verschiedene Localitäten celtische Namen conservirt, z. B. die „Karwand“, das „Brunn-Kar“, das „Tauben-Kar“, die Thalebene „Lann“ (vom celtischen lann = Wiese).

Ich glaube, es ist wol ohne Zweifel das ergiebigste celtische Leichenfeld und die wichtigste Bronze-Fundstätte der östreichischen Monarchie hier aufgefunden, so wie auf dem wenige Meilen davon entfernten Birgelstein bei Salzburg der ergiebigste und wichtigste Römerkirchhof, welchen man in ganz Deutschland kennt, vor wenigen Jahren entdeckt wurde. Beide benachbarte Kirchhöfe, der römische bei Salzburg und der celtische bei Hallstatt, sind in allen Punkten, sowol in ihrer Anlage, als in ihren Producten, als auch in der Art und Weise der bei ihnen üblich gewesenen Todtenbestattung, völlig verschieden, und sie geben Veranlassung zu einem sehr bequemen Vergleich des frappanten Unterschieds zwischen Römer- und Celtenweise. Die Wichtigkeit des Hallstätter Fundes ist auch in Oestreich gebührend anerkannt worden, und die Theilnahme, welche man dieser Angelegenheit geschenkt hat, ist so groß gewesen, daß, wie man mir sagte,

hauptsächlich durch diesen Fund der Impuls gegeben und die Idee ins Leben gerufen wurde, eine ethnographische Reichs-Anstalt für die ganze Monarchie zu begründen, welche nun auch allen anderen etwaigen Ueberresten aus früheren Cultur-Epochen der Alpengegenden nachspüren soll.

Wer mehr Belehrung über die Hallstätter Celten-Gräber zu haben wünscht, den verweise ich auf das von Herrn Joseph Gaisberger, regulirtem Chorherrn von St. Florian und k. k. Professor der Geschichte und Philologie, über diesen Gegenstand geschriebene Buch: „Die Gräber bei Hallstatt im östreichischen Salzkammergute, Linz, 1848. Es enthält dieses interessante Werkchen nicht nur eine Geschichte des Fundes und eine gründliche Untersuchung aller Fragen, die dabei aufgetaucht sind, sondern auch auf 9 lithographirten Tafeln eine sehr getreue Darstellung aller vornehmsten, aus den Gräbern herausgeschafften Gegenstände.

Vom Rudolphs-Thurme stiegen wir auf einem ziemlich steil abfallenden Zickzack-Wege an dem bewaldeten Abhange hinunter nach Hallstatt. Wir überholten eine Menge von Salzarbeitern, welche große Blöcke reinen Bergsalzes in die Siedewerke am See hinabtrugen. Der größere Theil des oben gewonnenen Salzes fließt nämlich zwar, wie ich schon sagte, in Wasser aufgelöst als Sole ab. Aber da, wo das Salz ganz krystallartig rein im Berge sitzt, brechen sie es in Blöcken heraus. Diese Blöcke werden zum Theil in ihrer ursprünglichen Form verhandelt, und als natürliches Bergsalz oder als Viehfutter verbraucht. Aber eine gute Partie davon wird auch unten in den Sudhäusern noch gereinigt und gesotten. Wir begegneten ganzen kleinen Karavanen von Arbeitern, jeder mit einem solchen centnerschweren Krystallblock seinen krummen Nacken belastet. Einen solchen Block 1000 Fuß hoch auf so steilem Wege

herunter zu schaffen, wäre für einen anderen Menschen allein schon eine Aufgabe, ganz hinreichend für ein Tagewerk. Diese armen Arbeiter hier bekommen aber diese Aufgabe noch zum Schluß ihres Tagewerks zu lösen. Nachdem sie oben vollendet haben, und nun am Feierabend in ihre Hütte unten hinabgehen, packt man ihnen auf dem Heimgange noch so eineu Block als Mitgift auf. — Aber die Leute sahen auch darnach aus, fast lauter gekrümmte, zerarbeitete, gefurchte, gealterte, und zum Theil verkrüppelte, bleiche und hagere Gestalten. Es war uns Allen sehr auffallend, hier an den Ufern des klaren Sees, in einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß, mitten in einer anmuthigen, schön bewaldeten, hübsch begrasten Landschaft, ein so abgemagertes und verkommenes Geschlecht zu finden.

Ob es die Arbeit in den Salzbergwerken macht? Aber es giebt doch noch viel schlimmere und ungesundere Bergwerke, deren Arbeiter nicht so jämmerlich aussehen. Ob es die beknappte und beengte Lage des Ortes Hallstatt thut, dessen Häuser wie Schwalbennester an den Felsen kleben, in welchem es kein anderes flaches Stück Land giebt, als den schmalen Streifen des Dorfpfades, der als der Haupt-Circulationsweg durch den ganzen Ort hindurchstreicht, und wo die Leute gleich, so wie sie aus dem Bette steigen, einen Schritt hinauf oder hinab thun müssen? Aber in Illyrien und in Dalmatien giebt es eben solche Felsennester, und noch viel tollere Kraxelei in den Geklüften und Steinblöcken als hier, und da sind die in diesen Felsennestern groß gewordenen Menschen doch ganz auffallend stark, gesund und kräftig. Ja dort behaupten sie: gerade eben dieses Herumtreten auf den Felsenköpfen von Jugend auf mache die Menschen so robust. Hier sollen sie nun wieder kropfig und cretinisch und jämmerlich dadurch werden. In wie hohem Grade sie es sind, erfuhr ich später noch in Ischl,

wohin bei einer Recrutenstellung ein Rathsherr von Hallstatt mit 30 von seinen Mitbürgern kam, um sie dem Recruten sammelnden Offiziere vorzustellen. Dieser fand aber unter den sämmtlichen 30 Männern nicht einen einzigen zum Soldatendienst tauglichen.

Weil ich, wie gesagt, die stille Hoffnung nährte, schönes Wetter und andere Verhältnisse würden mich so weit begünstigen, daß ich eine der Hochspitzen des Dachsteins selber erreichen könnte, so engagirte ich mir in Hallstatt zwei Führer, die sich mit allem Nöthigen bepackten. — Zwar war mir gleich am Morgen die etwas diplomatische und zweifelhafte Antwort eines Hallstätter Schiffers, den ich ums Wetter befragte, nicht ganz recht gewesen. „Das Wetter wird doch gut"? hatte ich ihn in einer Weise gefragt, aus der er wol abnehmen konnte, daß ich es so zu haben wünschte. „O ja, ja", antwortete er, „es kann schon werden! Die Nebel, so scheint mirs, ziehen zwar da über'n See her von Ischl ein Bißl herauf. Das ist nicht ganz gut! Da vom Dachstein her sollten sie eigentlich abgehen. Der Dachstein ist unser Barometer, und der sieht ein Bißl mißlich aus. — Nun ja! ja! aber es kann schon aushalten," hub er dann wieder tröstend und beruhigend an, als er mein finster werdendes Gesicht sah. „O ja, es kann schon aushalten, aber der Dachstein möchte ich, daß der sich herausputzen thäte. Ich sag' es Ihnen gerad', er gefallt mir halt nit, nit ganz. Ich will Ihnen sagen, es ist halt, wie es ist. Es ist unsicher. Aber sein Sie nur getrost, es kann noch werden!" — Ich bin überzeugt, der Schlaukopf hatte schon das ganze Wasser, daß der Abend auf uns herabgießen sollte, in den Gliedern, aber wollte es nur nicht

verrathen, um sich bei uns nicht wie Einer, der schlimme Nachrichten bringt, in Mißcredit zu setzen.

Indeß machten wir uns einstweilen noch beim lieblichsten, sonnigsten Morgen auf, und bogen in die große muschelartige Gebirgsnische ein, durch welche die Gewässer des Dachsteingletschers herabfließen, und aus der man zu den höheren Gründen hinaufsteigt, deren höchste und äußerste Thäler mit Eis verstopft sind. Die Geologen glauben, und vermuthlich mit Recht, daß dereinst ein großer Urgletscher dieses ganze Thal erfüllt habe und bis zum Hallstätter See hinabgestiegen sei, und daß demnach der jetzige Dachsteingletscher, das sogenannte „Karls-Eisfeld", nur noch ein kleines, rudimentartiges Ueberbleibsel dieser langen Eiszunge sei.

Das Wasser, in welches sich jetzt die untere Partie des Gletschers aufgelöst hat, heißt „Strub" oder „Waldbach-Strub." Es sind in diesem Waldbach-Strub die gesammten Quellen und Schmelzgewässer des Karls-Eisfeldes vereinigt, und sie bilden zusammen in dieser Jahreszeit eine hübsche Masse, einen recht kraftvoll brausenden und imponirenden Bergstrom. — Vom Gletscher aus gehen sie zunächst eine lange Strecke unter der Erde in Höhlen fort, treten dann etwa 1000 Fuß über dem Spiegel des Hallstätter Sees aus diesen Höhlengängen heraus, und stürzen sich in einer Reihe von schönen Cascaden, Strudeln und Stromschnellen in der breiten Bergnische hinab, die sie dann noch etwa eine halbe Stunde weit als ruhiger Fluß durcheilen, um in den Hallstätter See auszumünden. Wir gingen zunächst längs dieses ganzen interessanten Bergstroms bis da, wo er aus seiner Höhle tritt, hinauf. Die größte Cascade bildet er etwas weiter unten, an einer leicht erreichbaren und oft besuchten Gegend. Aber der ganze, zwei Stunden lange Strom bis zu seiner Höhlenquelle bietet für einen Landschaftsmaler eine Reihe von Pretiosen und eine Galerie von Bildern

und Wasserstudien dar. Unsern ersten Haltpunkt machten wir an der Quelle selbst. Es war ein sehr heißer Mittag, und die wundervolle Frische, welche ringsumher der sprudelnde Strom verbreitete, war uns daher ungemein willkommen. Er tritt gleich ganz mächtig aus den Felsen hervor, fließt ein Paar Klafter lang ruhig dahin, und beginnt dann sofort seine bunten Wasserkünste, unaufhörlich in Millionen brillirende Tropfen und in schneeweißen Schaum zerspritzend, und nur für Augenblicke sich in krystallgrünen Wasserbecken sammelnd. Schöne, schlanke Bäume, wie angezogen vom erfrischenden Naß, haben überall auf den Felsen an seinen Ufern Posto gefaßt, und Moosteppiche und Moospolster, die von dem Schaum und dem verbreiteten Wassernebel genetzt werden, giebt es hier so dicht, so frisch, so hochaufschwellend, wie ich sie nie zuvor sah.

Ich machte bei diesem Waldbachstrub wieder die Bemerkung, die ich schon bei vielen Wasserfällen gemacht hatte, daß das Wasser bei den Cascaden in gewissen, bestimmten Intervallen nach einem regelmäßigen Tempo pulsirt, oder auf- und abschwillt. Es war eine dunkel gefärbte Felsenpartie in der Mitte der Cascade bemerkbar. Zuweilen zogen sich die herabstürzenden Gewässer ganz von dieser schwarzen Felsenpartie zurück, so daß sie in ihrer ganzen Größe vollkommen sichtbar war. Dann aber nach 4 oder 5 Secunden sah ich, wie der schäumende Wasserschlamm anfing, über den Kopf des schwarzen Felsens hinüberzuspülen, und wie er ihn, indem er ihn bedeckte, dann ganz mit der Fluth des Wasserfalls verwebte. Nach 4 oder 5 Minuten aber wurde der schwarze Felsen auf einmal wieder sichtbar. Was um Alles in der Welt bringt in jene Wasserader diese sonderbar rasch wechselnde Fluth und Ebbe, diesen regelmäßigen Puls hervor? — Bekanntlich kann man auch bei den Brandungen des Meeres etwas Aehnliches bemerken, daß nämlich die Wellen in ge-

wissen, kurzen Intervallen an- und abschwellen. — Liegt hinter diesen Erscheinungen irgend ein neues, noch nicht bekanntes Naturgesetz versteckt?

Nachdem wir hier „a wen'g ausgehalten" hatten, lenkten wir zur Linken in den eigentlichen Weg zum Dachstein und zu den Alpen-Gehölzen und Sennhütten, die auf den verschiedenen Stufen des ehemaligen Gletscherthales liegen, ein. „Es ist an g'machter Weg" sagten meine Führer. Ein schöner, gemachter Weg das! Ungefähr so viel Gemachtes und Gekünsteltes dabei, wie bei einem Tannenbaum, an dem man einige Zweigstumpfen als Leitersprossen stehen ließ, und von dem man nun behaupten wollte, es sei eine „Kunsttreppe". — Hie und da, wo die Felsen besonders bei Glatteis zu schlüpfrig sein würden, hat man allerdings ein Paar Quer-Rillen eingekritzelt, und zuweilen, wo bei nassem Wetter die Sumpfstellen gar zu weich sein würden, hat man auch einen Holzklotz in den Koth gesteckt. Im Uebrigen muß man fast bei jedem Schritte dem Himmel danken, daß man den Fuß unzerbrochen aus den Löchern und Steinrissen wieder herausbringt. — „Wie kann man das einen g'machten Weg nennen?" sagte ich zuweilen ganz ungeduldig zu meinen Führern. „Ja, Herr", antworteten sie ganz verdutzt, „wir nennen's halt so. Aber mir sein ja ganz undeutsch. Nach der Schrift verstehen wir nicht zu reden". Es ist wahr, wer zuerst hierher kommt, und mit den hiesigen Leuten im Innern des Gebirges spricht, der versteht kein Wort, und der kann sich sehr leicht einbilden, daß hier noch ganz die alten undeutschen Celten wohnen. Wenn wir auf einem Rastplatze anhielten, und ich meine beiden Führer fragte, ob sie nicht etwas Butterbrod und Fleisch haben wollten, so nahmen sie den Hut ab und sagten: „Bigosche!" Wer hätte das nicht eher für celtisch oder hebräisch, als für deutsch genommen? und doch ist es eine

deutsch-östreichische Artigkeits-Phrase. Es ist nämlich Nichts weiter, als die hier landesübliche Verkürzung und Verschmelzung von: „Ich bitte gar schön", oder „Bitt' gar schön", mit Abschneidung der End-Consonanten: „Bigaschö" oder „Bigosche".

Wir rasteten beim „Ursprungskogel," beim „Meitel Balsen," und dann wieder „ein Oert'l weiter" (eine Strecke weiter) beim „Wurzengraben" auf der „Thiergarten-Höhe." Und zwischen diesen Rastpunkten stiegen wir wieder an Abhängen hinauf, durch Klüfte hin, über Absätze und Rücken hinüber, deren Namen ich mir leider nicht bemerkt habe, die aber allesammt eine einzige, wundervoll abwechselnde Kette von Löchern, Spitzen, Terassen, Gehölzen, Spalten und Hochgebirgsansichten bildeten. Wer schlecht zu Fuß ist, kann es zwar bedauern, daß man sich durch eine solche Galerie schöner Bilder so mühselig auf hartem Ochsenleder über noch härtere Felsköpfe dahin quälen muß. Allein es ist ausgemacht, wenn wir wie die Vögel fliegen könnten, so würden wir bei Weitem nicht so viel Genuß davon haben, und würden die Sache lange nicht so en detail kennen lernen. Die Natur hat dem Menschen mit gutem Bedacht die Flügel versagt; sein etwas schwerfälliges Fußwerk paßt sehr gut zu seinem Kopfe, der die Natur buchstabiren, studiren und erkennen, und aus der Erkenntniß Genüsse schöpfen soll, und dem es aber viel zu schnell gehen würde, wenn er, wie die Vögel, leicht über die Berge hinweghuschen könnte.

Da ich beim „Wurzengraben" hörte, daß sich nur „ein Oert'l zur Seiten" ein großes Bergloch befände, das sie den „Thiergarten" nennten, so machte ich diesen kleinen Abstecher. Ich fand an dem Fuße einer senkrechten Bergwand eine höchst interessante Bodensenkung, wie ich ihrer wenige in den Alpen gesehen habe. Es schien eine ganze,

nicht kleine Partie des Gebirges, etwa 20 Klafter tief, völlig senkrecht in die Erde hinabgerutscht zu sein, und es war dadurch oben ein Loch entstanden, das ungefähr so aussah, als wenn sich da die Rundung des römischen Coliseums in den Boden hineingesenkt hätte. Wir standen am Rande und blickten hinab. — Eine einzige solche Scene in der Mark Brandenburg, und ganz Berlin wäre vor Entzücken außer sich. Aber hier nimmt man Etwas, ohne besonders zu danken, nebenher mit, wie in dem Hause eines Millionairs Confect und Süßwein.

Es begegneten uns mehrere Leute, die in den Wäldern Enzianwurzeln gesammelt hatten, und, den Kopf und Rücken damit beschwert, bloßfüßig über die Steine herunter trippelten. Sie erzählten uns, daß sie den Enzian hier nicht, wie in der Schweiz zum Branntweinbrennen, sondern fürs Vieh verbrauchten. Sie trocknen und pulverisiren die Wurzel, und geben sie mit Bergsalz den Rindern als ein sehr zuträgliches Nahrungsmittel ein.

Bei den Führern, die ich auf dem Dachstein hatte, bemerkte ich, daß, wenn sie von sich selber in Verbindung mit anderen Personen sprachen, sie immer ihr eigenes Ich voranstellten: „Ich und der Loibl", hieß es immer, oder: „Ich und der Tanner!" — Das gemeine Volk spricht wol überall so, sowie auch die Kinder stets ihr Ich voranstellen wollen, und erst von uns daran erinnert werden müssen, daß dieß nicht „artig" und sehr egoistisch sei. — Es steckt die egoistische Denkungsart, die einer solchen Redeweise zum Grunde liegt, wol tief in der menschlichen Natur.

Ueberall in der großartigen Thalrinne, in der man 5 Stunden lang bis zu der ersten Sennhütte hinaufsteigt, finden sich Spuren von ehemaliger Gletscherbewegung. Ueberall sind Ruinen von alten Muränen in den Wäldern, und einige der von Agassiz so getauften „rochers moutonnés",

oder abgerundete und abpolirte Felsköpfe. Ueberall auch sind Boden und Abhänge so zerfahren und mit den bekannten Erosionsrinnen so gerunzelt, wie dieß unter der Gletscherdecke immer sich zu zeigen pflegt. Hier und da kamen wir auch an Stellen vorüber, wo die Felsen sehr stark abbröckelten, und wo große Massen von Geröll aufgehäuft waren. Bei dieser Gelegenheit erzählten mir meine Führer, daß auch über dem Pfannhause unten in „der Hallstatt“ — sie sagen gewöhnlich nicht Hallstatt, sondern „die Hallstatt“ — eine Felspartie schwebe, von der zuweilen sehr schwere und gefährliche Felsmassen abstürzten. Es sind zuweilen Felsblöcke von da herunter in die Dächer der unten stehenden Häuser geschlagen. Ein solcher Block machte neulich einen Satz mitten in den See hinein, und fuhr dort in ein mit Salz beladenes Schiff, das er zerschmetterte und zum Sinken brachte. Wenn sie bemerken, daß sehr große Brocken sich lösen wollen, so steigen die Leute dann auf Leitern hinauf, und suchen diese Brocken zu bewältigen und zu zerstören. Dieß wird so gemacht: Sie construiren zuerst, was sie „einen Korb“ nennen, rund um den drohenden Felsen herum, das heißt, sie verkeilen dort aus Tannenbäumen ein Geländer mit Querbalken. Und alsdann zersprengen und verkleinern sie den Block zu kleinern Stücken. Das Geländer oder der Korb gewährt den Arbeitern selbst einen sichern Sitz, und verhütet zugleich das Herabpoltern größerer Stücke. Die kleinern aber lassen sie ohne Besorgniß fallen, weil diese unterwegs immer durch irgend ein kleines Hinderniß aufgehalten werden und nicht so leicht in die Tiefe kommen, während die größeren, wenn sie einmal ins Rollen und Schwingen gerathen, dann über jedes Hinderniß hinweg setzen. Solche größere Stücke, wenn sie es nicht mehr für zweckmäßig halten, sie noch ferner zu zerkleinen, werden dann wohl an Stricken hinabgelassen. Es sei, sagten meine

Leute, und ich will's gern glauben, eine der gefährlichsten Arbeiten, die in ihren Gebirgen vorkomme. Es wäre wieder ein Gegenstand für den Pinsel eines Alpenmalers, uns diese Menschen zu malen, wie sie hinter ihren Körben hoch in der Luft schweben an den Rändern der Abgründe und unter den bedrohlich zerklüfteten Blöcken.

Daß man sich einem Sennhütten-Etablissement nähert, kann man immer eine halbe Stunde zuvor merken. Eine feine Nase wittert den Viehgeruch. Auch werden die Felsköpfe, über die der Weg führt, schmuziger und glitschriger, weil das Vieh bei seinen Wanderungen sie täglich mit seinem Dünger tauft.

Bereits als wir die erste Alpenhütte erreichten, hatten sich die Gebirge völlig verschleiert. In alle Spalten und Thäler hatten sich die Wolken allmählig hineingezogen, und es rieselte schon ein so kühler Regen vom Himmel herab, daß die erste Bitte, welche wir an unsere gastliche Sennerin Theresel stellten, darauf hinauslief, sie möchte bald möglichst ein recht solides Feuer anzünden. Kaum war dieß ein wenig vorgerichtet und auch ein tüchtiger Kaiserschmarren und eine „Tatze"*) Kaffee am Heerde bereitet, so bekamen wir zu unserer Ueberraschung und Freude Gesellschaft. Es trat ein Herr mit seinem Führer, Namens Loidl, ein, der auch am anderen Tage das Karls-Eisfeld, und wo möglich einen der Dachstein-Gipfel, besuchen wollte. Zu meinem Glücke war es ein Geologe und noch dazu ein sehr wohlbekannter, der gerade diese Gebirgspartien mehr, als sonst irgend Jemand, studirt hatte, und in seinen Klüften und Thälern

*) In Afrika haben die Löwen und Tiger „Tatzen" zum Drauftreten. Hier im Salzkammergut, und ich glaube in ganz Oestreich, haben die Bewohner die „Tatzen", um Kaffee daraus zu trinken. Unsere Kaffee-Tassen verändern sie nämlich in „Kaffee-Tatzen". Ob dieß ein Italienismus ist? und unsere Tassen ein Französismus?

besser Bescheid wußte, als mancher Bürgersmann in den Straßen und Plätzen seiner Vaterstadt. Es war auch derselbe Gelehrte, der schon vor einigen Jahren die höchste Spitze des Dachsteins durch Anbringung einiger eisernen Ringe, durch die man Stricke ziehen kann, sowie durch einige andere Vorrichtungen zuerst zugänglich und ersteigbar gemacht hatte. Er erzählte mir, daß man noch vor nicht langer Zeit den Dachstein für ganz unersteiglich gehalten habe. Selbst die besten Gemsjäger und Bergsteiger hätten nicht einmal daran gedacht, dieß nur zu versuchen. Daß der Dachstein unersteiglich sei, sei eine ganz allgemein als ausgemacht angenommene Ansicht gewesen. Und jetzt gingen sogar Herren und junge Leute aus Wien zuweilen hinauf. — Es ist wunderbar, wie oft wir Menschen überall, selbst wenn wir die besten Kräfte zur Hand haben, blos in Folge des Vorurtheils, daß Etwas unmöglich sei, die Hände in den Schooß legen, und wie oft ein solches Vorurtheil ganze sonst rührige Gesellschaften und Zeitalter gefangen hält, und nur durch einen die gewöhnliche Ansicht und Schranke durchbrechenden Geist beseitigt wird. Man kann hierbei an eine Menge Dinge denken, die wir in der Neuzeit durchgesetzt haben und jetzt beständig thun, blos weil wir sie zu thun wagten, obgleich wir nicht mehr Kräfte dazu haben, als unsere Vorfahren hatten.

Da es sehr bald Abend wurde, so ließen wir uns ruhig am Feuer nieder, widmeten uns der Trocknung unserer Kleidungsstücke, und pflegten nach den Anstrengungen des Tages unseres Leiblichen. Es ist wunderbar, wie eine solche Pflege hier auf den Alpen, auf den hölzernen Bänken oder in dem Heu der räuchrigen Sennhütten wonnig und wohl thut, hundert Mal wohler, als auf den weichgepolsterten Sophas und Betten der glitzernden Paläste der Thäler. Und ein Epikuräer, der bei einigen Lebenskräften

sich nicht zuweilen einmal die Freude macht, eine Alpe zu ersteigen, und in einer Sennhütte zu campiren, der versteht sich auf Luxus und auf das höchste Raffinement des Lebensgenusses noch nicht völlig.

Unsere Führer, „der Tanner“, „der Roth“ und „der Loidl“ — diesen letzteren Namen sprach ich immer nach norddeutscher Weise „Leudl“ aus, aber das verstand hier kein Mensch, — „Lo—ïdl“ muß man sagen, — unsere Führer also waren alle recht ordentliche und gemüthliche Leute; und dazu die kundigsten Bergsteiger, die man in Hallstatt für eine Partie in diesen Gebirgen finden kann. Sie waren alle schon mehre Mal auf der Spitze des „Großen Dachsteins“ gewesen, der Loïdl, der berühmteste von ihnen, gar ich glaube schon ein Dutzend Mal. Im Uebrigen waren es ihrem eigentlichen Metier nach Salz-Arbeiter, wie natürlich die meisten Bewohner von Hallstatt. Sie wären, sagten sie mir, eigentlich „Faßlstößer.“ Dieß ist eine Classe von Salinen-Arbeitern, die das Salz in die Fässer hineinzustampfen und diese dann zu schließen haben. 2½ Gulden, sagten sie mir, könnten sie in einer Woche verdienen. Dabei müßten sie aber etwa 400 Faßl in der Woche packen und schließen. Da sie aber in regelmäßiger „kaiserlicher Arbeit“ ständen, so bekämen sie dann außer dem Gelde auch noch „die Fassung“, d. h. eine gewisse Quantität Mehl, Schmalz und Holz für sich und ihre Familie.

Ich fragte sie, ob ihre Lage sich in den letzten Jahren verbessert habe, und diese Frage konnten sie hier oben in den Alpen ja sehr freimüthig und ungenirt besprechen: „Ja wol“, sagten sie, „seit der Revolution hätte sich ihre Lage merklich gebessert. Sie bekämen mehr Lohn und auch mehr Fassung.“ — „Seit der Revolution?“ sagte ich, „sprecht Ihr denn hier von einer Revolution?“ — „Wol, wol thut man das, und das ist es auch gewesen!“ — Ich wunderte

mich eigentlich Etwas, daß dieß Wort Revolution hier diesen versteckten oberöstreichischen Bergbewohnern so geläufig war, freute mich aber sehr zu hören, daß es doch Leute gab, welche mit den Anstrengungen der letzten Jahre sich zufrieden zeigten und einigen Profit davon gehabt hatten. — Ich bin immer auf meiner Reise durch Oestreich darauf bedacht gewesen, mir alle die Dinge zu merken, die ich als eine wirklich gebliebene Errungenschaft, als eine Verbesserung betrachten konnte, und hier in den Verstecken des Salzkammerguts habe ich doch nun wenigstens die zufriedeneren Salzarbeiter und die freier athmenden Protestanten gefunden.

„Auf den Alpen zwar, da ist keine Polizei." Mir fiel aber bei diesen so ungenirt von dem Teufel Revolution sprechenden Aelplern ein guter Linzer Bürgersmann ein, mit dem ich kurz vorher unten im Thale in Ischl beim Frühstück auch über Politik, über „Freiheit", über „Revolution" und dergleichen Dinge gesprochen hatte. Der äußerte sich bei dieser Gelegenheit viel behutsamer. „Schauens," sagte er mir, „ich bin ein einfacher Mann. Und die Politik, das habe ich jetzt erkannt, das ist eine verwirrte Sache. Ich vermenge mich nicht gern mit der Politik. Es ist halt schwer, und kommt nix dabei heraus. Es ist wahr, es liebt halt an Jedes seine Freiheit, und ich hab' nix darwider. Ich liebe meine Freiheit auch! So lang man jung und g'sund ist besonders. Aber es muß halt mit Ordnung gehen, nicht a so wie in Wien mit einer Studenten-Revolution. Wir haben's ja gesehen. Zuerst siegen zwar die Studenten und das Volk, und ein Jeder thut was er will. Aber es dauert halt nicht lange. Zuletzt mischt sich dann auch die Obrigkeit hinein, und dann kommen die strengen Verordnungen, wissen's, und die Verboten, wissen's. — Und dann ist die Geschichte aus, und statt der Freiheit hat man sogar noch Arrest. — Na schaun's, da schauns her! Habe ich

nicht g'sagt, es liebt halt an Jedes seine Freiheit? Springen die kleinen Lampeln da nun nicht wie die muntersten Studenten ins Freie und auf die Wiesen hinaus?" — Wirklich waren während unseres Zwiegesprächs ein Paar kleine Schafe aus dem Stall gebrochen und thaten sich nun gütlich auf den Blumenbeeten des Gartens, wo sie wegrupften, was ihnen schmeckte. Aber es dauerte halt nicht lange, so kamen die Polizei und die Verbote. Die Hausfrau lief schreiend heraus und brachte die munteren Lampeln am Strick zurück. „Na schauns! da bringt man schon die Arrestanten! Habe ich's nicht gesagt? so ist es immer und alleweil mit der Freiheit gangen! Ihr dummen Lampeln ihr, hättet ihr nicht besser gethan, gleich geduldig im Stalle zu bleiben. Nun schreit und blökt ihr und kriegts gar noch Prügeln." — Die östreichische Bourgeoisie denkt jetzt, glaube ich, ziemlich allgemein so.

Wie die Jäger des Abends beim Feuer ihre Jagdgeschichten, wie die Krieger im Bivouac ihre Scharmützel besprechen, so giebt es in den Sennhütten immer Geschichten vom Bergsteigen, von seinen Reizen und Gefahren genug. Es stecken in solchen Geschichten immer viel Elemente für die Kenntniß dieser Berge und die in ihnen lebenden Menschen selbst. Psychologisch interessant war unter den bei uns vorgetragenen folgende: Ein Jäger verfolgte vor Kurzem einen Wilddieb, der sich über, ich weiß nicht mehr, welches Eisfeld flüchtete. Der Jäger ihm nach, fällt aber 36 Klafter tief in eine Eisspalte hinein, und bricht dabei mehrere Rippen und das rechte Bein. Er bleibt unten in dem Spalte zwischen den Eiswänden eingeklammert stecken, kann sich aber doch noch so viel regen und besinnen, daß er sein Messer aus der Tasche nimmt, und damit sich Stufen für die Hände und seinen linken Fuß, den er allein noch gebrauchen konnte, ins Eis schneidet. Nach langer und unsäglicher Anstrengung und Mühe kommt er endlich wieder ans Tageslicht hinaus,

und kriecht nun hier auf dem Gletscher fort. Endlich entdecken ihn Leute und eilen herbei. Der Jäger kam ganz freudig ihnen entgegen mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte. So wie aber seine Retter ihn anfassen und ihm aufhelfen wollen, da sinkt er ganz ohnmächtig zusammen, und für todt müssen sie ihn auf ihren Schultern nach Hause tragen. Die Noth hatte ihn bis zu dem Augenblick, wo er die Ueberzeugung seiner Rettung bekam, wach und bei Kräften erhalten, die ihn aber verließen, als die spornende Angst aufhörte. — Der arme Mann wurde übrigens nachher doch noch beim Leben erhalten und geheilt. —

Es ist vielleicht auch sonst für andere Reisende nicht undienlich, zu wissen, daß man sich mit einem Messer oder sonst einem Instrumente und durch Eingrabung von Stufen häufig aus Eisspalten heraushelfen kann. Noch kürzlich wieder hat es ein kleiner Knabe hier auf dem Karls-Eisfelde gethan. Er fiel in eine Eisspalte hinab, ohne sich irgend wie zu verletzen. Seine elastischen Knochen hielten den Ruck aus. Er steckte aber wie ein Gummiball tief unten in der Klemme. Doch gab er sich nicht für verloren. Vielmehr holte er, wie jener Jäger, sein Messer heraus, und arbeitete sich links und rechts Stufen ins Eis. Dabei hatte er sich die Schuhe ausgezogen, weil er mit den blosen Strümpfen sich besser anklammern konnte. Doch hatte er die Schuhe sorgfältig unter den Arm genommen. Aber noch nicht sorgfältig genug; denn als er wieder ein Loch bohrte, ließ er sie beide fallen. Wehmüthig und ärgerlich blickte er ihnen nach, bemerkte aber, daß einer der Länge nach zwischen dem Eise stecken geblieben war. Hundert Andere hätten ihn in Gottes Namen da stecken lassen, und hätten sich vor allen Dingen selber erst in Sicherheit gebracht. Aber es waren *neue* Schuhe, und was thut nicht so ein armer Gebirgs-Junge für ein Paar neue Schuhe! Er steigt in den un-

geheueren Spalt vorsichtig wieder hinunter, und holt sich den einen Schuh richtig aus der Klemme heraus. Der andere aber war zu tief gefallen, und die Spalte dort zu enge. Er mußte ihn aufgeben und nun wieder an die eigene Rettung denken. Da ihm aber die Hände unterdessen sehr kalt geworden waren, so hatte er das Ungeschick, auch sein Messer sich entschlüpfen zu lassen, welches in Folge seines kleinen Volumens natürlich sofort ins Bodenlose hinabging. Jetzt fiel ihm ein, daß er auch seine Gabel bei sich habe, und mit dieser fuhr er fort, die letzten Stufen auszukratzen. Das ging freilich viel langsamer, aber es gelang doch, und nach ein Paar Stunden schwang der Bursche sich ins Freie, auf die Oberfläche des Gletschers hinaus, und lief mit dem einzigen Schuh und seiner Gabel nach Hause. Es hatte ihm auch Nichts geschadet. Die Aeltern waren freilich etwas ängstlich, aber am andern Tage wachte er ganz munter und gesund wieder auf. Sollte dieser Junge noch einmal der Stifter und Ahnherr eines großen Hauses werden, so wird ihm ein Kaiser seine Gabel und seinen einen Schuh ins Wappen geben, und beide Gegenstände werden noch Jahrhunderte lang in dem Archive seines Schlosses als höchst merkwürdige Reliquien aufbewahrt werden. —

Einem armen Pflanzensucher — Apotheker oder Botaniker, — soll es aber vor einiger Zeit bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht so glücklich in diesen Bergen ergangen sein. Gräser rupfend, stieg er höher und höher immer mehr ins Wilde hinein und den Rückweg vergessend. Endlich kommt er zu einer ringsherum überhängenden Wand, und da kann er nicht „außi." Hinunter „mag" er auch nicht mehr; denn man kann sehr oft denselben Weg auf keine Weise hinunter gehen, den man aufwärts überstand. Er sieht am Ende, daß er sich vollkommen „vergangen" hat, und daß er nicht vorwärts und rückwärts kann. Er hatte eine Pistole

und etwas Pulver bei sich, und in seiner Angst feuerte er diese so oft ab, als das Pulver reichte. Aber Niemand schien ihn zu hören. Darnach rief und schrie er, so laut er konnte, bis zum Abend und auch die Nacht hindurch, bis er endlich ganz heiser wurde, und die Stimme ihm so vollkommen ausging, daß er keinen Laut mehr hervorzubringen vermochte. Ein Paar Holzknechte, die unten in einem Grunde arbeiteten, hatten ihn zwar längst oben entdeckt; aber da die menschliche Stimme nicht so weit reichte, und sie keine Gewehre bei sich hatten, um seinen Schüssen zu antworten, so konnten sie ihm kein Zeichen der nahenden Rettung geben. Sie wollten ein Feuer anmachen, aber ein heftiger Regen vereitelte ihre Versuche dazu, und hüllte auch sie, wie den hoch oben in Gefahr schwebenden Pflanzensucher, bald darauf in dichten Nebel. Sie hatten sich zwar die Stelle gemerkt, und die guten, ehrlichen Leute wollten sich auch den Gotteslohn verdienen, dem Armen beizuspringen. Aber erst am andern Morgen konnten sie zu der Wand, die über dem „Vergangenen" hing, hinauskommen; und auch da währte es noch lange, bis ein Strick befestigt war, und Einer von ihnen sich daran herunter gelassen hatte. Er packte den armen Menschen, der über Nacht graue Haare bekommen hatte, und der keines Wortes mächtig war, mit festem Arm um den Leib, und brachte ihn glücklich in die Höhe. — Auch wurde dieser nun in ein Spital gebracht. Aber man sagte, er habe den Verstand verloren, sei sehr krank, und seine Rettung sei zweifelhaft.

Ich sprach oben bei Gelegenheit der Fahrt über die Hohe Schrott von dem Worte „Aemasen" oder „Emas'n". Auch auf diesen Alpen kannten sie das Wort und die damit verbundene Sitte. Sie sagten mir, sie nennten jede Verehrung besonders von Speisen eine „Aemas'n", z. B. wenn die Burschen heraufkommen, und den Sennerinnen ein Glas Brantwein oder

etwas Honig mitbringen, so heißt dieß auch „Aemaſ'n". — Obgleich sie sonst sehr schmuzig und unordentlich sind, diese Sennerinnen, so machen sie doch bei dem Abliefern der Butter, bei dem auch der Ausdruck „Aemaſ'n" angewendet wird, einen gewissen Staat mit ihrer Reinlichkeit und Eleganz. Sie schlagen dann die Butter, das Product ihres Fleißes, das sie heruntertragen, in ein reingehaltenes Tuch, welches vorzugsweise den Namen „das Alpentuch" (oder Almtuch) hat. Dieses Almtuch ist zuweilen auch etwas verziert und mit rothen Kanten und Kreuzchen eingenäht. Es ist das einzige Prachtstück in ihrer Hütte. — Auch bei der Formirung und Gestaltung der Butter selbst bringen sie einige Verzierung an; sie haben hölzerne Geräthschaften, mit denen sie die Butterstücke stempeln.

Diejenigen Sennhütten, von denen wir eine bezogen hatten, heißen die „Alpenwies-Hütten". Ein ganz hübscher Name, aber eine äußerst wilde Gegend. Wiesen sind fast gar nicht da. So wenig, daß die Sennerinnen dieser Gebirgs-Colonie, wenn es einmal ein schlechter Tag ist, an dem das Vieh verhindert wird, auf die Futterjagd auszugehen, das Gras überall „kleinweis" zusammensuchen und auf dem Kopfe in die Hütte tragen müssen, damit die Kühe nicht verhungern. Eben so müssen sie auch mühselig die Feuerung, nämlich trocken gewordene „Leken", zusammensuchen und auf dem Kopfe weit her in die Hütte schleppen. Und troz dieser Mühseligkeiten besingen und loben sie das Sennerleben auf den Alpen als das Schönste auf der Welt. Ein Prosaikus begreift es kaum. Aber wir erklärten doch auch später, als wir wieder nach Ischl herunter kamen, unsere Alpenpartie wäre höchst genußreich und anziehend gewesen, obwol wir mancherlei zu entbehren hatten, obwol wir in der Hütte statt Bettkissen Nichts, als sehr

feuchtes Heu, bekamen, obwol wir die Teller- und Tassenscherben, nachdem unsere Theresl sie mit ihrer Schürze gereinigt hatte, erst selbst wieder auswischen mußten, um sie so gut, als es sich mit einem Heuwisch thun ließ, appetitlich zu machen, obwol es die ganze Nacht von oben herab regnete und donnerte und blitzte, und obwol die Zwischenmomente der Ruhe am Himmel durch reichliches Geblöke auf der Erde durch Glockenläuten, Hörnerstoßen und Fußstampfen des Rindviehs, das mit uns in denselben Raum eingesperrt war, ausgefüllt wurden.

Gegen Morgen „hat's recht einen hellen Donner und Blitzer g'macht!" daß Alles ringsumher krachte und wiederhallte. „Bravo!" sagte einer der neben mir liegenden Faßlstößler, als wenn er selbst Luft bekommen hätte. „Nun wird's gewiß hell. Wenn's so einen hellen Donner macht, da wird's Wetter alle Weil schön." Es schien auch anfangs, als sollte diese Prophezeihung in Erfüllung gehen; wir hatten am frühen Morgen einen leidlichen Zustand der Atmosphäre, und wir gingen, die Umgebung unserer „Alpenwies-Hütten" zu besehen, die in der That viel Anziehendes bot, namentlich für Jemanden, der für Agassizische und Forbesche Gletschertheorien ein Interesse gewonnen hatte.

Obgleich die Alpenwies-Hütten noch drei Stunden von allem Gletschereise entfernt liegen, so zeigt doch ihre ganze Umgebung sehr deutliche und gewissermaßen frische Spuren von der frühern Anwesenheit des Dachsteingletschers in dem kolossalen Thalloche, in dem jene Hütten liegen. Die Felsen um dieses Loch herum waren alle von den Schnee- und Eisgewässern, wie sie auf der Unterlage eines Gletschers rinnen, ungemein interessant bearbeitet. An den senkrechten Wänden zur Seite liefen eine Menge tief eingeschnittene und schmale Rinnen — „Erosions-Rinnen" nennen sie die Geologen — herab, und zwischen je zwei solchen Rinnen ragte

dann wieder das ausgesparte Gestein hervor, wie eine halb ausgearbeitete Säule, oder wie ein an die Mauer geklebter Stalaktyt. Auch der flache Felsboden der Umgegend war ungemein merkwürdig von den fressenden Schneewassern des Urwelt-Gletschers bearbeitet, und bot einen höchst sonderbaren Anblick dar. Jeder hat ein Brett gesehen, das die Zeit auswitterte, und das nebenher noch Würmer in allen Richtungen mit ihren Bohrlöchern durchhöhlten. Man denke sich ein solches Stück Holz in Stein verwandelt, und mit der nöthigen Vergrößerung, so gewinnt man die Vorstellung von dem ausgenagten Boden eines verschwundenen Gletschers, oder, wie man auch wol sagen kann, eines solchen Gletscher-Karrenfeldes. Zuweilen kann man eine in den Stein ausgewaschene Rinne ziemlich weit verfolgen. Ueberall laufen sie labyrinthisch eine in die andere hinüber, combiniren und spalten sich. Dazwischen bleiben eine Menge ausgesparter, dünner Steindämme und Wände und mit dem Boden verwachsener Steinreste von allerlei Figuren. Die Furchen gehen oft ganz unbegreiflich tief, so daß man meinen möchte, der geschmolzene Schnee hätte hier wie Scheidewasser eingefressen. Man kann sich denken, welche Arbeit es ist, darauf herumzugehen. Wenn sich die irischen Bauern die Tanzböden für ihre guten Geister nicht anders, als wie recht glatte Wiesen denken können, so muß ein solches Gletscher-Karrenfeld wol ein Tanzboden für die Teufel genannt werden. Das arme Alpenvieh bricht häufig genug darin die Beine. Außer den Rinnen giebt es auch noch gewisse Erosions-Löcher in diesen Karrenfeldern, welche die Gletscher-Geologen „Gletschertöpfe" genannt haben. Diese Gletscher-Töpfe, deren wir mehre fanden, sind oft ganz zirkelrund, haben 6—10 Fuß im Durchmesser, und sind mitunter sehr tief, so daß, wenn ein Rind hineinfällt, es so schwer daraus hervorzuschaffen ist, wie aus einem Brunnen. Mitunter haben

sich diese runden Töpfe später mit Schutt und Erde halb ausgefüllt, auf dem dann Alpenrosen und andere Pflanzen wachsen. Wir fanden mehre, aus denen solche Gebüsche hervorragten, und die daher wie Blumentöpfe in der Wildniß aussahen.

Ich fand diese ausgefressenen Steinfelder so merkwürdig, daß ich mir dachte, Modelle davon müßten in jedem Museum oder in jeder Anstalt sein, in welcher man sich damit beschäftigt, die Einwirkungen, welche das Wasser auf feste Gegenstände üben kann, zu studiren. Aber freilich ließe sich ein unmittelbarer Abklatsch oder Abguß von diesen Gestalten schwer bewirken. Und um aus freier Hand im Kleinen etwa in Thon oder Gyps diese Sachen nachzuahmen, dazu gehörte ein sehr geschickter Bildhauer oder Thonbildner. Eine Zeichnung aber kann die Sache schwerlich wieder geben. Jedenfalls müßte es eine Zeichnung von Meisterhand sein.

Auch hier, wo wir uns an der Gränze des bewaldeten und unbewaldeten Hochgebirg-Terrains befanden, trafen wir wieder jene ruinirte und zertrümmerte Vegetation, mit welcher, wie ich bei Gelegenheit des Schafberges sagte, die grüne und lebende Waldregion eingefaßt ist. Alle Bäume rings um unsere Alpenwies-Gegend herum waren ausgegangen und verdorrt. Nichts als Baumruinen. Die dürren Aeste hatten sich fast alle nach einer und derselben Seite gewendet.

„Das Wetter ist freilich noch immer so, wie es ist," sprachen wir, aber wir müssen uns doch aufmachen und wenigstens so viel unternehmen, daß wir doch den Gletscher erreichen. In der Schweiz hängen die Gletscher an mehreren Punkten, z. B. bei Chamouny, bei Grindelwald dem Reisenden, so zu sagen, vor den Fenstern seines Wirthshauses. Von den letzten bewohnten Orten ist nur noch ein Büchsenschuß bis zu ihnen hin. Hier aber hatten wir selbst von der letzten bewohnten Sennhütten-Colonie noch drei Stunden Arbeit bis zum Anfange des Gletschers hinauf. Auf

einer guten Special-Charte dieser Gegenden, die ich hatte, stand über diesen ganzen Strich hin der Name „Verfallene Alp“. An Ort und Stelle habe ich diesen Namen zwar nicht gehört. Er ist aber jedenfalls ganz richtig und passend. Denn er bezeichnet die wilde Gegend als das, was sie ist.

Wir erhoben uns, so zu sagen, aus einem wilden und öden Gebirgskessel in den anderen. Man konnte ihrer bis zum Gletscher hin etwa drei bis vier deutlich erkennen. Es ging an einem hohen Fels- und Gebirgsdamm mühselig hinauf. Dann bot sich die Aussicht in einen mächtigen Thalkessel dar, der mit Geröll und bemoosten Blöcken ganz ausgefüllt war. Im Krater des Vesuvs kann es nicht wilder aussehen. Wieder „kraxelten“ wir an einer ein Paar Hundert Fuß hohen Thalstufe empor, hie und da nicht ohne einige Anwandlung von Schwindel, und dann wieder in einen solchen Kessel hinein. Anmuthig war dieß eben nicht, aber interessant, „exciting“, wie die Engländer sagen, im höchsten Grade.

Früher — ich meine etwa vor 50,000 oder 100,000 Jahren, es ist hier oben kein alter Gletscherkopf, keine ausgefressene Erosions-Rinne, deren Alter man nicht nach Jahrtausenden berechnen müßte, geschweige denn die Gebirgsformen selbst, zu denen jene Löcher und Rinnen sich verhalten, wie ein einziger Hammerschlag des Bildhauers zu seiner ganzen Statue — früher also, sage ich, mögen alle jene Kessel solche kleine Seen gebildet haben, wie man sie noch zuweilen unter den Gletschern oder an ihrem Rande findet. — Die meisten dieser jetzt ganz leeren Becken und der Höhen zu ihrer Seite haben bei den Sennhirten ihre Namen. Manches ist hier aber noch völlig namenlos. Wir kamen über eine Gegend, die „Taubenkar“ hieß. Wir rasteten auf einer Höhe, „die Ochsenwiese“ oder „die Ochsenwies-Höhe“ genannt. Wir fanden zwar auch jetzt noch hier

Vegetation und manches hübsche Blümchen, z. B. Alpenrosen, doch kleiner als unten bei den Alpenwieshütten. Alpen-Vergißmeinnicht standen dort nicht wenige, darunter sowol blaue, als weiße, als auch ganz rosenrothe, wie ich sie nie zuvor gesehen. Ehemals muß es hier aber besser und „lustiger“ gewesen sein; denn es hat hier sonst noch überall Sennhütten-Colonien gegeben. Bei einigen Kesseln sind die Hütten schon spurlos verschwunden. In zweien derselben aber sahen wir noch Hütten stehen, doch waren sie leer und zusammengefallen, die Balken zum Theil verfault. Wir fragten unsere Leute, warum diese Alpenhütten in so traurigem Zustande seien. Sie sagten, die Sennhütttenbesitzer hätten sie verlassen, weil sie es nicht mehr „der Werth“ *) fänden, sie wieder aufzubauen. Die Weide sei hier in letzter Zeit immer dürftiger geworden. Früher sei hier schöne Ochsenweide gewesen, wie auch der Name „Ochsenwies-Höhe“ noch erweise. Jetzt aber könne man höchstens noch die Schafe hier auslassen. Doch auch diese hätten nun schon ein schweres Leben, und „verschneibten“ oft mitten im Sommer. Vermuthlich nähme wol das Eis und der Schnee der großen Gletscherfelder zu, und das Klima würde immer rauher und schlechter.

Außer einigen scheuen Schafen, die hier in einem Zustande halber Verwilderung leben, und außer einem gefleckten Salamander, der einen großen Regenwurm gefangen hatte, und, ihn lang hinter sich herschleppend, über unsern Weg kroch, sahen wir sonst nichts Lebendes. Aber wenn wir die losen Steine aufhoben, da wimmelte es allerdings von allerlei Gewürmen und Insecten. Auch waren da ganze Colonien von einer gewissen Gattung kleiner Alpenschnecken, von denen mein kundiger Begleiter mir sagte, daß sie zu

*) Oestreichisch für: „der Mühe werth“.

der Gattung „Clausilia" gehörten, zusammengekauert. Obwol wir mitten in den Hundstagen waren, so war die Luft doch so rauh, daß selbst diese Schnecken, wie in einen starren Winterschlaf versunken, sich verkrochen hatten. Die blauen Gentianen, die auch noch hie und da neben dem rosenrothen Vergißmeinnicht erschienen, hatten ihre Kelche ganz sorgfältig zusammengewickelt und sahen wie schlaftrunken aus. Sie machten während des ganzen finstern Tages ihre freundlichen Augen nicht auf. Alles Leben, Alles, was eine Spur von Gefühl hatte, schien in diesem rauhen Wetter zu verzagen. Wäre ich eine Schnecke gewesen, so hätte ich meine Brüder und Schwestern, die Conchylien, recht beneidet, die ganz versteinert in den Felsen am Wege zu Zeiten sich blicken ließen. Die sind für ewig geborgen, kein Sturm hat ihnen Etwas mehr an. Was ist es doch für ein beruhigender Anblick, so eine versteinerte, in Kalkstein vermummte Conchylie!

Einige Pflanzengattungen werden durch die Verkrüppelung, die sie hier auf den Höhen erleiden, und durch die Diminutiv-Form, die sie dabei gewinnen, ganz zierlich und gefällig. So z. B. fanden wir hier eine Weiden-Gattung (Salix ??? ina), die ganz zwergartig über den Boden hinkroch und sich beinahe wie Epheu an den Felsen hielt, die Blätter ganz klein und ganz dicht, die Zweige recht dicklich und zäh und gewunden. Wir lösten ganze kleine Weidenbäume ab, die gleich so, wie sie waren, einen hübsch gewundenen Kranz für einen Dichter abgegeben hätten.

Unsere Führer hatten zuweilen verschiedene Ansichten über den richtigen Weg. Man begreift anfangs nicht, was in einer Gegend, wo Alles Weglosigkeit zu sein scheint, „der richtige Weg" bedeuten soll. Es giebt indeß doch auch hier einen sehr bestimmten Strich, auf dem der Mensch leiblich und verhältnißmäßig am besten fortkommen kann, und diesem Striche muß man, um überhaupt durchzukommen, fol-

gen. Auch sieht man überall, selbst in diesen höchsten Wildnissen, die schmalen Gangsteige von Zeit zu Zeit durch gewisse Denksteine bezeichnet. Auf manchen hohen Punkten legen sie von Strecke zu Strecke flache Steine übereinander, die größeren unter die kleinen, wie eine Pyramide, damit die Verirrten sich zurecht finden können. An einigen Stellen, wo diese Zeichen zusammengestürzt waren, bauten unsere Führer sie wieder auf. Die Alpenbewohner in den höheren Gegenden haben überhaupt, wie ich bemerkt habe, die Sitte, ihre schlechten Wege überall gelegentlich ein wenig zu bessern. Wo ein rechtes Loch im Wege war, wälzten meine Führer wol einen Block hinein. Wo eine scharfe, schuhsohlenzerschneidende Steinkante vorstand, hieben sie wol einmal mit ihrem Beil darauf. Es ist eine Sitte, die von Gemeingeist zeugt. Und auf diese Weise mag das, was man einen Alpen-Gangsteig nennt, im Laufe der Jahrhunderte sich allmählig ausgebildet haben.

Als ganz unzweifelhafte Beweise der Thätigkeit ehemaliger Urwelt-Gletscher in diesen Gegenden fanden wir auch noch zwischen verschiedenen Felsklüften, oder in den alten Betten füherer Gletscherbäche, große Portionen von dem sogenannten „Gletscher-Mehl" deponirt. Bekanntlich reiben die Gletscher, indem sie über den Felsengrund bei ihrem Wachsen oder Ausdehnen hin und hergleiten, immer mehr oder weniger gröbliche oder feine Theilchen von dem Gestein ab, die dann von den Gewässern an verschiedenen Stellen zusammengeschlämmt werden, und die in der Regel eine weiße oder gelblich weiße Farbe haben. Man hat diesen Gletscher-Schlamm oder Sand „Gletscher-Mehl" genannt. Wir fanden hie und da eine so feinkörnige Masse dieses Mehls, daß sie fast wie schmieriger Thon anzufühlen war. Ein Schüler Agassiz's und Charpentier's reibt dieses Mehl mit eben so viel Freude zwischen seinen Fingern, wie

ein Bäcker, welcher „Kaisermehl" von „Grobbrod-Mehl" unterscheiden will. Dieses Gletscher-Mehl ist derselbe weißliche Stoff, der mit seinen feinsten Partikelchen den Gletschergewässern die bekannte weißliche Farbe ertheilt, und der, wie ich oben sagte, bei Passau in weißlichen Wolken zum Inn und der Donau hinausgekehrt wird.

Endlich erreichten wir den vordersten Fuß des Gletschers und erstiegen ihn. Wer dieß, wie es bei mir der Fall war, seit einigen Jahren nicht gethan hat, der sieht wieder mit Bewunderung die schönen blauen und klaren Krystall-Massen unter seinen Füßen, der hört wieder mit Entzücken die Gewässer und Cascaden in den dunkelblauen Schründen rauschen, und läuft mit Freuden zu den „Gletschertischen" und „Gletschertafeln", auf denen nährender Stoff zum Nachdenken genug für ihn servirt ist. Homer spricht von „blühendem Fett"; wir streiften auf dem „blühenden Eise" hin und her, als wäre es ein Paradies-Gärtlein. Mein werther Begleiter, der, wie ich schon andeutete, diese ganze Dachstein-Gletscher-Welt und überhaupt das ganze Salzkammergut-Gebirgs-Land von Wien aus unter seiner scientifischen Ober-Aufsicht hat, hatte, um die Frage von dem Wachsthum der Gletscher oder wenigstens dieses Dachstein-Gletschers beantworten zu helfen, in einiger Entfernung von der untersten Gletscherspitze ein Monument errichtet. Er hatte nämlich an einem großen, glatten und nicht leicht verrückbaren Felsen mit deutlichen Lettern geschrieben, wie viel Klafter und Fuß der Gletscher an dem und dem Tage des Jahres 1847 (ich erinnere mich nicht mehr genau des Datums) in geradester Linie entfernt war. Wie leicht ist ein solches Monument herzustellen! Und wie interessant wäre es für die Gletscherkunde, wenn bei jedem Gletscher-Ende der Alpen sich eine solche Marke befände! — Mein Freund hatte sich die Entfernung des vorigen Jahres

bemerkt, und nachdem wir nun abermals mit der Meßkette genau gemessen hatten, fand sich als Resultat, daß der Gletscher seit einem Jahre wieder 27 Fuß gewachsen war. — Beinahe eben so viel war er in jedem der vorhergehenden Jahre gewachsen. Und daß dieß ein wenigstens seit längerer Zeit constantes Wachsthum gewesen ist, geht unter andern auch aus folgendem Umstande hervor. Früher, — noch vor einigen Jahrzehenden, hat sich hier am untersten Ende des Karls-Eisfeldes das Wasser des Gletschers in einem kleinen See gesammelt. Der See, so sagt das Volk, sei vor mehreren hundert Jahren außerordentlich groß gewesen. Ein Alter, den ich sprach, glaubte sich aus seiner Jugend, die ans Ende des vorigen Jahrhunders fiel, zu erinnern, der See sei noch so groß gewesen, daß man ganz gut mit einem Hallstätter Salzschiffe darauf habe herumfahren können. Meine Führer, die nicht so alt waren, sagten mir, sie hätten den See wenigstens noch so groß gekannt, daß man mit einem Einbaum sehr bequem darauf habe hin und herschiffen können. — Jetzt nun ist aber von diesem See gar keine Spur mehr übrig. Der Gletscher ist ganz in sein Bett hineingewachsen und hat das Wasser daraus verdrängt, und dieses hat sich nun einen anderen Ausweg suchen müssen.

Man erzählt sich auch tief unten im Traun-Thale Etwas, was auch vielleicht noch mit diesem Vorrücken des Gletschers zusammenhängt. Man sagt nämlich, daß in Goisern, einem Traun-Orte in der Mitte zwischen Ischl und dem Hallstätter See, ehemals (im 16. Jahrhunderte) ein Graf von Goisern recht schöne Weinberge gehabt habe, daß diese Weinberge aber in Folge der Verschlechterung des Klimas ausgegangen seien, und daß man nun gar nicht mehr daran denken könne, dort bei Goisern Wein zu pflanzen. Wir hätten demnach zum Beweise einer langsamen, aber be-

merkbar um sich greifenden Zunahme der Schnee- und Eis-welt, einer fortschreitenden Verschlimmerung der klimatischen Zustände, durch die ganze, 10 Stunden lange Thalkluft von unserm hohen Standpunkte aus bis nach Ischl hinab folgende Reihe von Thatsachen und Beobachtungen:

Erstlich die hinreichend außer Zweifel gestellte Beobachtung, daß das Karls-Eisfeld in den letzten Jahren jährlich 27 bis 30 Fuß vorgeschritten ist.

Zweitens die ebenfalls hinreichend verificirte Beobachtung, daß früher (noch bei Menschengedenken) hier ein nicht ganz unbedeutender See bestanden hat, den der Gletscher immer mehr und mehr verdrängt, und, seit einem halben oder ganzen Jahrhunderte wachsend, mit Eiskrystall-Massen zugeblockt hat.

Drittens in den öden Kesseln zunächst unterhalb des Gletschers die Sage von den gänzlich verlassenen Senner-Colonien, und dann weiterhin die noch jetzt sichtbaren Ruinen von solchen in Verfall gerathenen Colonien, sowie die in Schafweide verwandelte Ochsenweide, was Alles vermuthlich in Folge des Näherrückens des Gletschers und der dadurch bewirkten Verkümmerung der Vegetation geschehen ist.

Viertens die Klagen unserer Alpenwies-Sennerinnen, die uns auch sagten, daß ihre Vorfahren es in den „Alpenwiesen“ besser gehabt und nicht nöthig gehabt hätten, so wie sie Gras und Feuermaterial von Weitem her auf den Köpfen herzuzutragen, — und die den dereinstigen Untergang ihrer Alpen als eine Folge des vordringenden Eisstroms auch schon mit solcher Bestimmtheit vorher zu sehen schienen, wie Ansiedler am Vesuv, auf deren Häuser von oben herab ein versengender Lava-Strom vordrängt.

Fünftens die verkrüppelten und ausgegangenen Bäume, die „Buchen-Durren“ und „Feichtendurren“, die es in großer Menge überall bei unseren Sennhütten in drei Stun-

den Entfernung vom Gletscher gab, und die offenbar darauf hinzudeuten schienen, daß in nicht gar zu entlegener Zeit, etwa noch vor 2 bis 300 Jahren, die Baumgränze hier bedeutend höher hinauf ging.

Endlich sechstens die durch Documente beglaubigte Sage von den Weinbergen der Grafen von Goisern im 16. Jahrhundert, die nun spurlos verschwunden sind.

Wie interessant wäre es, wenn wir mehrere Reihen solcher Beobachtungen durch verschiedene lange Thalschluchten von den Gletschern her bis zu den Weinbergen herunter neben einander stellen könnten!

Das Karls-Eisfeld hat seinen Namen von dem Erzherzoge Karl erhalten, der es einmal besuchte. Es ist nur ein Theil, nur ein Ausläufer oder eine Zunge gleichsam von der großen Masse ewigen Eises und Schnees, die sich hier mehrere Meilen lang und breit zwischen dem Traun- und Enns-Thale an der Gränze von Oestreich und Steiermark angehäuft hat, die das Dachstein-Plateau bedeckt, und aus dessen krystallenen, rund umher ergossenen Massen die höchsten Spitzen dieses Plateaus: der große und der kleine Dachstein, der Krippenstein, der Thorstein, der Gjaidstein rc., wie Pflaumen aus einem Zuckergebäck, hervorblicken. Alle diese Spitzen, sowie die großen Eisfelder selbst, waren leider den ganzen Morgen über mit Nebeln verhangen. Nur zuweilen hob sich einmal der Wolkenschleier und deckte einen dunkeln Gipfel auf, oder ließ uns einen weiten Blick über die Eisfelder hinthun, und dieß gab dann jedesmal eine wundervolle Scene und belebte unsere Hoffnung, daß es sich mehr „ausputzen“ würde, und daß man noch irgend Etwas unternehmen könnte. Allein es wollte halt nicht. Und am Ende bliesen unsere Führer sogar entschieden zur Retraite vom Gletscher, auf dem wir gern noch so Manches beobachtet hätten. Das ganze stockfinstere Wetter, was von unten herauf käme,

würde uns sehr bald umhüllen, und dann sei es schlimm. Man könne dann vielleicht nicht zwei Schritt weit sehen und die Gletscherspalten nicht mehr vermeiden. Ich blickte nach unten zurück, und sah im Thale eine wundervoll dunkle und ernstgefärbte Wolkenmasse sich blähend aufwärts schieben. Sie kam auf Windesflügeln rasch heran, und hatte bald den Rand unserer Eiskrystalle berührt, und diese, wie uns, mit kaltem Anhauche und Regen überschüttet. — Wir fanden aber noch eben Zeit, uns von den Gletscherspalten auf zuverlässigen Felsenboden zurückzuziehen. Und ich buchstabirte nun bis zum Abend den 7- oder 8stündigen Felskarren-Knüppelweg über die Ochsenwiese und das Taubenkarr, durch die Alpenwiesen und das „Thiergartenloch", über die „Meitel Balfn" und den „Wurzen-Graben", über den „Ursprung-Kogel" und am „Waldbachstrub" vorbei, und noch „ein Oertel weiter", und immer noch wieder ein Oert'l weiter, — eine solche 6000 Fuß hohe Bergsteigerei ist ohne Ende, wie die Norwegische Riesenschlange! — bis nach Hallstatt hinab, wo am Abend angekommen, ich kanns nicht läugnen, sehr froh mir zu Muthe war. Es regnete immer fort. Am andern Tage aber war es natürlich das schönste Wetter von der Welt. „Sie konnten beinahe erwarten, daß es so kommen würde! Warum sind Sie nicht oben geblieben?" sagten die Leute. „Machen Sie schnell! Gehen Sie wieder zurück, dann können Sie den Dachstein ersteigen, und da können Sie dann was Herrliches schauen". — „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer", erwiederte ich, „und zum zweiten Male sollen Eure wetterwendischen Berge mich nicht wieder in die Falle bringen. Ueberdieß, da ich noch viele andere Länder zu bereisen im Sinne habe, so kann ich nicht immer für jeden Punkt die Momente der günstigsten Beleuchtung und Witterung abpassen. Ich greife überall, wo ich bin, aufs Gerathewohl in den Loosetopf,

und nenne das Loos, welches ich ziehe, das beste." — In der That war ich mit den Genüssen und Belehrungen, welche mir meine Regenpartie auf den Gletscher verschafft hatte, gänzlich zufrieden, fast ebenso, als hätte ich bei klarstem Himmel eine der höchsten Spitzen selber erreicht. — Nur nie „regrets!" Das sind die ärgsten Freudenverderber.

Da es so schönes Wetter war und mir noch Millionen Felsknorren, Erosions-Rinnen und Karrenfelder in den Füßen steckten, so benutzte ich den folgenden Sonntag, mich an den Ufern des schönen Hallstätter Sees etwas auszuruhen.

Ein Fischer, mit dem ich einen Theil des Tags hindurch auf dem See herumfuhr, sagte mir, der Hallstätter See hätte bessere und feinere Fische, als irgend ein See des Salzkammerguts, so wie auch die Traun, die durch diesen See flösse, viel feinere und viel mehr Forellen hätte, als die Ischl und die andern Flüsse, die in sie mündeten. Dieß käme daher, weil die Traun ein weit reineres und frischeres Wasser hätte, als die Ischl. Diese letztere würde sehr häufig trübe und „kothig", und in einem solchen trüben Wasser blieben blos die schlechtesten Fische. Die Traun aber bliebe immer klar und farblos, und wäre im Sommer immer mehrere Grade kälter, als die Ischl. Im Winter dagegen wäre sie ebenfalls mehrere Grade wärmer, als die letztere. Diese fröre häufig zu, die Traun fast nie, und das wäre denn auch wieder den Fischen günstig. Dafür hätte aber die Traun auch viel härteres Wasser, als die Ischl, deren Wasser sehr weich wäre. Das wüßten auch die Wäscherinnen von Ischl, wo die Traun und die Ischl beide zusammenflössen, sehr wohl, und sie benutzten blos das Wasser der Ischl zum Waschen.

Von Fischen giebt es sonst in diesen Seen und Flüssen folgende: erstlich den „Reinanger“. Dieß ist ein großer Fisch ohne Gräten, der wol 4 bis 6 Pfund schwer wird. Es ist der feinste Fisch der Gegend, und er lebt vorzüglich im Gmunder-See, aber auch im Hallstätter. In den kleinern Seen wird er nicht gefangen. Er kommt erst in der Mitte des Sommers aus der untern Traun und aus der Donau in diese Seen hinauf. Im Frühling und im Winter zeigt er sich gar nicht. — Alsdann die „Saiblinge“ oder „Salblinge“; es giebt deren sehr große bis 10 Pfund und darüber hinaus bis 20 Pfund. Man findet sie das ganze Jahr, besonders im Frühjahr und im Sommer, und sie gehen sehr tief in die Seen hinab.

Die Forellen leben blos in den Flüssen, nicht in den Seen. Die Lachsforelle aber lebt in den Seen, und man findet sie bis 20 Pfund schwer. Eben so lebt der „Asch“ (Altfisch und Weißfisch) blos in den Flüssen, ist dort aber sehr gemein, hat viele Gräten, und wird blos von den armen Leuten gebacken gegessen.

„Brachsen“ sind sehr häufig im St. Wolfganger See. Sie werden hier gesalzen und geräuchert und viel gegessen. Ich will hierbei bemerken, daß, wer über die physikalische Beschaffenheit der Seen hiesiger Gegend noch mehr Belehrung wünscht, diese in einem sehr interessanten und lehrreichen Aufsatze findet, welcher von Herrn Fr. Simony abgefaßt und in den Mai-Heften des Jahrgangs 1850 der Sitzungsberichte von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften abgedruckt ist. Aber freilich von Aschen und Brachsen und grätenlosen Reinangern kommt darin Nichts vor.

Das Volk hat hier eine Vorstellung von der Entstehung des Hallstätter Sees, die mir erst sehr wunderbar vorkam. Die Leute sagten mir: Früher wären alle Berge

rund um ihren See herum eine einzige, zusammenhängende und compacte Masse gewesen, der See selbst wäre gar nicht vorhanden, vielmehr sein ganzes, großes Loch bis an den Rand der 5000 Fuß hohen Spitze mit festem Material ausgefüllt gewesen. Dieß sähe man ganz deutlich noch daran, daß die Berge rings umher von ganz gleicher Beschaffenheit und unfehlbare Theile eines zerrissenen, ehemals zusammengehörigen Plateaustücks wären. Da, wo der See jetzt wäre, seien aber ungeheuer große Salzmassen deponirt gewesen, und diese seien allmählig vom Wasser aufgelöst und fortgeführt worden, und so habe sich der See gebildet. So kolossal mir anfangs diese Idee vorkam, und so sehr ich glaubte, daß dieß ein rechter Salzfaßlstößer-Einfall sein müßte, so habe ich doch später von einem ausgezeichneten, gelehrten Freunde gehört, daß auch selbst den Geologen jene Volksansicht nicht zu extravagant sei, und daß auch sie wol an eine solche Entstehung von Seen durch Salzlager-Ausschwemmungen glauben könnten. Etwas weniger extravagant kommt Einem jene Ansicht vor, wenn man hört, wie mächtig die noch jetzt hier in den Bergen existirenden Salzablagerungen sind. Der Hallstätter Salzberg z. B. soll noch jetzt eine Mächtigkeit von 450 Klafter Breite, 1055 Klafter Länge und 158 Klafter Tiefe haben. Es gäbe schon ein respectables Seebecken ab, wenn er einmal ganz ausgelaugt sein würde.

Ein rechtes Aergerniß in den hiesigen protestantischen Kirchen nahm ich an dem Schlafen der Bauern. In der katholischen Kirche sieht man so Etwas ja gar nicht, und es muß wol sehr dazu beitragen, uns in den Augen der Katholiken herabzusetzen. Ich sah, wie die Bauern und die jungen Schlingel fast noch mehr, so wie die Predigt anfing, sich ordentlich zum Schlafen zurecht legten, und sich erst erhoben, wenn der Gesang wieder ertönte. Doch be-

merkte ich dieß nicht bei den Frauen, fast ausschließlich bei den Männern, die impertinenter und rücksichtsloser, aber freilich auch von den Wochenarbeiten ermüdeter sein mögen. Ich wohnte in Hallstatt dem Gottesdienste in der protestantischen Kirche bei. Das Gesangbuch, das ich dort bekam, war sehr alt. Es hatte schon im vorigen Jahrhunderte dem „Joseph Hinterer" und der „Anna Hinterin" gehört. Nach ihnen waren auch die Namen aller ihrer Kinder und Kindeskinder in das Buch eingeschrieben, wahrscheinlich in der Reihenfolge, wie sie nacheinander und zum Theil auch miteinander als einen gemeinsamen Familienschatz das Buch besessen hatten. — Wir besuchten alsdann die hübsche, einsame Villa „in der Grub", die jenseits des Sees auf einem flachen Uferstückchen liegt, und auch das gegenüberliegende ebene Wiesenstück „im Winkel", das den Fuß der Seegebirge so lieblich umrandet, und so verging uns der Sonntag recht angenehm.

In der Nähe des letzten Punktes, an der südlichsten Uferböschung des Hallstätter Sees, quellen ein Paar sehr merkwürdige, „intermittirende" oder sogenannte „Hunger-Quellen" aus dem Fuße der Gebirge hervor, von denen die größte der „Hirschbrunnen" heißt. Diese beiden Quellen sollen dem See zu Zeiten eine ganz außerordentliche Menge Wassers zuzuführen im Stande sein. Zuerst erzählte mir der protestantische Pfarrer in Hallstatt davon. Er sagte, alle ungewöhnlichen Anschwellungen des Sees rührten von den beiden Hunger-Quellen, dem „Hirschbrunnen" und seinem Nachbar, her. Obgleich dieß ein ganz zuverlässiger Mann war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, daran zu glauben, weil ich mir die Sache nicht zu erklären wußte. Aber später sagten mir auch die Fischer und Schiffer gerade dasselbe. Sie sagten, weder die „Traun", noch der „Waldbachstrub", noch auch die andern in den See mün-

denden Flüsse könnten so viel Wasser in den See bringen, als dieß zu Zeiten die beiden Hungerbrunnen thäten. Jene, wenn sie ungewöhnlich stark angeschwollen wären, brächten den See doch nur ganz unmerklich hinauf. Diese aber, die gewöhnlich gar nicht flößen, kämen dann zuweilen wieder und mit einer so überschwenglichen Fülle, besonders in der Periode der Schneeschmelze, aus dem Boden hervor, daß der See wol in 24 Stunden um einige Fuß steige.

Ob dieses Phänomen, an das offenbar Alle glauben, psychologisch oder physikalisch zu erklären ist, lasse ich dahin gestellt. Vielleicht ist nur das Erste der Fall, und vielleicht liegt ihm nur das ziemlich allgemeine Streben der Menschen zu Grunde, von dem Kleinen und Verachteten immer Wunderdinge zu erzählen, und zu thun, als wisse man große Thaten von Zwergen, die Niemand der Beachtung werth hält. David soll überall mehr werth sein, als Goliath. — Ist es aber wirklich physikalisch zu erklären, so habe ich mir Folgendes als möglich gedacht: Die beiden Hungerbrunnen sind Mündungen derselben innern Gebirgsröhre oder Höhlung, die vom Hallstätter See durch den Berg bis zu dem Dachsteingletscher hinaufsteigt. Daß es solche Höhlen hier geben kann und giebt, das macht der Waldbach-Strub klar, der selbst durch einen Höhlengang vom Gletscher herabkommt. Der Eingangstrichter der Höhle des Letzteren liegt oben nun so, daß die abschmelzenden Gletschergewässer *immer* dazu gelangen und *beständig* durch sie abfließen können; der Eingangstrichter der Hungerquellen dagegen so, daß der Gletscher ihn *gewöhnlich* mit seinen Eismassen verstopft, und daß nur dann und wann, wenn diese Eismassen im Sommer wegschmelzen, bedeutende Quantitäten Wassers durch sie abfließen können. Bekanntlich giebt es sowol neben, als auch vor und unter

den Gletschern nicht selten kleine Seen oder Wasser-Aufstauungen, die zu Zeiten, wenn die sie umschließenden Ufer und Wände von Eis zusammenbrechen, sich mit Gewalt entleeren und starke Ergüsse, die den größten Strömen gleichen, in die Tiefe senden. Es wäre nun sehr wohl möglich, daß gerade oberhalb des Eingangs zu der Hungerquell-Höhle ein solches Becken und eine solche Wasser-Aufstauung läge, die, in der Regel durch Eiswände gehindert, in einer andern Richtung ihren Ueberfluß absendet, die aber, wenn starke Abschmelzungen in Folge heißer Tage, oder starke Anschwellungen in Folge heftiger Regengüsse, sie übervoll machten, dann ihre Eisdämme durchbräche und auf einmal in der besagten Richtung durch den Hungerbrunnen abflösse. — Ich glaubte in der That, daß Etwas der Art hier vorgehe.

Einen großen Ueberfluß an Wasser giebt der Hallstätter See überhaupt nicht an die Traun ab. Wenigstens nicht so viel, daß diese letztere ihre Stromschnellen und Cascaden-Felsen genugsam tief verdeckte, um eine Beschiffung zu allen Zeiten möglich zu machen. Solche Stromschnellen und Cascaden giebt es mehrere bis Ischl hinab. Die höchste ist der Laufner Wasserfall. In alten Zeiten haben dieselben vermuthlich die ganze Traun-Fahrt unmöglich gemacht. In neuern Zeiten hat man aber, um die Producte des kaiserlichen Salzberges bei Hallstatt bequemer und billiger transportiren zu können, die durch sie geschaffenen Hindernisse in gewissem Grade überwunden. Man hat nämlich erstlich bei den Cascaden in demjenigen Canale, in welchem sich die größte Wassermasse durchstürzt, zu beiden Seiten hölzerne Bollwerke oder Mauern errichtet. Durch diese Bollwerke wird das Wasser in den Cascaden noch mehr zusammengehalten, wird tiefer über den Felsenköpfen, und führt die Schiffe leichter darüber hinweg. Zu gleicher Zeit

hindern diese Bollwerke die Schiffe vor dem Anstoßen an die Felsen. Sie folgen der Hauptschuß-Richtung des Wassers und biegen sehr gemach und allmählig herum, so daß die Schiffe doch immer nur unter einem sehr spitzen Winkel an das hölzerne Ufer anstreifen und ohne Beschädigung daran fortgleiten. — Alsdann hat man oben an der Ausmündung der Traun aus dem Hallstätter-See eine Schleuse angelegt, vermittelst deren man das Wasser im See ansammeln, aufstauen oder spannen kann. Diese Schleuse wird nun an gewissen Tagen und Stunden, (z. B. des Montags-Morgens 5 Uhr), geöffnet. Der See strömt mit großer Wasserfülle in die zur übrigen Zeit nur spärlich genährte Traun aus. Ihre ganze Ader schwillt an; die Felsen in den durch die Bollwerke eingeengten Cascaden werden vollkommen verdeckt, und der Fluß wird auf einige Stunden auch für schwerbeladene Fahrzeuge schiffbar. Die großen Salzschiffe von Hallstatt werden daher immer zu den bestimmten Stunden mit ihren Ladungen fertig gehalten, so wie auch einige, mit anderen Waaren beladene Schiffe, z. B. das Hallstätter Marktschiff, diese Gelegenheit, so zu sagen, mit einem Schusse die ganze Traun bis zum Gmundner See abwärts herunter zu kommen, benutzen. Auch bedienen sich immer einige Passagiere dieser Wasser-Schnell-Post, um mit einem Husch aus den Gebirgen in die Ebenen hinabzugelangen.

Wir beschlossen auch die interessante Schnellfahrt mitzumachen, und hatten uns am folgenden Morgen zur rechten Zeit eingefunden. Es lag eine kleine Flotille von Seeschiffen vor der Schleuse. Wir postirten uns unter den Säcken und Fässern des Marktschiffes. Zur bestimmten Stunde wurde die Schleuse aufgezogen. Der See stürzte hinaus, und ein Schiff nach dem anderen, — natürlich alle in gewissen Distancen, um Carambolirung zu vermeiden,

— schoß mit der Fluth vom See abwärts. — Weil die Sache indessen doch nicht ganz ohne Gefahr ist, so verrichten die Leute zuvor ein Gebet. Bei jedem Schiffe, auch bei dem unsrigen, trat der Schiffscommandant, bevor der Schiffsschnabel in die abwärts schießende Fluth hinabtauchte, auf einen erhöhten Platz, commandirte zum Gebet, nahm seinen Hut ab, und sprach einige Worte, was seine Leute und auch wir Passagiere ihm nachmachten. — Dasselbe Gebet wiederholte sich unterwegs noch einmal, als wir uns dem Wasserfalle, oder wie sie hier sagen, dem „Polster" oder der „Schwelle" von Laufen nahten, welche von allen die höchste und gefährlichste ist. Man nennt sie auch wol „den wilden Lauf", oder „den wilden Laufen".

Da die Schiffe sehr lang sind, so schießt erst ein ziemlich großes Drittel des Schiffes über den Absatz, den diese Schwelle bildete, frei hinaus, und erst nach einer Secunde, wenn das Centrum des Schiffs auch hinüberrutscht, taucht das Vordertheil nieder, und das ganze Schiff taumelt hinab. Obgleich am Ufer immer Leute zusammenlaufen, um die Scene mit anzusehen, so fühlt man sich in dem Schiffe selbst doch ganz sicher. Die Bollwerke oder hölzernen Schutzmauern gehen, in sanften Bogenlinien herumschwingend, noch weit über den Wasserfall hinaus, und die Fahrzeuge, indem sie leise anstreichen, werden von ihnen allmählig wieder in das beruhigtere Fahrwasser zurückgeführt.

Die Fahrt ist eine der interessantesten und eigenthümlichsten, die man machen kann. Das Wasser, das man befährt, ist krystallenrein, die Ufer überall so schön. Die Schnelligkeit der Bewegung läßt Nichts zu wünschen übrig, und doch findet dabei kein Rudern, Rädern und Stoßen Statt. Die hohe Fluth des Sees, mit der man fortgleitet, trägt uns auf weichem Rücken dahin. Vom Hallstätter-See bis zum Gmundner läßt man sich auf diese Weise in wenigen

Stunden von einer Höhe von 600*) Fuß herab. Hinauf geht es freilich desto langsamer. Die Schiffe müssen immer mühsam mit einer Anzahl von Pferden gegen den Strom aufwärts gezogen werden. Doch brauchen sie dazu dann kein hohes Wasser abzuwarten, da sie gewöhnlich leer sind und nicht tief eintauchen. Die Schiffer selbst aber, die sehr zahlreich sind — denn jedes Schiff hat bei der Abfahrt eine ziemlich starke Bemannung nöthig — gehen zu Fuß an der Traun zurück. Oder vielmehr sie „laufen." Ich sah die rückkehrenden Schiffer fast immer, zuweilen in ganz langen Zügen, in einem kleinen Trabe ihre Reise an der Traun hinauf vollenden. Ich habe nie so flinke Flußschiffer gesehen. Vermuthlich macht der Umstand, daß ihre Schifffahrt nur auf gewisse, bestimmte Stunden beschränkt ist, diese Schnelligkeit nöthig. — Das Heraufziehen der Schiffe hat wieder eine eigene Classe von Menschen ins Leben gerufen, die sogenannten „Traun-Reiter". (Wir würden sprechen: „Traúnreiter," hier spricht man aber „Traunreiter"). — Diese Traunreiter cavalkiren auch immer an dem Strome auf und ab. Und im Ganzen kann man sagen, daß die Traun unter allen Nebenflüssen der Donau einer der belebtesten und merkwürdigsten ist.

Es geht auf die besagte Weise in einem Strich bis zum Gmundner See fort. Wegen der Schnelligkeit der Schiffe hätte das Anhalten bei Ischl große Schwierigkeiten. Und dann würde man auch dabei Zeit und, was noch schlimmer wäre, Wasser verlieren. Die Entleerung des Hallstätter Sees dauert nicht lange, und man muß die Stunden benutzen. Bei Ischl und an einigen anderen

*) Nach Dr. Schmidl Alpenländer, Seite 26, beträgt die Höhen-Differenz so viel. Nach Herrn F. Simony, Seen des Salzkammerguts, weniger.

Punkten fahren die Schiffer freilich zuweilen hart am Ufer-Bollwerk vorüber, um einige Communication mit den Ufer-Ortschaften pflegen zu können, z. B. um Packete aus oder einzuwerfen. Auch setzen sie Personen, die den Tell-Sprung wagen wollen, ans Land, nehmen auch solche Personen an Bord. Doch sind das gewöhnlich nur Traunschiffsleute selbst, die sich darauf eingeübt haben. Das Schiff geht ganz hart am Bollwerk hin, freilich mit einer Geschwindigkeit von 2 Klafter in der Secunde, und die Sache sieht gar nicht sehr schwierig aus. Aber unsere Leute sagten uns, es wäre nicht ohne Gefahr. Es gehörte eine eigene Bewegung und eine besondere Uebung dazu, um bei dem schnellen Uebergange von dem ruhenden Bollwerk zu der schießenden Unterlage des Schiffes die Balance zu erhalten. Fast alle Unerfahrenen stürzten und beschädigten sich dabei. Selbst ihren eigenen Leuten passire es noch zuweilen, daß sie bei Mangel an Vorsicht die Glieder verrenkten oder zum Fallen kämen. Wir sahen jedoch unterwegs mehrere Arbeiter und Schiffsleute mit großer Gewandtheit hinaus- und hineinhüpfen.

Endlich liefen wir beruhigt ein in die spiegelglatten Gewässer des Sees von Gmunden, und hier wurden wir in einem Boote ausgesetzt und ans Land geschafft. Unsere kleine Traun-Salzflotille setzte aber auf der Stelle ihren Weg über den See fort.. Am andern Ende desselben laufen diese Flotillen alsdann in die untere Traun ein, und dort giebt es wieder ähnliche Passagen in dem Canale, der den großen Traunfall zur Seite begleitet.

Ein großer Theil der Schiffe ladet aber seine Salzfässer schon in Gmunden am See aus, von wo aus dann die bekannte Eisenbahn über Linz nach Böhmen hinüberführt. Man kann sagen, daß eine große Salzstraße vom Hallstätter See durch das Salzkammergut und Oberöstreich über den Böhmer-Wald bis nach Budweis in Böhmen hinein geht,

und daß dieser ganze Landstrich einen großen Theil seiner Bebahnung und Cultur dem in jenen Hallstätter, Ischler und Aussеer Bergen versteckten Salz-Ablagerungen zu danken hat. Dem Salze zu Liebe wurde die Traun schiffbar gemacht, und mit mehr als einem Dutzend von Schleusen, Klausen, Bollwerken, in Felsen eingesprengten Canälen und andern zum Theil sehr großartigen Werken versehen. Dem Salze zu Liebe wurden die böhmischen Wälder gelichtet, der Boden auf einer dreißig Meilen langen Strecke zwischen Gmunden und Budweis geebnet, und die erste östreichische Eisenbahn durchgeführt. Der ganze sonstige Waaren- und Passagier-Verkehr bewegt sich hier, so zu sagen, nur im Schlepptau des Salzes. — Den in ihnen begründeten Salzpfannen, Sudhäusern und Salz-Magazinen verdanken die hübschen Orte des Salzkammergutes ihre rege Bevölkerung und ihr blühendes und gefälliges Aeußere, am Ende auch der Ort Ischl seine Bäder und seinen Fremdenbesuch. — Fast jedes Etablissement, das man in diesem Ländchen sieht, hat irgend eine Beziehung zu dem Könige des Landes, zu dem Salze. In den viele Meilen langen Röhren, welche links und rechts die Thäler und Wälder durchziehen, pulsirt Salz. Die großen Prachthäuser in Gmunden, in Lambach, in Ebensee, in Ischl und an noch mehreren Orten sind entweder Salzmagazine, oder Salz-Siedereien, oder Salzbeamten-Bureaux und Ober-Salz-Directions-Gebäude. Die großartigen Holzfloßanstalten und Holzfänge an den Flüssen und Seen sind gleichfalls für das Salz geschaffen. Der Zimmermann, der Architekt, der Ingenieur, sie werden hier alle durch das Salz vielfach beschäftigt. Sogar die kleine Holzsäge- und Holzschneidemühle im Walde ist nur eine Salzfaß-Schneidemühle; denn sie drechselt Nichts als die Theile der Salzfässer zurecht. Und so wie in den großen Prachthäusern, so wohnt auch in den kleinsten Hütten entweder ein Salz-

Bergmann, oder ein Salz-Faßl-Stößer, oder ein Salzschiffer, oder sonst ein Salzarbeiter.

Ich habe fast alle diese verschiedenen Arten der zum Zweck der Gewinnung, der Reinigung und Transportirung des Salzes begründeten Etablissements besichtigt. Es würde ein Buch nöthig sein, um sie alle zu beschreiben. Im Ganzen, kann man aber sagen, klebt an dieser Salz-Industrie nicht so viel Elend, Krankheit und Noth, als an manchen anderen montanistischen Industriezweigen. Es ist nicht so viel verdummender Lärm dabei, wie z. B. bei der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens, nicht so viel giftige Dünste und Dämpfe, wie z. B. bei den Blei-, Silber- oder Quecksilber-Hütten, nicht so viel Schmuz und Ruß, wie z. B. bei den Kohlenbergwerken, den Coakes-Brennereien und auf den Steinkohlen-Transportwagen. Vielmehr ist Alles durchweg recht reinlich, appetitlich und gesund. — Nur eine Arbeit sah ich in den Sudhäusern, die sehr ängstlich aussieht, und auch den Leuten sehr schädlich und zum Theil gefährlich sein soll. In diesen Häusern befinden sich nämlich gewisse Trockenräume, in welche die Salzkrystalle, nachdem sie aus der Pfanne geschöpft und in gewisse, den sogenannten „Zuckerhüten" ähnliche Formen zusammengeschlagen sind, gebracht werden, um auszutrocknen. Diese Trockenräume, die inwendig eine glühend heiße Luft haben, sind mit mehreren Etagen von Lattenwerken und horizontalen Gittern durchzogen, die nur wenige Fuß auseinander stehen, und auf denen die Salzhüte niedergelegt werden müssen. Die armen Leute kriechen nun mit ihren Lasten, wie Ameisen in einem Ameisenhaufen, in diese heißen Räume hinein, zwischen die löchrigen Etagen, die nur 1½ Fuß auseinander stehen, hindurch, und haben oft halbe Tage lang darin zu wirthschaften, um alle die Salzklumpen gehörig darin zu ordnen. Es soll,

wie gesagt, die schlimmste und angreifendste Salzarbeit sein, und ich will es gern glauben.

Manches von dem hiesigen Salze kommt gleich in solchen octogonischen Hüten oder „Stöcken" in den Handel und unter die Consumenten. Das Meiste aber wird in Fässer verpackt, deren man eine unglaubliche Menge hier verfertigt und verbraucht, vermuthlich jährlich nahe an eine Million. In jedes Faß bringt man einen Centner Salz, und man raffinirt darauf, die Faßwände und den ganzen Faßapparat so dünn als möglich zu machen, damit das Thara-Gewicht möglichst gering bleibe. Man gesteht auf 100 Pfund Salz nur 2 Pfund für das Faß zu. Freilich sind die Fässer dafür auch immer so schwach, daß sie eben zur Noth zusammenhalten, und sie dürfen unterwegs nicht allzu derbe Stöße erhalten. Die raschen Manipulationen bei der Verfertigung der Faßdauben und der Tonnenbänder, so wie auch die verschiedenen kleinen Handgriffe und ingeniösen Instrumente, die man dabei auf den hiesigen großen Faßbindereien und Holzschneidemühlen gebraucht, sind recht interessant, und gewiß zum Theil ganz neu und lehrreich für einen Faßbinder sowol, als sonst auch für einen National-Oekonomen. Blos nach Böhmen, das sehr salzarm ist, werden jährlich circa 300,000 mit Salz gefüllte Fässer spedirt. Allein, wie gesagt, um die sämmtlichen Processe darzustellen, welche alle diese 300,000 Fässer und die in ihnen enthaltenen Trillionen Salzkörner durchzumachen haben, bis sie die böhmischen Hausfrauen auf ihre Mohnkuchen streuen können, dazu gehörte mehr Papier, als ich hier zu verwenden habe. Und ich will nun dieses Salzcapitel nur mit einer Bemerkung, die ich in diesen Gegenden gemacht habe, schließen, und die vielleicht einem Psychologen interessant ist. Sie betrifft den Umstand, daß hier in dem an Salz so überschwenglich reichen Salzkammergute fast durchweg alle Suppen und Speisen

völlig ungesalzen bleiben, während man vielleicht gerade das Umgekehrte, eine allgemeine Versalzung aller Küchenproducte, hätte erwarten sollen. — Man möchte dabei wol an manche ähnliche Erscheinungen, z. B. an manche komische Schauspieler, denken, die auf dem Theater ex officio so viel Salz und Saft in ihren Reden und Darstellungen von sich geben, und dann im gemeinen Leben zuweilen so ungesalzen erscheinen.

---

5. In der Gosau.

Eine der interessantesten Touren, die man von Ischl aus machen kann, geht ins Gosau-Thal, welches zu den abgelegensten und versteckteften Landschaften dieser Gegend gehört. Es ist ein langgestrecktes Seiten-Thal der großen Traun-Kluft, durch das keine Hauptpassage führt, und das mit seinem Ursprunge sich in die Eis- und Fels-Wildnisse des Dachsteins verliert. Ein kleiner Fahrweg lenkt zwar in das Thal hinein, aber geht nicht weiter hindurch. Es ist eine Sackgasse in diesem Berglabyrinth. Es war daher auch ein rechtes Thal für die armen Protestanten, sich darin zu verstecken und ihres Gottesdienstes und ihrer Lecture der frommen Bücher ihres Schaitberger zu pflegen. Die Gosau ist daher auch fast ganz von Protestanten bewohnt.

Man fährt von Ischl über Goisern (auch ein meistens protestantisches Dorf) bis zum berühmten „Gosau-Zwang", dem engen und schluchtenartigen Eingange zum Gosau-Thale. An einem schäumenden Gebirgswasser entlang, zwischen Wäldern und hohen Felswänden hindurch, gelangt man nach einigen Stunden in die schöne, wiesenreiche und bequeme

Thalweitung, wie sich eine solche fast überall in der Mitte dieser Seitenthäler darzustellen pflegt. Da liegen ringsumher die freundlichen Häuser der Bewohner auf einem weiten Raume zerstreut. Alles ist mit frischen Wiesen ringsumher hübsch austapezirt. Auf einer kleinen Anhöhe am Fuße der höheren Gebirge die kleine protestantische Kirche, einstweilen noch ein bescheidenes Bethaus aus der Josephinischen Zeit. Nahe dabei aber die katholische Kirche, die viel stattlicher ist, obgleich höchstens zehn Procent der Thalbevölkerung der katholischen Kirche angehören. —

Wir waren in diese Gegend hauptsächlich um zweier Ursachen willen gekommen, einmal, um die schöne Naturscene in der höchsten und hintersten Abtheilung des Thales anzuschauen, und dann, um dem Seelenhirten der kleinen protestantischen Gemeinde unsern Besuch zu machen. — Dieß Letztere versparten wir auf den stillen Abend, und begannen am Morgen mit der Natur, die hier im hintern Gosau-Thale wieder eine ganz unvergleich schöne und anziehende Galerie landschaftlicher Gemälde aufgestellt hat. —

Das ebene, bequeme, bewohnte und bebaute Gosau-Thal schließt mit einer ziemlich plötzlichen Verengung seines Canales ab, wie eine bauchige Flasche, die auf einmal zu einem langen, engen Halse übergeht. Vor dem Eingange zu dieser hintern Passage liegt ein freundliches Wirthshaus, und hier regt und bewegt es sich an schönen Sommertagen immerfort von aus- und einziehenden fremden Besuchern, wie vor einem Bienenkorbloche von Bienen. Da waren deutsche Maler mit langen Haaren à la Raphael und mit großen Skizzenbüchern, die sie an den hinteren Gosau-Seen zu füllen gedachten. Da war eine unternehmende Dame aus Wien mit ihrer hübschen Tochter und ihrem blühenden Sohne, mit denen sie zum Erstaunen aller Uebrigen sich zu einer Tour auf den Gosau-Gletscher vorbereitete. Da rollten die Ka-

leschen einiger böhmischen und ungarischen Magnaten, deren Namen und Persönlichkeiten in ganz Oestreich bekannt sind, heran. Sie stiegen aus mit ihren Damen, und pilgerten, wie die deutschan Maler und wie auch einige, noch bescheidenere deutsche Handwerksburschen, zu Fuß in das Thal hinauf. —

Da fanden wir auch mitten im Gewühle den kaiserlichen Statthalter des ganzen Herzogthums Oberöstreich, der als eine so gewichtige Person fast gar nicht unter seinen Begleitern herauszuerkennen war. — Er war in die Gosau gekommen, um den Bauern Audienz zu geben und selber nachzusehen, wie es ihnen ginge, und im Vorbeigehen wollte er doch die Gelegenheit nicht versäumen, einen so beschäftigten Männern selten vergönnten Blick in die Natur und auf die berühmten Hinter-Gosau-Seen zu thun. — Wer da etwa glaubt, daß es den östreichischen Bauern, als einem einem absoluten Gouvernement unterworfenem Geschlechte, an Freimüthigkeit und Unbefangenheit fehle, und daß sie, solchen mit Macht ausgerüsteten Männern gegenüber, sich etwa sehr unterthänig und servil zeigten, dem möchte ich wünschen, daß er die Weise der Annäherung der Bauern dieses Thales und die Art ihres Umgangs mit ihrem Statthalter gesehen hätte. Es schien mir unvergleichlich viel ungezwungener und auch würdevoller dabei zuzugehen, als bei vielen anderen Zusammenkünften zwischen Höheren und Niederern, die ich anderswo beobachtet habe. — Uebrigens waren die Bauern mit einem Anliegen zu ihrem Statthalter gekommen, das mir anfangs sehr wunderlich schien. Sie kamen nämlich mit einer Petition, um gegen die so lange angestrebte und gewünschte Befreiung des Grundes und Bodens von allen seinen Lasten zu protestiren. Sie wünschten viel lieber, daß es bei den alten ehemaligen Lasten verbleibe. — Mir schien dieß anfangs, wie gesagt, wunderbar.

Doch erklärte man mir, daß viele der alten, ehemaligen Lasten auch zum Vortheil der Bauern bestanden hätten. So z. B. hatte der Bauer Viehtrifts-Gerechtigkeiten, Holz-Servituten und manche andere Servituten auf fremdem Grunde, z. B. auf kaiserlichen Aerarial-Wäldern, ausgeübt. Da nun jetzt aber überall Entlastung eintreten solle, so müsse auch der Aerarial-Grund ebenso gut, wie aller anderer Länderbesitz, von solchen alten Gerechtigkeiten befreit werden, und die Bauern sähen nun zu ihrem Schrecken den Spieß, den sie erst gegen Andere gerichtet hätten, nun zum Theil gegen sich selber gekehrt.

Die „Donnerkogel" sind eine Reihe von Berggipfeln, die das Hinter-Gosau-Thal im Westen abdämmen. Sie bilden eines der merkwürdigsten und außergewöhnlichsten Gebirge, die ich in meinem Leben gesehen habe. Ich gebe zu, daß auch selbst die Gebirgsländer ihre Art von Einförmigkeit haben. Wenn man sie auf großen Strichen durchreist, da kommt man oft durch sehr langgestreckte Thäler, wo ein Berg wie der andere aussieht, und oft sind sich auch meilenlange Thalklüfte untereinander wieder ganz ähnlich. Man ersteigt mit Mühe ein ganzes Dutzend hoher Gipfel, und man erblickt von dem einen wie von dem anderen ein Meer voll Unebenheiten und Bodenwellen, wie auf dem Ocean ein Labyrinth wüster Wasserwogen. Aber diese „Donnerkogel" frappiren das Auge schon von Weitem. Sie sind ihren Nachbargebirgen ganz unähnlich, und haben eine so auffallend verschiedene Physiognomie unter allen diesen gleichgearteten Pyramiden, wie ein Mulatte unter einer Versammlung von Weißen. — Vom Colowrat-Thurme, vom Schafberge aus, und von wo ich sonst ausschaute, konnte ich die so piquant ausgearbeitete Klippenreihe der Donnerkogel mit einem Blicke herausfinden. Daß dieß auf keiner der Charten, die ich von dieser Gegend habe, auch nur in einem

nahekommend gleichen Grade der Fall ist, ist mir ein Zeichen, daß wir in der Darstellungskunst der Erdoberflächen-Physiognomie noch sehr weit zurück sind.

Man kennt jene kleinen, rundlichen, glatten, oben spitzen Steine, welche das Volk Donnerkeile nennt. Die Donnerkogel sehen gerade so aus, wie eine Reihe solcher, aber äußerst kolossaler Donnerkeile, die hier in die Erde fuhren und neben einander stecken blieben. Sie bilden ungemein schroffe und dabei ungemein hohe Pyramiden, und stellen zusammen ein rechtes riesenhaftes Reibeisen mit einer Menge von Zinken und Zacken dar. Die Waldung wird auf den verschiedenen Terrassen und Absätzen ihrer unteren Abtheilungen, wo sie mehr in eine Masse verschmolzen sind, ungemein malerisch emporgehoben, und man sieht selbst in großer Höhe noch Baumreihen und Waldstreifen zwischen den einzelnen schroffen Gipfeln sich herumschwingen. Ich habe oft gehört, daß Reisende sich unbefriedigt fanden durch die ihnen nicht genügende Mannigfaltigkeit der Formen der Gebirge. Nun ich glaube die Donnerkogel werden mit ihren Schatten- und Lichteffecten, mit ihren völlig zerrissenen, wilden, kühnen und doch zum Theil auch eleganten Gestalten, Gipfeln, Vorsprüngen, Schründen Jedem genügen, und wenn er auch seine Begriffe von einem Gebirge aus dem Mährchen von Tausend und Einer Nacht geschöpft haben sollte. — Diese höchst interessante Felsenreihe bleibt Einem im Hinter-Gosau-Thale stets zur Seite, und man sieht aus der Tiefe des Grundes immer zu seinen abwechselnden Kuppeln hinauf, wie auf der Piazetta in Venedig zu den Kuppeln und Spitzen der Marcus-Kirche. Der Himmel weiß es, aber kein Geolog, wie und woher dieses Gebirge in den Werkstätten Vulcans und Neptuns auf so ganz absonderliche und abnorme Weise zurechtgedrechselt worden sein mag.

Das Hinter-Gosau-Thal ist ganz mit schönen Waldun-

gen und dazwischen eingestückten Wiesen und Seespiegeln angefüllt. Und im allerinnersten Hintergrunde hängt wieder in tausend Falten und Zipfeln und Zacken ein Ende jenes großen Schnee- und Eistuches herab, welches auf dem Dachstein-Plateau ausgebreitet ist.

Die schönste Stelle und das vollkommenste, in sich am meisten abgerundete und complete Gemälde fanden wir in der Mitte zwischen dem sogenannten „Vorderen" und „Hinteren Gosau-See", bei den kleinen Wassertümpeln, welche man „Laken" heißt. Diese „Laken" sind eigentlich weniger Seen, als vielmehr temporäre Wasseransammlungen, flache Thal-Ueberschwemmungen, die sich bald mehr, bald minder groß darstellen. — Bei ihnen ist im Vordergrunde sowol, als im Mittel- und Hintergrunde, alles Material und Werkzeug, was ein Maler zu einem vollkommenen Gebirgslandschafts-Bilde nöthig hat, in einem Punkte vereinigt. Und obgleich, wie gesagt, alle diese Thäler im Ganzen genommen großen Gemälde-Galerien gleichen, so sind Punkte dieser Art doch immer noch Seltenheiten und als besonders brillirende Edelsteine zu betrachten, die herauszufinden des Künstlers Aufgabe ist. Unsere kleine Gesellschaft ließ sich an dem Rande der Laken im Rasen nieder, und indem wir uns gelobten, 10 Minuten lang kein Wort zu sprechen, und einander keines Blickes zu würdigen, überließen wir uns dem Studium und dem Genusse dieser schönen Naturscene, die mittlerweile als eine unvergeßliche Anschauung von Augen und Seele aufgenommen wurde.

Die „Laken" für sich allein hatten etwa den Charakter der berühmten irischen Seen von Killarney. Sie bildeten einen vielfach unterbrochenen Wasserspiegel, der sich um einen Irrgarten von hineingepolterten Felsblöcken umherwand. Die Felsblock-Inseln waren bemoost, und Bäume hatten auf ihnen Wurzel geschlagen. Wie auf einem niederländischen

Landschaftsstück hatten sich ein Paar von den Bergen herabgekommene Alpenkühe in das flache Wasser gestellt, und sogen durch ihre Beine Kühlung ein. Zu beiden Seiten dieses irischen oder niederländischen Sees bäumten sich aber die Gebirge empor, auf der einen die Donnerkogel, die wenigstens ein Paar Hundert Stufen und Absätze und Vorsprünge haben, auf deren jedem sich Etwas darbietet, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht, oder die Phantasie und die Blicke, die sehr bequem daran emporklimmen, beschäftigt. — Die obersten Höhenränder waren so klar und hell beleuchtet, daß wir jeden Busch und jeden Knorren darauf erkannten. Wir selber saßen dagegen in dem dunklen Schatten, den die mächtigen Kolosse über uns und das ganze Thal hinwegwarfen. Im Mittelpunkt des ganzen Bildes aber und gerade vor uns schimmerte, wie der weiße Schimmel im Centrum der Wouvermannschen Farbenschöpfungen, oder wie die weiße Rose in der Mitte der Heemschen Blumenbouquets, der weiß schimmernde und scheinbar ganz nahe Gletscher. Jenseits dieses Gletschers, auf der andern Seite des Dachsteins in Steiermark, in einem der Seitenthäler, die ebenso, wie dieses Gosau-Thal mit seinen Wurzeln, zum Dachstein hinaufsteigen, liegt wieder eine arme protestantische Gemeinde, die gern eine Kirche bauen will und von der man uns viel Rührendes erzählte. Bisher hatten sie eine Tenne als Bethaus benutzt. Doch wurde ihr Gottesdienst daselbst oft von störenden Ereignissen unterbrochen. Vor Kurzem z. B. war eine wüthende Henne, die ihr Nest in der Nähe des für den Prediger bestimmten Platzes hatte, schreiend und beißend auf diesen hervorgesprungen, als er eben seine Rede beginnen wollte. Die jungen Leute hatten darüber gelacht, die alten aber den traurigen Zustand ihrer kirchlichen Verhältnisse beweint, und ein wohlhabender Bauer war nach der Predigt hervorgetreten, und hatte erklärt, daß

er sofort seinen Heuboden, den größten Raum, den er besitze, räumen und für die Gemeinde, wenn es ihr recht wäre, zum Gottesdienst zubereiten lassen wolle. Seitdem sind sie nun zwar hier etwas besser versorgt; aber auch dieser ruhigere Heuboden stillte ihre Sehnsucht nach einer ordentlichen Kirche nicht. Das dazu nöthige Material an Steinen, Holz und Handlangerdiensten hätten sie wol schon bei der Hand; denn jedes Mitglied der Gemeinde hat sich sofort zu den aufopferndsten Beiträgen bereit erklärt. Aber es ist ihnen auch etwas Geld nöthig. Und von dieser Seele aller solcher Unternehmungen besitzen sie beinahe gar Nichts.

Den Abend, wie gesagt, brachten wir bei dem guten Prediger der Protestanten in der Gosau zu, der die Güte hatte, uns das Bet- und Schulhaus der Gemeinde, so wie sein eigenes Wohnhaus, das zugleich auch die Wohnung des Schulmeisters und die Schule war, zu zeigen. Sein Vater war hier 50 Jahre lang Prediger gewesen. Des Schulmeisters Vater und Großvater waren ebenso die Vorgänger im Amte ihres Sohnes und Enkels gewesen. Dieser Prediger hatte in seinem Zimmer 12 kleine, von ihm selbst verfertigte Bilder, welche die 12 protestantischen Pastorate Oberöstreichs darstellten. Man konnnte bei ihm alle die verschiedenen Arten und Weisen, wie die protestantischen Gemeinden sich hier beholfen hatten, übersichtlich studiren. Bei einem jener Pastorate war Kirche, Schule, Pfarrhaus und Schulmeisterwohnung Alles unter einem Dache und zwischen denselben vier Wänden vereinigt.

Es war eine der berühmten Sternschnuppen-Nächte des Augusts angebrochen, als wir aus der Gosau nach Ischl zurückfuhren, und da es hell war, so zählten wir unterwegs eine Menge dieser glänzenden Meteore, die über uns hinwegschossen.

---

6. Die Protestanten in Oberöstreich.

Schon in Wels, einem Orte, der mitten zwischen Gmunden und Linz liegt, hatte ich mit Vergnügen die großen neuen Bauten gesehen, das stattliche Gotteshaus und den hohen Thurm daneben, welche beide die dortigen Protestanten jetzt bauen. Auch von einer andern großen, neuen protestantischen Kirche, die jetzt in einer Vorstadt von Wien gebaut würde, hatte man mir erzählt. Wie in Wels und Wien, so haben auch in Laibach, in Triest und in anderen Orten der östreichischen Monarchie die Protestanten seit 1848 Gelder zusammengebracht, und von der für sie errungenen Freiheit, Kirchen und Kirchthürme zu bauen und so ungenirt wie die Katholiken selbst und andere Christen ihren Gottesdienst zu halten, Gebrauch zu machen eifrig angefangen. — In den Thälern und Vorstädten des Salzkammerguts haben sich noch besonders viele protestantische Gemeinden erhalten, und da ich hier einige Zeit verweilte und mehrere dieser Gemeinden besuchte, so gab mir dieß Veranlassung, mir möglichst viele Notizen über den Zustand jener Gemeinden zu sammeln, deren Mittheilung vielleicht manchem Protestanten in Norden noch neu und interessant sein mag.

Es ist bekannt genug, daß der Protestantismus schon bald nach Luther, der selbst noch einige seiner Schüler in die Donauländer schickte, in Oestreich Wurzel faßte, und dort namentlich in den deutschen Ländern Oestreichs sich so verbreitete, daß ihm auch der größte Theil des Adels zufiel. Eine Reihe von Reactionen gegen den Protestantismus wirkten seiner ferneren Verbreitung entgegen, und rotteten ihn da, wo er Wurzel gefaßt hatte, beinahe gänzlich wieder aus. Nur einzelne Trümmer blieben stehen, und hie und da glimmte das Feuer, oder wie die Protestanten

sich hier zu Lande ausdrücken, „der Same", unter der Asche fort. Weil bis auf die neueren Zeiten herab die Protestanten sich an manchen Orten gar nicht öffentlich als solche bekennen durften, vielmehr ihren Gottesdienst nur im Verborgenen üben konnten, und sich im Aeußeren als Katholiken geriren mußten, so war es kaum möglich, eine genaue Uebersicht ihrer Gemeinden und Seelenzahl zu geben. Erst seit dem Toleranz=Edicte des Kaisers Joseph und noch mehr seit der völligen Emancipation der Protestanten in diesen letzten Jahren ist ihre Statistik bekannter geworden, und es existiren über sie nun genauere Nachweise und Erhebungen. Diesen Erhebungen zufolge giebt es nun in den außerungarischen Landen Oestreichs folgende protestantische Gemeinden: *)

1. Augsburger Confession:

1) Superintendentur Nieder= und Inner=Oestreich:

a) Nieder=Oestreich:	Wien mit . . .	9000	Seelen.
	Mitterbach mit . .	1111	„
Zus. in Nieder=Oestreich 2 Gemeinden mit		10,111	Seelen.
b) Steiermark:	Schladming	2264	Seelen.
	Ramsau	1244	„
	Wald	1240	„
	Grätz	389	„
Zusammen in Steiermark 4 Gemeinden mit		5137	Seelen.
c) Kärnthen:	Treßdorf	804	Seelen.
	Zlan	1499	„
	Watschig	1274	„

*) Ich entnehme dieses Verzeichniß einem von zwei protestantischen Predigern Oestreichs (Buschbeck und Steinacker) abgefaßten Werke: „Verfassungsentwurf für die evangelische Kirche Oestreichs nach den im Gutachten der östreichischen Superintendenten und der Vertrauensmänner enthaltenen Grundlinien und mit Benutzung der vom Verfassungs=Ausschusse der Wiener Versammlung gelieferten Materialien".

Feld	1766	Seelen.
St. Ruprecht	1121	"
Weisbriach	1165	"
Bleiberg	1059	"
Arriach	1181	"
Trebesing	1293	"
Eisentratten	1018	"
Dornbach	649	"
Frosach	1199	"
Fefferniz	947	"
Gnesau	863	"
Zus. in Kärnthen 14 Gemeinden mit	17,738	Seelen.
d) Triestiner Küstenland: Triest . . .	600	Seelen.
e) Lombardisch-Venetianisches Königreich:		
Venedig	200	"
Zus. in den Superintendenturen Nieder- und Inner-Oestreich 22 Gemeinden mit	33,786	Seelen.
2) Superintendentur Ober-Oestreich:		
Thening	2449	Seelen.
Goisern	3136	"
Hallstatt	800	"
Gosau	1210	"
Kematen	530	"
Scharten	2015	"
Eferding	1103	"
Wallern	1130	"
Wels	1009	"
Rutzenmoos	1191	"
Attersee	501	"
Linz	300	" (?)
Zus. in Ober-Oestreich 12 Gemeinden mit	15,871	Seelen.
3) Superintendentur Böhmen 14 Gemeind. mit	15,232	Seelen.

4) Superintendentur Mähren und Schlesien:

a) Mähren 13 Gemeinden mit . . .	16,810	Seelen.
b) Schlesien 13 Gemeinden mit . .	64,881	„
Zus. in Mähren u. Schlesien 26 Gem. mit	78,691	Seelen.
5) Superintendentur Galizien: 19 Gem. mit	27,491	Seelen.
Summa aller Protestanten Augsburgischer Confession in den nicht ungarischen Ländern Oestreichs: 93 Gemeinden mit	171,074	Seelen.

II. Helvetische Confession:

1) Superintendentur Inner- und Nieder-Oestreich: Wien mit	3000	Seelen.
Triest mit	520	„
2) Superintendentur Böhmen: 39 Gem. mit	53,670	„
3) Superintendentur Mähren und Schlesien 19 Gemeinden mit	33,711	Seelen.
4) Galizien: 3 Gemeinden mit	1882	„
Summa aller Protestanten helvetischer Confession in den nicht ungarischen Ländern Oestreichs: 63 Gemeinden mit	92,783	Seelen.

Sämmtliche Protestanten beider Confessionen in Oestreich außer Ungarn bilden demnach 156 Gemeinden mit 263,857 Seelen.

Natürlich halten sich auch noch in den großen Städten der Monarchie manche Protestanten auf, die eben nicht eine Gemeinde bilden. Wollte man auch diese noch dazu rechnen, so könnte man wol sagen, daß alle in Oestreich (außer Ungarn) lebenden Protestanten sich auf die runde Summe von 300,000 Seelen beliefen.

Von allen Ländern Oestreichs außer Ungarn hat das kleine Schlesien die meisten Protestanten, nämlich 64,881 Lutheraner, d. h. über ein Drittel aller östreichischen Lutheraner.

In der Hauptstadt des ganzen Kaiserreichs giebt es

12,000 Protestanten, wobei jedoch die dort lebenden ausländischen und ungarischen Protestanten, deren Zahl bedeutend sein mag, nicht mitgezählt sind.

Fast alle protestantischen Gemeinden in Galizien haben deutsche Namen. Sie heißen: Brigittau, Ugartsthal, Gelsendorf, Dornfeld, Hartfeld, Reichau, Reichsheim, Josephsberg, Königsberg rc. Sie sind also, wie es scheint, wol meistens deutsche Colonien. Einige der galizischen Gemeinden haben magyarische Namen, und scheinen demnach ungarische Colonien zu sein, z. B. András-Falva.

Was nun die 15,874 Protestanten in Ober-Oestreich insbesondere betrifft, so sind diese fast alle blos innerhalb des Fluß-Systems der Traun angesiedelt. Man findet sie an diesem Fluß bis nach Wels und Linz hinab. Die Meisten aber wohnen in dem oberen Theile des Flußgebiets an den Ufern der Seen des Salzkammerguts.

Die Geschichte dieser protestantischen See- und Traun-Gemeinden erzählt eines ihrer Mitglieder in einem mir zugekommenen Manuscripte ungefähr so:

Schon in uralten Zeiten waren vom katholischen Glaubensbekenntniß abweichende Gemeinden durch das ganze Alpengebirge von den Alpen in Savoyen her bis zu den Alpen an der Donau hin zerstreut. — Lange vor der Reformation Luthers schon soll die Anzahl der Waldenser in Oestreich sich auf mehr als 80,000 Seelen belaufen haben. Und obgleich sie hier sehr verfolgt und, wie zuverlässige Urkunden bezeugen, ihre Weiber zu Krems in Unteröstreich verbrannt wurden, so konnten sie doch nicht gänzlich vertilgt werden, sondern erhielten sich bis auf die Zeiten Luthers. Doch bestanden sie nur ganz im Verborgenen, und Luther erst sollte „das verfinsterte Licht des Evangeliums wieder anzünden,“ und zwar nicht nur in unsern Berg-Verstecken, sondern überhaupt, wie es anfangs schien, in ganz Oestreich.

Schon in den Jahren 1521 und 1522 predigte Paul Speratus a Rutilis, der Mann Gottes, der unser schönes altes Kirchenlied: „Es ist das Heil uns kommen her" verfaßt hat, in der Hauptkirche zu Salzburg, und, von da durch den Erzbischof vertrieben, in der Domkirche St. Stephan zu Wien ganz evangelisch. Leonhard Eleutherobius, ein gelehrter Schulmeister, bekannte sich darauf ganz freimüthig zu derselben Lehre. Auch Kaspar Tauber, ein angesehener Kaufmann zu Wien, den anfangs der Wiener Rath in Schutz nahm, bekannte sich öffentlich und ohne Widerruf zu dem neuen Glauben, und wurde hierauf zur Hinrichtung auf den „Salzgries" hinausgeführt. Als ihn die Priester zur Beichte aufforderten, weil er jetzt sterben müsse, entgegnete er: „O ich bitte Euch„ stehet nicht müssig! Schaffet „Ihr Eure Sache. Ich aber habe Gott, meinem Herrn, ge„beichtet. Meine Seele habe ich schon versorget, und wenn „ich ja noch tausend Seelen hätte, so wären sie heute alle „durch diesen meinen Glauben zu Gott versorget. O Herr „Jesu Christ, der du um unsertwillen und für uns ge„storben bist, ich sage Dir Dank, daß Du mich Unwür„digen erwählet und würdig gemacht hast, um Deines gött„lichen Wortes willen zu sterben." — Der fromme Mann machte hierauf mit dem Fuße ein Kreuz in den Sand, betete: „In Deine Hand befehle ich meinen Geist", und starb. Es wurde ihm das Haupt abgeschlagen und sein Körper verbrannt. Und auf ähnliche Weise versiegelten noch viele Andere nach ihm mit ihrem Blute den Glauben. Nichtsdestoweniger aber breitete sich die neue Lehre immer mehr und mehr aus, und im Jahre 1524 begann auch das Licht zu Gmunden, bei dem Thore, das zu unseren Bergen hinaufführt, zu leuchten. Daselbst bekannte sich der Meßpriester Kaspar Schilling nebst vielen andern Mitgliedern seiner Gemeinde zu diesem Glauben. Nicht zufrieden da-

mit, daß er in und bei dieser Stadt „einigen Grund gelegt hatte,“ wanderte er auch in die Gebirgsthäler hinauf, so wie er auch in die Städte Linz, Steier und Enns an der Donau hinabzog, und überall die Herzen mit Predigen erweckte. Dasselbe, wie er, thaten auch andere bekehrte Priester, und viele große Herren waren schon der neuen Lehre geneigt. Im Jahre 1528 schrieb der östreichische Erblands-Hofmeister, Ritter Tollet, einen Brief an Luther, und bat ihn um einen Mann, der die Leute „auf gut evangelisch von dem wahren Glauben und der ächten Gottseligkeit unterrichten könne.“ Luther entgegnete dem Ritter freundlich, so wie er auch einen andern schönen Brief an den Grafen von Staaremberg schrieb, und sandte den Mann Gottes Michael Stiefel, der im Lande Oestreich umher zog und predigte, und überall das Licht anzündete. Auf diese Weise hatte denn schon in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts die evangelische Lehre überall die Oberhand, und überall in den Bergen und Thälern von Ober- und Nieder-Oestreich, durch Steiermark, Kärnthen und Krain hin bis in das Land Görz und bis an die Gränze Italiens, flimmerte es gar lieblich und reich von neuangezündeten Lichtern. Und im Jahre 1541 wurde denn eine Bittschrift aufgesetzt, in welcher der König Ferdinand um Bewilligung der freien Religionsübung gebeten wurde, und diese Petition wurde von sehr vielen Großen, Rittern und Grafen aus allen den genannten Landen, unterschrieben. Aber der König Ferdinand (Ferdinand I.) willfahrte seinem Volke nicht, und er sagte, er wolle lieber an den Bettelstab kommen, als den Evangelischen Etwas zugegestehen.

Sein Nachfolger, der König Maximilian II., zeigte sich ihnen dagegen geneigt. Er las Luthers und Melanchthons Schriften, stand mit dem Letzteren auch in Briefwechsel, und hatte sogar einen evangelischen Hofprediger

Namens Pfauser. Er verlieh auch den Evangelischen wirklich die erbetene Glaubens- und Gewissens-Freiheit, und wollte auf seinem Sterbebette († 1576) das Abendmahl lieber gar nicht empfangen, oder auf jeden Fall unter beiderlei Gestalt. In dem Salzkammergut hatte sich unter diesem mildgesinnten Kaiser die evangelische Lehre durchweg verbreitet, und es war hier fast Alles lutherisch. Namentlich war dieß mit den bei den Salinen beschäftigten Arbeitern und ihren Familien der Fall. Hätte der Kaiser Maximilian noch länger gelebt und gewirkt, so wäre die evangelische Lehre in Oestreich vielleicht zum Segen durchgedrungen. Allein unter seinen Nachfolgern wurde Alles wieder unterdrückt, und es sollte der katholische Gottesdienst mit Gewalt wieder eingeführt werden. Daraus entstand dann eine Reihe von Bewegungen und Aufständen unter dem Volke, welche mit militairischer Gewalt niedergekämpft wurden, und welche man in der Geschichte „die oberöstreichischen Bauernkriege" genannt hat.

Noch am Ende des 16. Jahrhunderts, im Jahre 1598, erschien ein kaiserliches Edict, dem zufolge alle evangelischen Geistlichen in den dem Kaiser angehörenden Ortschaften binnen 8 Tagen das Land räumen sollten. Viele Geistliche des Salzkammergutes zogen sich zurück und wichen dem Sturme aus. Der evangelische Salz-Amtmann Christoph Haid mußte seine Stelle einem Katholiken, Namens Spindler, überlassen, und katholische Priester kamen in das Land. Der katholische Salz-Amtmann reiste von Ort zu Ort, und ermahnte die Leute zum Gehorsam gegen den Kaiser und zum Katholicismus. Aber diese, obwol sie in Angst gesetzt waren, antworteten: „Der Leib gehöre dem Kaiser, die Seele „aber Gott. In weltlichen Dingen wollten sie dem Kaiser „gehorsam sein. In geistlichen aber könnten sie sich Nichts „befehlen lassen. Sie wollten keine päpstlichen Pfaffenleute

„dulden, sondern lutherische Prediger haben, und könnten „sich ihre Seelenspeise nicht entziehen lassen." Nun holten sie ihre evangelischen Prediger wieder herbei. Die in Hallstatt hielten sogar den kaiserlichen Salz-Amtmann gefangen, „löschten die Salzpfannen aus", stellten ihre Arbeit ein und zogen auch nach Ischl, so daß der Aufruhr im ganzen Salzkammergut allgemein wurde.

Darauf sandten sie 25 Abgeordnete mit ihren Bittschriften an den Kaiser. Dieser ließ aber die Bauern-Gesandten gefangen setzen, hielt sie in Haft, und sandte Truppen herbei. Nun löschten die Leute des Salzkammerguts überall die Pfannenfeuer aus, und verrammelten die Wege in ihren Gebirgen und die Zugänge zu ihren Seen, besonders die an der Ober-Traun. — Allein sie hatten sich nicht nur für ihren Glauben erhoben, „sondern sich auch gegen die kaiser„liche Obrigkeit aufgelehnt. Darum gab Gott ihrem Unter„nehmen kein Glück." Ihr Widerstand wurde besiegt, ihre Verschanzungen erobert, und sie mußten sich dem kaiserlichen General Stadion allesammt unterwerfen. Ihre Haupt-Anführer wurden ergriffen und theils zu Linz, theils zu Gosau hingerichtet. Die Wohnhäuser derselben wurden niedergebrannt, und auf den Baustellen Hochgerichte erbaut. Das geschah im Jahre 1600. — Die Evangelischen des Salzkammergutes blieben darnach eine Zeit lang in einem sehr gedrückten Zustande, den sie im Jahre 1626, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, abermals durch einen sehr weit verbreiteten Aufstand zu bessern gedachten. Es stellte sich unter ihnen ein muthvoller und unternehmender Bauer, Namens Fädinger, an die Spitze, und derselbe zog mit vielen Tausend Bauern an der Traun hinab nach Linz und in das Land Oestreich an der Donau. Auf den Fahnen, die sie führten, standen die Worte: „Es muß sein"! — Fädinger eroberte mehrere Städte, belagerte Linz und herrschte

eine Zeit lang im ganzen Lande. — Des Kaisers Heeresmacht war dazumal anderweitig vielfach beschäftigt. — Er rief daher zur Dämpfung des Aufruhrs in den Traun-Gegenden die benachbarten Baiern zu Hülfe, und sandte nachher seinen General Pappenheim, der den Fädinger und seine Salinen-Arbeiter besiegte und den Aufstand unterdrückte. Nun ließen viele Landleute ihre Güter den Siegern in „Gottes Namen", und zogen ins deutsche Reich „unter Thränen und Gebet, aber dennoch froh und heiter in ihrem Herzen". Seitdem war die Energie des Protestantismus in Oestreich völlig gebrochen, und es folgte nun, wie früher ein Aufstand dem andern, so jetzt eine Verfolgung der andern, und Auswanderung auf Auswanderung. — Wie im Salzkammergut, so hatten sich die Protestanten auch im benachbarten Bisthum Salzburg sehr verbreitet. Und hier wurden sie, am Ende des 17. Jahrhunderts, von einem sehr orthodox-katholischen Bischofe noch härter bedrängt, als wie in Oestreich selbst. Dieser Bischof wollte den Protestantismus in seinem Lande mit Stumpf und Stiel ausrotten. Vor seinen Verfolgungen entfloh eine Menge seiner Unterthanen ins Reich. So im Jahre 1685 der unter allen hiesigen Protestanten berühmte Schaitberger aus dem Tefferegger Thale, und mit ihm viele Andere. In den Jahren 1731 und 1732 wanderten aber aus Salzburg über 30,000 Menschen aus, deren Schicksal auch in der Fremde zum Theil noch sehr traurig war. Sie wurden wie die Juden, welche sich dem Joche des Pharao entzogen, von Gott auf einer langen Prüfungs-Reise umhergeführt, und kamen endlich in verschiedenen Theilen Deutschlands zur Ruhe. Einige wurden bis nach Holland, Andere bis nach Brandenburg und Preußen hin zerstreut. In Salzburg blieb fast gar kein Protestant zurück, und die, welche zurückblieben, wurden ganz und gar zur katholischen Religion bekehrt. Es giebt daher auch noch

heutiges Tages im Salzburgischen keine protestantische Gemeinde mehr. „Etwas Samen"*) mag indeß selbst auch hier noch vorhanden sein.

In Oberöstreich aber, und namentlich im Salzkammergute, wurden die Protestanten nicht so völlig vertilgt. Sie durften zwar auch hier ihren Gottesdienst nicht mehr öffentlich üben. Sie wurden sogar katholischen Pfarrern unterworfen, mußten von diesen sich taufen, trauen, und beerdigen lassen, und ihnen die kirchlichen Abgaben entrichten. Ja sie mußten sogar, um nicht verdächtig zu werden, die katholische Kirche und die Messe besuchen. Viele traten auch völlig zum Katholicismus über. Aber Viele blieben dem Protestantismus im Geheimen treu, und stärkten sich im Stillen aus dem wohlverborgenen Worte Gottes und andern versteckten evangelischen Büchern.

Sorgfältig waren sie darauf bedacht, in jedem Hause wenigstens eine Person zu haben, die lesen und schreiben konnte, um der Familie aus dem Evangelium vorzulesen und die Uebrigen in der Noth zu unterrichten. Sie versammelten sich zum Gebete häufig in Waldungen, Höhlen und abgelegenen Häusern, und suchten ihre Erbauung, so gut sie konnten. Oft wurden sie bei ihren heimlichen Uebungen entdeckt, indem die Katholiken, insbesondere z. B. Capuziner und andere Spürer, in die Berge hineingingen, und horchten, ob sie nicht irgendwo Protestanten singen hörten. Oft traten sie auch plötzlich in die Häuser ein, bei denen sie um Mitternacht etwa einen hellen Schein aus der Thür- oder Fensterfuge bemerkt hatten, und sahen nach, ob sie nicht

*) Die hiesigen Protestanten nennen sich selbst, oder vielmehr die protestantischen Lehrer, oft „den Samen". Es ist ein sehr bezeichnender Ausdruck; denn sie sind gleichsam wie Samen in Bergen verstreut. Mehrere Male sah ich auch in ihrer Kirche als Altarbild das Gleichniß von Christus dargestellt, wie ein Säemann ausgeht zu säen.

etwa Protestanten beim Gebet oder bei der Lecture der Bibel versammelt fänden. Auch kamen sie wol des Freitags, um die Töpfe und Häfen der Leute nachzusehen und zu erforschen, ob sie etwa die Fasten übertreten hätten. Bekannte sich bei solcher Gelegenheit der Eine oder Andere offen und öffentlich zum Protestantismus, so befahl man ihm, auf der Stelle auszuwandern.

Im Jahre 1733 kam ein Salz-Amtmann, Graf v. Seeau, mit 2 Capuzinern auf den Hallstätter Salzberg, und eröffnete den dahin berufenen Hallstättern, Ischlern und Ausseeern Folgendes: Er wisse sehr wohl, daß sie nicht gut katholisch seien. Es wäre ihnen sehr gut, wenn sie sich zur wahren und seligmachenden Kirche bekehrten. Sie sollten aber nicht heucheln. Wenn sie nicht im Grunde ihres Herzens katholisch sein möchten, so wolle er sie im Salzkammergute nicht länger leiden. Jeder, der dieß nicht wolle, solle einen Paß begehren, und sich hinweisen lassen, wohin er wünsche, mit Weib, Kindern und Habseligkeiten.

Hiervon wurden die Leute sehr erschreckt. Allein mehr als 1200, weil sie hofften, ihre Gewissensunruhe los zu werden, bekannten sich auf der Stelle zum Protestantismus, erklärten sich zur Auswanderung bereit, und verlangten ihre Pässe. Sie bekamen aber dieselben nicht so bald. Der Salz-Amtmann war erstaunt über die große Anzahl Derer, die sich zum Protestantismus und zur Auswanderung bereit erklärten, und da er fürchtete, die Sache möchte um sich greifen, und die kaiserlichen Kammersalzgüter möchten darunter leiden, so hielt er mit dem Paßgeben ein, und sandte einen Bericht darüber nach Wien. Auch die protestantischen Bauern fertigten ihrer Seits zwei Boten an den damals herrschenden Kaiser Karl VI. ab, und ließen ihn entweder um Religions-Duldung oder um Ertheilung von Pässen bitten. Der Kaiser antwortete ihnen: „Es sind solcher Leute, wie ihr, gar viel in meinem

Lande. Geduldet Euch. Des Reiches Angelegenheiten machen jetzt meine Anwesenheit in Wien nothwendig. Wenn es aber besser Friede wird, so will ich selbst einmal zu Euch auf die Gemsenjagd kommen und sehen, wie es mit Euch steht!"

Aber im Jahre 1734 im Mai wurden 44 Familienväter vor das Salz-Amt vorgefordert, um nach Ungarn und Siebenbürgen geführt zu werden. Vermuthlich wollte man nur die hartnäckigsten und widerspenstigsten Protestanten los sein, um die Zurückbleibenden dann um so besser leiten und vielleicht bekehren zu können. Die 44 mit ihren Familien mußten sich auf der Donau einschiffen, um nach Ungarn und Siebenbürgen zu gehen. Sie wußten nicht, was dieß für ein Land sei, und wie es ihnen daselbst ergehen würde, und sie hatten große Furcht davor. Je weiter sie aber hinab kamen, desto besser gefiel es ihnen. Sie fanden überall eine Menge ihnen freundlich gesinnter Glaubens-Verwandten, hinreichende Unterstützung, und schrieben ihren Landsleuten im Salzkammergute, es ginge ihnen in ihrer neuen Heimath sehr wohl. Manche von den Zurückgebliebenen suchten ihnen daher nachzukommen. Auch wurde im Jahre 1736 die Auswanderung einer kleinen Partie von Protestanten nach Nordamerika bewirkt.

Unter der Herrschaft der Kaiserin Maria Theresia blieb es beständig beim Alten. Der Zustand der östreichischen Protestanten blieb immer in der Schwebe. Im Jahre 1781 aber erließ der Kaiser Joseph II. gesegneten Andenkens sein berühmtes und gepriesenes Toleranz-Edict.

Von diesem Toleranz-Edicte kamen zu den Protestanten im Salzkammergute anfänglich nur dunkle Gerüchte. Ja die Priester und Amtleute widersprachen auch diesen Gerüchten, und sagten, es wäre nichts Wahres daran. Mit Gewißheit erfuhren sie es in den verschiedenen, mehr oder weniger entlegenen Gegenden auf sehr verschiedene Weise.

So z. B. brachte in das versteckte und ganz mit Protestanten erfüllte Gosau-Thal zuerst ein durchreisender Schuhmachergeselle aus Augsburg eine Zeitung mit, in welcher jene kaiserliche Verordnung abgedruckt war. Aber auch da ging es den Meisten, wie dem Thomas. Sie konnten sich nicht entschließen, an das nahende Heil zu glauben. Sie waren aber doch darüber sehr aufgeregt und gespannt, und versammelten sich ängstlich und ins Geheim zur Nachtzeit, und beschlossen, eine Botschaft an den Reichstag in Regensburg zu senden, damit dieser dem Kaiser die Gesinnung seiner getreuen Gosauer kund thäte, wie sehr sie sich über seine väterliche Verordnung freuten, wie sehr sie sich aber auch vor den katholischen Priestern und Beamten fürchteten, und daß er ihnen sowol, als auch diesen, doch recht bald seinen entschiedenen Willen kund thun möchte. Bald darauf aber hörten sie, daß das kaiserliche Toleranz-Edict in einigen unteren Gemeinden des Salzkammerguts öffentlich verlesen worden sei.

„Darauf konnte nun unser alter, Allen wohl bekannter „Hans Eberfelder*) — der nachherige Schullehrer in unsrer „Gemeinde — nicht länger stille sitzen", so spricht ein Chronist der Gemeinde Gosau, indem er die besondern Vorfälle seines Ortes bei Gelegenheit des Josephinischen Toleranz-Edicts erzählt, eine Specialerzählung, zu der ich hier übergehe, weil sie diese Vorfälle recht lebendig mittheilt, und weil ähnliche Begebenheiten noch in andern Thälern Statt hatten, — „da konnte also der alte Eberfelder nicht länger stille sitzen. Obwol er krank war, so erglühte er doch von Eifer für den Glauben seiner Väter, bestellte von jedem Viertel der Gemeinde ein Paar Männer zu sich, und beschloß, mit diesen von Haus zu Haus zu gehen, und alle Diejenigen, die sich nun öffentlich bekennen wollten, auf-

*) Dieß ist ein fingirter Name. Der richtige Name kann dem blos nach den Facten begierigen Leser gleichgültig sein.

zuschreiben, und die Liste derselben, wenn der katholische Geistliche auch am folgenden Tage noch Nichts über das Toleranz-Edict kund geben würde, dem Salz-Amte zu übergeben."

„Als aber am folgenden Tage der katholische Pfarrer, etwas widerwillig, oder gar unwillig, aber pflichtgemäß, von der Kanzel vermeldete: „draußen am Brand" würde ein Patent verlesen werden; wer es wissen wolle, könne hinausgehen, und es anhören; da strömte die ganze Versammlung in freudiger Hoffnung hinaus, und fand sich nicht betrogen; denn am Söllerfenster des Brandwirths stand der damalige Mauth-Einnehmer Mandlet, und las mit lauter, vernehmlicher und wohltönender Stimme das Religions-Toleranz-Patent des Kaisers Joseph II. vor."

„Unten aber flossen die Freudenthränen unserer Väter, die nun hörten, was sie so lange vergebens gewünscht hatten zu hören. In die Wohnung des Mauthbeamten drängten sich Alle hinein, und dieser setzte sich hin und schrieb Namen für Namen auf, die Namen aller Derjenigen, welche von dem Toleranz-Patent Gebrauch machen und sich für Protestanten erklären wollten. Nur wenige wagten es nicht, dieß zu thun, weil sie noch immer andere Hinterlist besorgten. Der Tisch konnte kaum mehr das Geld fassen, das jeder als Schreibegebühr freudig hinlegte. Das Einschreiben der Namen mußte auch noch am folgenden Tage, welcher ein Neujahrstag war, fortgesetzt werden."

„Allein vorläufig war nun noch Nichts vorhanden, als das Toleranz-Patent und jene Namen-Liste, und selbst diese letzte wurde noch vielfach von den Katholiken angegriffen und bestritten. Manche, sagten sie, seien darunter, die nur gezwungen, oder von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen und überredet, sich als Protestanten eingeschrieben hätten. Man stellte ein Examen mit ihnen an. Allein kein Einziger ließ sich wieder umschreiben."

„Auch kamen selbst, nachdem die Liste fest stand, noch allerlei Bedrängnisse und Nöthen. Es war nicht gleich Geld zur Errichtung eines Bethauses da. Ja es fehlte sogar noch die specielle, schriftliche Erlaubniß dazu, die doch nöthig war. Vom katholischen Kirchhof wurden die Protestanten gar sofort ausgeschlossen, und sie besaßen nicht gleich einen eignen Todtenacker, als der Tod schon zwei evangelisch gewordene Frauen überraschte. Die Katholiken hatten dem ebenfalls evangelisch gewordenen Todtengräber die Grabwerkzeuge weggenommen. Endlich entschloß sich ein wohlhabender Bauer, der Gemeinde eine Stück Land zum Kirchhofe zu schenken, und jene beiden Frauen wurden als erste Samenkörner der neuen Gemeinde in das Erdreich gesenkt. Friede sei ihrer Asche! — Da die obrigkeitliche Erlaubniß zur Errichtung eines Bethauses lange zögerte, so befiel Manche wieder Furcht und Angst, die von ihren Feinden noch vermehrt wurde. Es hieß wieder, das Ganze sei nur angezettelt, um die eigensinnigen und unverbesserlichen Protestanten alle auf einer Proscriptionsliste beisammen zu haben und sie dann alle mit einander zu verbrennen, nachdem man sie ihrer Güter beraubt habe. Die Abtenauer, die katholischen Bewohner eines der Gosau benachbarten Thales, glaubten auch wirklich an die Existenz eines solchen Projects, meinten, daß ihnen dann die Güter ihrer Nachbarn, der Gosauer, zufallen würden, und theilten sich schon im Voraus in die Gründe und Besitzungen derselben. Selbst als schon in einer benachbarten protestantischen Gemeinde, mit Namen Goisern, die Erlaubniß zur Erbauung eines Bethauses gegeben und dieses wirklich begonnen worden war, sagte man noch den armen, geängsteten Leuten spöttisch, sie möchten sich doch ja nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß dieß wirklich ein Bethaus werden solle. Einige sagten, es würde ein Korn-

magazin, Andere eine Soldaten-Caserne, Viele sogar ein Gefängniß für alle Lutheraner und Ketzer*). — Sie hielten wieder geheime Versammlungen und schickten in ihrer Angst Boten an den Kaiser, um ihn in Folge seines Toleranz-Edicts um die Erlaubniß zu einem Bethausbaue und um Schutz und Geldunterstützung dabei zu bitten. Aber diese Boten kamen „Hindernisse halber“ nicht vor. Endlich im Juli des Jahres 1782 kam zum ersten Male ein protestantischer Prediger von unten her in das Thal der Gosau hinauf, um ihre Kranken zu besuchen und ein protestantisches Kind zu taufen. Diese erste Taufe geschah auf ausdrückliche Erlaubniß des Salz-Amtmannes bei einem Säuglinge aus dem Wallmergute Nr. 171. — Doch konnte der Prediger nicht lange bei ihnen bleiben. Im Jahre 1783 erwählten sie sich

---

*) Besonders waren die Frauen sehr ängstlich. Ein sehr alter protestantischer Bauer des Salzkammerguts, mit dem ich sprach, erinnerte sich des ganzen Vorganges bei der Verkündigung des Toleranz-Edicts noch sehr lebhaft. Er sei damals 8 Jahre alt gewesen, seine Geschwister aber noch jünger. Sein Vater und seine Mutter seien mit einander zu Rathe gegangen, ob sie sich auch „schreiben“ lassen sollten oder nicht. Der Vater sei dafür gewesen, die Mutter aber dagegen. Diese habe allerlei Schlimmes gefürchtet, und habe gesagt, man wolle die Aeltern gewiß nur allein fangen und sie dann von ihren Kindern trennen. Diese würde man im Lande behalten und katholisch erziehen, die Aeltern aber in die Verbannung senden. — „Mag', was Du willt!“ habe endlich der Vater gesagt, „i laß mi schreiben“. — Und da habe sie sich denn auch entschlossen, mit ihm zu gehen. — Dieser alte Bauer erzählte mir auch von jenen, in den protestantischen Thälern herumgehenden Kapuzinern, welche oft in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag zu den Häusern der des Protestantismus Verdächtigen herumschlichen und dann unverhofft an die Thüre pochten, was allemal einen großen Schreck unter den armen, betenden Leuten verursachte. Der Erzähler schlug, indem er mir dieß sehr lebendig vortrug und um es noch anschaulicher machen wollte, dabei so stark mit der Faust auf den Tisch, daß ich selber zusammenfuhr. Ich merkte hierbei deutlich, wie heftig ein solches Klopfen auf die Gemüther gewirkt haben mußte, da [illegible] Alter es noch nach 70 Jahren nicht vergessen hatte, und selbst gewissen

einen Schulmeister. Und endlich nach mehren Deputationen an den Kaiser kam denn auch die ausdrückliche Erlaubniß zur Errichtung eines Bethauses."

„Ein alter, frommer Bauer, Namens Wallmer, hatte sonst oft von gewissen großen Bäumen im Thale gesagt: „Haut mir hier keinen dieser Bäume um; denn mit ihnen können wir uns wol noch einmal ein Bethaus bauen." — Der Wallmer war jetzt lange todt. Aber Alle erinnerten sich seiner prophetischen Rede. Man hieb die alten, fürs Bethaus lange Zeit aufgesparten Bäume um. Alles, was arbeiten konnte, arbeitete. Was Pferde hatte, spannte vor. Und nicht etwa 40 Kreuzer Münze kostete dazumal ein Tagewerk zum Bethause, wie heut zu Tage, sondern ein „Vergeltsgott" und „auf Wiederkommen"! Auch lieh

---

maßen dabei erschrak, wie jener freigelassene Sclave, dessen Schrecken beim Peitschenknalle der Verfasser des Timon schildert. — Wenn in jener für sie so betrübten und gedrückten Zeit ein Protestant zum Sterben kam, und nach dem letzten Troste des Christen verlangte, so hat er zwar nicht selten das Abendmahl aus der Hand eines katholischen Priesters genommen, zuweilen haben sie es sich aber auch selbst administrirt. Derselbe Bauer erzählte mir als eine Jugenderinnernng folgende Geschichte: Ein alter Protestant in einer sehr entlegenen Thalgegend sei sterbenskrank gewesen, und es habe ihn außerordentlich nach dem Genusse des heiligen Abendmahls verlangt. Kein Geistlicher sei zur Hand gewesen, es ihm zu geben. Da habe seine bejahrte Frau ein Bröckel Brod genommen — es sei das letzte Krümchen gewesen, das, in Papier gewickelt, im Hause vorhanden —, dieses harte Bröckchen Brod habe sie dann statt mit Wein — denn Wein dringt natürlich in die entlegenen Hirtenwirthschaften nur selten hinauf — mit Wasser übergossen und etwas eingeweicht. Sie habe ihrem Manne gesagt, sie wollten Beide recht inbrünstig über dieses Brod und Wasser beten. Wenn es ihnen Beiden so recht heilig in der Seele wäre, dann würde Gott gewiß das Wunder wirken, und diese Substanz in das rechte und wohlthätige Abendmahl verwandeln. Der Sterbende sei auch dieser Meinung gewesen, und unter Gebeten und Seufzern habe seine Frau es ihm administrirt, und er sei dann auch sehr beruhigt und selig verschieden.

die Gemeinde eine Geldsumme zur Bestreitung der sonstigen Kosten. Ein reicher Nürnberger Kaufmann, Namens Kißling, sandte aus seinem Beutel reiche Gaben, und empfahl den Gosauern auch einen frommen Mann, Namens Wehrenpfennig, als Prediger. Die Nürnberger und Augsburger Protestanten hatten sich schon von alten Zeiten her den Protestanten in Oestreich sehr freundlich und geneigt gezeigt, und waren ihnen bei vielen Gelegenheiten mit Rath und That beigesprungen. Der neu erwählte und von Nürnberg aus dotirte Prediger kam schon ins Thal, noch ehe die Kirche fertig war. Er predigte ihnen unterdessen in ihren Häusern und auf dem freien Felde, und gab ihnen und ihren Kindern Unterricht im Gesang, den sie beinahe ganz verlernt hatten, da sie nie laut hatten singen dürfen. Sie konnten bald 50 Lieder auswendig und auch nach den dazu gehörigen Melodien vortragen. Endlich war das ganze Innere des Bethauses vollendet, sowie auch die nöthigen Kirchengefäße für die Taufe und das Abendmahl angeschafft. Und am letzten Trinitatis des Jahres 1786 konnten sie denn in ihrem Bethause den ersten feierlichen Gottesdienst und das Toleranzfest abhalten. Der Prediger sprach über den 7. Vers des 116. Psalms, welcher lautet: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele; denn der Herr thut dir Gutes!“ — Die ganze Kirche war übervoll von feierlich gekleideten Menschen. Das Gotteshaus selbst war mit Blumen und Kränzen geschmückt. Die neuen Kirchengefäße, die Taufschale, die silbernen Becher, die vergoldeten Altar-Leuchter glänzten und strahlten zur Freude der Gemeinde, die so viele Opfer für ihre Erlangung gebracht hatte, und was das Beste zur Kirchweih ist, die Herzen Aller waren voll heiliger Freude und Lust, einzugehen, wie David sagt, zu den Thoren Gottes mit Dank und zu seinem Vorhofe mit Lobe.“

Ich glaube nicht, daß diese Darstellung der Begründung oder Erneuerung einer protestantischen Gemeinde in Oestreich ein blos allgemeines und entfernt liegendes Interesse habe. Sie bietet vielmehr auch noch ein sehr specielles, naheliegendes und praktisches Interesse dar. Man sieht dabei nicht nur, wie es überhaupt bei solchen Emancipationen und solchen Constituirungen oder Reconstituirungen religiöser Gemeinden oder Secten zugeht, sondern man kann darin namentlich auch ein Modell zu dem finden, was noch heutiges Tags und zu unserer Zeit um uns her vor sich geht. Eben jetzt ist wieder eine Erweckungszeit für die Protestanten in denselben Gegenden. Eben jetzt stehen dort wieder protestantische Gemeinden aus dem Schlafe auf und thun einen Fortschritt, und eben jetzt constituiren sich dort ganz neue Gemeinden, die unsere Theilnahme und Sympathien in Anspruch nehmen. Durch jenes Josephinische Toleranz-Edict wurden nämlich die Protestanten in Oestreich nicht eigentlich völlig emancipirt, sondern sie erlangten nur Toleranz; sie kamen wirklich nicht einmal zum Genuß aller der Rechte, die ihnen Joseph II. zugedacht hatte. Sie durften noch keine Kirchen, sondern nur Bethäuser bauen. Diese Bethäuser mußten nach einer gewissen Vorschrift so gebaut werden, daß sie möglichst wenig auffielen und der herrschenden Religions-Classe so möglichst wenig Anstoß gaben. Auch durften sie keine Thürme daneben setzen und sich keines Glockengeläutes bedienen. Bei vorkommenden Gelegenheiten mußten sie sich wegen des Glockengeläutes an die ihnen benachbarten katholischen Kirchen wenden und ihnen für die Gefälligkeit Etwas bezahlen. Die Geburts-, Tauf- und Copulations-Bücher und Scheine, welche die evangelischen Geistlichen etwa schreiben mochten, hatten keine Gültigkeit. Vielmehr wurden diese eben bei den katholischen Pfarrern des Orts geführt, wofür ihnen

denn auch Schreibegebühren entrichtet werden mußten. Ebenso mußten gewisse Kirchengebühren bei Geburten, Heirathen ꝛc. mit den katholischen Pfarrern getheilt werden. Der protestantische Prediger stand also immer noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem katholischen Pfarrer. Ferner hatten auch nicht alle protestantischen Dorfschaften, die wol gewünscht hätten, ein besonderes Bethaus zu besitzen und eine eigene Gemeinde zu bilden, die specielle Erlaubniß dazu erlangt, und waren, um nicht die Anzahl der protestantischen Gemeinden zu sehr zu vermehren, mit Kirchen verbunden, welche sehr entlegen und von ihnen schwer zu erreichen waren*).

Diese und viele andere Uebelstände wurden nun seit Josephs Zeiten bis auf unsere Tage herab noch immer von den Protestanten ertragen und als eine Last empfunden. Die Jahre 1848 und 1849 brachten ihnen endlich eine vollkommene Gleichberechtigung, oder wenigstens eine entschiedene Aussicht auf eine solche. Es begann nun eine ganz ähnliche Erregung und Thätigkeit in den protestantischen Gemeinden Oestreichs, wie zur Zeit des Josephinischen Toleranz-Edicts, und wie wir sie beispielsweise einen ein-

*) Wie die Katholiken nicht selten danach trachteten, den Protestanten ihre Josephinischen Toleranz-Privilegien zu verkümmern, so haben aber auch die Protestanten zuweilen gestrebt, diese Privilegien hie und da unmerklich etwas auszudehnen. So z. B. wurde mir von einer protestantischen Gemeinde in Ober-Steier Folgendes erzählt. In der Gegend, wo diese Gemeinde liegt, haben die wohlhabenden Bauern die Sitte, auf ihren Bauerhäusern ein Thürmchen oder einen kleinen Ausbau zu errichten, in welchem eine Glocke aufgehängt wird, um damit die Hausleute und Knechte zum Essen zusammenzurufen. Ein wohlhabender protestantischer Bauer schaffte sich nun eine Glocke an, die etwas größer war, als die gewöhnliche, und hing sie in seinem Hause, das ganz in der Nähe der protestantischen Kirche stand, auf. Damit ließ er nun allemal am Sonntage läuten, wenn der Gottesdienst anfing, damit er und seine Glaubensgenossen doch die Freude und

heimischen Chronisten in seinem eigenen Dorfe haben schildern hören. Sofort regten sich Bauprojecte zur Verwandlung der alten Josephinischen Bethäuser in ordentliche Kirchen; sofort wurden Gelder zusammengeschossen, um hohe Glockenthürme zu errichten. Auch traten, wie ehemals der Kaufmann Kißling aus Nürnberg, ausländische Protestanten hülfreich hinzu und gaben Unterstützungen, wodurch einige Prediger besser dotirt, Pfarr- oder Schulhäuser gebaut werden konnten. Endlich vereinigten sich auch die Einwohner einzelner protestantischer Dörfer, die bisher mit entlegenen Pfarren verbunden gewesen waren, und beschlossen, mit Erlaubniß der Obrigkeit, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte und mit Hülfe fremder, wohlhabender Freunde, sich in ihrem Dorfe eine eigene Kirche zu bauen, und einen eigenen Prediger zu dotiren, damit ihre Alten und Invaliden, die bisher zuweilen gar nicht mehr den beschwerlichen Kirchgang über trennende Thäler und Gebirge zu machen im Stande waren, das Gotteshaus näher, und ihre Kranken und Sterbenden, die der Entfernung wegen oft alles geistlichen Zuspruchs entbehren mußten, den Geistlichen zur Hand hätten. Die alten, zu Josephs Zeiten

---

Feierlichkeit des Glockenlautens am Sonntage genießen möchten. Endlich dachten die Leutchen, sie könnten auch wol auf ihren Bethäusern einen solchen kleinen Ausbau anbringen, wie ihn ja alle Häuser in der Gegend umher hätten. Es war dieß eigentlich nicht gegen das Josephinische Toleranz-Edict, das ja besonders vorschrieb, die protestantischen Bethäuser sollten sich so wenig als möglich von den gewöhnlichen Häusern unterscheiden. Allmählig schmuggelten sie auch ein Glöcklein in diesen Ausbau hinein, wie dergleichen in ihren Wohnhäusern hingen, und damit fingen sie nun nach und nach in ihrem einsamen Thale ganz leise leise und allmählig stärker und stärker an zu lauten, daß das Echo lieblich wiederhallte. Eine Zeit lang ging das. Aber am Ende entdeckte es doch ein katholischer Priester, und da mußten sie ihre Glocke wieder wegnehmen und auch den Ausbau, der doch zu sehr einem Kirchthurme glich, abbrechen.

errichteten Bethäuser waren jetzt im Jahre 1848 sehr baufällig geworden; weil man nicht so leicht die Erlaubniß zur Errichtung eines neuen bekam, so hatte man sie bisher immer so lange als möglich reparirt. Doch war im Jahre 1848 nur wenigen durch solche Reparaturen noch zu helfen, und die Emancipation und Gleichberechtigung kam daher ganz zur rechten Zeit. Ueberall wollte man nun schnell Neues schaffen; oft aber fehlten beim guten Willen die Mittel. Konnte man so schnell nichts Größeres thun, so schrieb man vorläufig auf die Mauern des alten Bethauses mit großen und triumphirenden Buchstaben: „Protestantische Kirche“, und erfreute sich wenigstens der Idee, daß das alte Gotteshaus nun einen höhern Rang bekommen habe. Konnte man nicht so schnell einen ganzen Glockenthurm schaffen, so kaufte man wenigstens ein Paar Glöcklein, und suchte auf dem Boden des alten Bethauses einen Raum für sie zu bereiten, aus dem sie nun frei hinaus erschallen könnten, um die Gemeinde mit ihren feierlichen Klängen zu erfreuen. An manchen Orten aber ging man in dem ersten Freudentaumel wol zu weit, und baute, von großmüthigen Freunden unterstützt, sogar größere und prachtvollere Gotteshäuser, als gerade nöthig gewesen wären.

Das Ringen und Kämpfen einer bisher gedrückten Menschenclasse mit Hindernissen aller Art, und die Opfer, die sie um ihres religiösen Glaubens willen bringt, haben so viel Achtbares und Rührendes, daß ich nicht begreife, wie es die Herzen aller, auch selbst der anders denkenden Menschen nicht bewegen sollte. Von Haus aus sind unsere natürlichen Sympathien schon immer auf der Seite des Schwächern und Gedrückten, mag dieser ein Protestant, ein Jude oder gar ein Mohamedaner oder sonst Etwas sein, und ich könnte mir sehr wohl denken, daß ein reicher Protestant in rein pro-

testantischen Ländern, in welchen bisher die vereinzelten katholischen Gemeinden sehr gedrückt, beschränkt und arm waren, z. B. in Schweden oder Dänemark, diese Katholiken bei ihren Emancipations- und Constituirungsbestrebungen mit Freudigkeit unterstützte. Ich wunderte mich daher nicht wenig, daß ich in Oestreich so selten ein Beispiel auffinden konnte, daß reiche Katholiken den armen Protestanten eine solche Unterstützung und Sympathie zu Theil werden ließen, und ich habe darüber zuweilen mit Katholiken, die sonst sehr wohlwollend waren und im Uebrigen gern Jedem seinen Glauben ließen, gesprochen; allein ich fand sie immer ohne Theilnahme für die Sache der östreichischen Protestanten. Sie sagten mir, für Preußen und für andere Länder, wo der Protestantismus gänzlich herrsche, möge er ganz gut sein; aber für sie in Oestreich sei er ein kleiner Krebsschaden, ein Leiden und eine Quelle vieler Uebelstände und Reibungen. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß diese Glaubens- und Meinungsdifferenz gar nicht existire, und kein Mensch könne von ihnen das Unnatürliche verlangen, daß sie noch zur Fortsetzung und Pflege dieses Uebels beitrügen. — Alle Unterstützungen, welche den hiesigen Protestanten zu Theil geworden sind, sind ihnen aus Norddeutschland gekommen, von einzelnen wohlhabenden Freunden, die sie in ihrer Heimath aufsuchten, vom Gustav-Adolphs-Verein und von dem preußischen, sowie auch vom dänischen Königshause.

Ich habe überall bemerkt, daß, wo zwei verschiedene Religionssecten neben einander leben, so abgeneigt sie auch im Princip einander sein mögen, allmählig doch immer die eine Etwas von der andern annimmt und Manches von ihren Ceremonien mitmacht, um den Unterschied im äußern Leben nicht so auffallend, und das Nebeneinander-Existiren erträglicher zu machen. Dieß ist auch hier in Oestreich der Fall zwischen Katholiken und Protestanten. Wenn in Hallstatt

oder einem andern Salzkammerguts-Orte die katholische Vesper lautete, und alle Katholiken auf der Straße den Hut abnahmen und still beteten, sah ich dieß auch die Protestanten thun. Sie sagten mir, es wäre kein Zwang dabei, und einige Protestanten thäten es auch nicht. Umgekehrt bemerkte ich, daß die Katholiken nicht nur einen katholischen, sondern auch einen protestantischen Leichenzug ehrerbietig begrüßten. Ebenso nehmen die Protestanten fast allgemein den Hut vor dem Allerheiligsten der Katholiken ab, wenn es ihnen in der Straße begegnet. Es ist übrigens auch von oben herab eine Vorschrift über diesen Punkt gegeben worden, die man gar nicht unbillig finden kann. Dieselbe geht dahin, daß die Protestanten, wenn das Allerheiligste ihnen begegnet, entweder aus dem Wege gehen oder in „schicklicher und ehrerbietiger Stellung stehen bleiben sollen". Zu knieen brauchen sie nicht, und das thun sie auch nicht; aber den Hut nehmen sie alle ab. Das Niederknieen beim Vorübergehen des Allerheiligsten gehört übrigens zu jenen gottesdienstlichen Ceremonien im Freien, durch welche die katholische Kirche überall auch das alltägliche Leben mit ernsten Mahnungen an die Gottheit durchwebt, und welche mitunter die ergreifendsten Scenen herbeiführen. Hier in Ischl — es ist wol nur in den kleinen katholischen Orten so — knieen alle Leute, Jung und Alt, Männer, Mädchen, Frauen, gleich da auf der Straße nieder, wo sie sich eben befinden, und drehen das Gesicht nach der Seite hin, wohin der Priester mit dem Allerheiligsten sich wendet. Sie bleiben so lange liegen, als sie dieß sehen können, und bis der Priester in eine andere Straße einbiegt. Bevor er dieß thut, bleibt er einen Augenblick stille stehen, hebt das Allerheiligste empor, und giebt der ganzen Bevölkerung der Straße seinen Segen, indem er das Kreuz macht. Alles, was auf der Gasse kniet, verbeugt sich und erhebt sich dann aus dem Staube. Die Protestanten

feiern aus Nachgiebigkeit und nachbarlicher Gefälligkeit auch die katholischen Marienfeste und sogar das Frohnleichnamsfest etwas mit, und haben an solchen Tagen ebenfalls einen Feiertag, Gottesdienst und Gebet. Umgekehrt feiern die Katholiken in den gemischten Gemeinden den Charfreitag, den die Protestanten so hoch halten, mit. Auch grüßen die protestantischen Kinder sehr freundlich den vorübergehenden katholischen Priester, so wie umgekehrt der protestantische Prediger von den Katholiken die Grüße empfängt, die jedem Geistlichen gegeben werden. Ich ging mit einem solchen Prediger spazieren, und alle Kinder, darunter die Mehrzahl Katholiken, kamen herbeigelaufen, ihm die Hand zu küssen, so wie die Alten überall sehr ehrerbietig den Hut abnahmen.

Ich erwähnte oben eines gewissen Schaitberger's, eines protestantischen Exulanten aus Salzburg. Dieser Mann, obwol er seiner Zeit nur ein armer Bergmann gewesen, ist doch unter den Protestanten Oestreichs durch seine hinterlassenen frommen Schriften so berühmt und einflußreich geworden, daß man hier auf Schritt und Tritt von ihm hört. Und wer sich für den Protestantismus in Oestreich interessirt, der muß sich auch von dem alten Schaitberger erzählen lassen, dessen Werke nicht nur in Oberöstreich noch heutiges Tages in aller Protestanten Händen sind, sondern auch bei den Protestanten in Ungarn, in Preßburg und noch weiter hin einen eben so großen Ruf genießen, wie des alten frommen Arndt's Christenthum in einem weitern Kreise der protestantischen Welt, oder wie des frommen Cromwell'schen Soldaten Bunyan's Werke bei einem großen Theil der englischen Protestanten.

Joseph Schaitberger, „dieser so redlich gesinnte, geistliche Israelit", erblickte das Licht der Welt zu Dürnberg im Bisthum Salzburg im Jahre 1658. Seine Aeltern waren

geheime Protestanten, und unterrichteten ihn insgeheim in Gottes Wort.

„Wie er aber aus der heiligen Schrift gelernt" — so fährt der alte Biograph Schaitberger's fort, der seinen Schriften eine kurze Lebensbeschreibung, oder, wie er sich ausdrückt, einen kurzgefaßten Bericht der besondern göttlichen Führung des so lieben Authoris, des so treuen Bekenners der evangelischen Wahrheit, und des um solcher willen aus dem Salzburgischen vertriebenen Bergmannes, beigefügt hat, — „wie er nun aber aus der heiligen Schrift gelernt, daß bei einem rechtschaffenen Christen Beten und Arbeiten beisammen sein müssen, also legte er auch bei seinen Uebungen der Gottseligkeit die Hand an den Pflug einer ehrlichen Hantirung, und gab zum Behufe seines leiblichen Unterhaltes einen Bergmann ab." — Er nahm auch ein frommes Mädchen zu seiner Frau, nährte sich redlich mit ihr, und diente in treuem Glauben seinem Gotte. Wie aber die liebsten Kinder Gottes niemals ohne Kreuz und Leiden sind, sondern wie öfters zur Bewährung ihres Glaubens, ihrer Hoffnung und Geduld bei ihnen eine Trübsal der andern, so zu sagen, die Hand bietet, also wurde auch Schaitberger von schwerem Kreuze und von einer Reihe von Trübsalen heimgesucht. Es kam am Ende des 17. Jahrhunderts die traurige Zeit der Verfolgung und Austreibung vieler Salzburger Protestanten durch ihren Bischof, und unter ihnen war auch unser Bergmann. Da er dem Glauben seiner Väter nicht untreu werden wollte, so sah er sich im Jahre 1686 gezwungen, mit großem Verluste an seinem irdischen Vermögen in die Fremde zu wandern. Nach vielen Irrfahrten und Schicksalen kam er nach Nürnberg, und fand daselbst zuerst mit Holzhacken und anderer Handarbeit etwas Verdienst; dann aber nährte und etablirte er sich daselbst als Drahtzieher. Seine treue Frau ließ ihn nicht allein in seinem betrübten Exulan-

tenstande; sie wanderte mit ihm aus und theilte alles Ungemach mit ihm. Aber seine Kinder waren in der katholischen Heimath zurückgeblieben, und hatten sich auch für eifrige Katholiken erklärt. Ja eine seiner verheiratheten Töchter, da sie von der Noth ihres Vaters in der Fremde hörte, kam sogar hinausgereist nach Nürnberg, in der Absicht, ihn zu bekehren und zur Rückkehr zu bewegen, indem sie ihm vorstellte, daß er einem ganz falschen Glauben anhinge, und daß er sich durch seinen Eigensinn sein eignes Lebensglück zerstöre, welches er bald wieder herstellen könne, wenn er sich nur zu der rechtgläubigen Kirche wenden wolle. Allein dieser für den Katholicismus anfangs sehr beredten Tochter ging es wie Paulus. Als ihr Vater selbst anfing, ihr in die Seele zu reden und für den Protestantismus zu sprechen, da wurde sie selber von dem Feuer des Vaters ergriffen, zu seiner Ueberzeugung bekehrt, und ging nicht wieder nach Salzburg zurück, sondern blieb, alles das Ihrige hinter sich lassend, als arme Exulantin beim Vater in Nürnberg.

„Der betrübte Kreuzesbruder" gedachte in seinem Exulantenstande beständig mit Wehmuth seiner Heimath und der vielen dort unter dem Drucke des harten Bischofs lebenden Glaubens- und Standes-Genossen. Auch wußte er, daß viele seiner theuern Freunde und Verwandten, wie er, in dem Exile in der Welt zerstreut lebten. — Seine Gedanken und Gefühle, und seine guten Wünsche, die er für sie hegte, konnte er ihnen mündlich nicht aussprechen, weil er fern von ihnen lebte. Auch konnte er nicht täglich mit ihnen in Correspondenz stehen, weil er die Kosten eines solchen Wechselverkehrs nicht zu bestreiten vermochte, und weil am Ende auch der Bischof von Salzburg eine solche Verbindung mit dem Auslande nicht geduldet hätte. Er brachte daher ganz in der Stille seine eignen Gedanken über Religion und namentlich über das Tröstliche der protestantischen Re-

ligions-Verfassung und die Rathschläge und Ermahnungen, die er seinen Landsleuten gern selbst, als ein feuriger Apostel unter ihnen auftretend, gegeben hätte, zu Papier. „Welche von dem Herrn gesegnete Arbeit er nach und nach ohne Jemandes Beihülfe, als blos durch die in ihm gewedten Gnadentriebe des heiligen Geistes, zwar verfertigt und geschrieben, dabei aber niemals im Sinne gehabt, solche in Druck zu geben." Gleich von vornherein brachte er aber diese seine Gedanken, wie es auch ganz natürlich und den Umständen angemessen war, in die Form von Episteln und Sendschreiben, ebenso wie dieß ja auch die alten Apostel mit ihren an die Korinther, Römer 2c. gerichteten Ermahnungen thaten. „Und in diesen erbaulichen Büchlein und Sendschreiben suchte der fromme Exulant seine zurückgebliebenen Landsleute zu unverrückter Glaubensstandhaftigkeit zu ermuntern." — Zwei Nürnberger Kaufleute jedoch bekamen das, was der arme Drahtzieher in der Stille geschrieben hatte, zu sehen, und da es ihnen sehr gefiel, und da sie glaubten, daß die Verbreitung der Lecture desselben sowol im Allgemeinen zur Erweckung der Seele zur Frömmigkeit, als auch insbesondere zum Troste und zur Herzensstärkung der armen Salzburger Protestanten beitragen könnte, so ließen sie es auf ihre Kosten drucken und herausgeben. Dieses Buch bekam dabei folgenden Titel:

„Evangelischer Sendbrief, darinnen 24 nützliche Büchlein enthalten, geschrieben an die Landsleute in Salzburg und andere gute Freunde, dadurch dieselben zur christlichen Beständigkeit in den evangelischen Glaubenslehren Augsburgischer Confession in ihrem Gewissen aufgemuntert werden, aus heiliger, göttlicher Schrift zusammengetragen, und auf Begehren guter Freunde in Druck übergeben, von einem Bekenner der Wahrheit und einem um des

evangelischen Glaubens willen vertriebenen Bergmann aus Salzburg, Joseph Schaitberger."

„Schlecht und recht, deß behüte mich; denn ich harre Dein!"

„Nürnberg, in der Andreä Endterischen Buchhandlung."

Das Buch wurde sogleich in vielen Exemplaren sowol nach Salzburg, wohin man es im Verborgenen einschmuggeln mußte, als auch nach Augsburg und Straßburg geschickt, und auch in Nürnberg und anderen protestantischen Städten Deutschlands wurde es verbreitet. „Und eben dieses vor der Welt wenig scheinende, aber in rechter christlicher Glaubens-Einfalt geschriebene Buch hat Gott gewürdigt, es mit zu einem Werkzeug und Hülfsmittel zu erwählen, durch welches das Licht der reinen, unverfälschten, evangelischen Wahrheit in so vielen tausend Seelen in den Salzburgischen Landen immer heller angezündet worden. Es hat auch sonst in Oestreich und weit nach Ungarn und Illyrien hinein, mitten im Papstthum, überall einen großen und segensreichen Nutzen geschafft. — Sogar schon bei Lebzeiten des guten Autors, noch mehr aber nach seinem Tode."

„Es giebt den frommen und gegen ihren Gott redlich gesinnten Herzen alle Zeit eine besondere Freude, wenn sie durch die Erzählung des Lebens, Wirkens und frommen Todes ihrer Glaubensbrüder, und des mit solchem verknüpften, oft recht wunderbaren, und durch die rauhesten Kreuzes- und Dornen-Wege führenden Gnadenzuges der göttlichen Liebeshand sich untereinander erbauen können, — wenn sie absonderlich in Erwägung ziehen, wie sich die Spur der sonderbaren Gnadenführungen Gottes, entweder in der Prüfung rechtgläubiger und standhafter Christen durch mancherlei Trübsal oder durch die Erleuchtung der noch auf Irrwegen wandelnden Seelen, zu erkennen giebt, da sie denn durch so merkwürdige Beispiele sich zu gleichmäßiger Geduld

in dem ihnen von Gott zugeschickten Glaubens- und Leidenskampf auszurüsten ermuntert werden. Daher werden solche Menschen durch die Geschichte des unter die Stillen im Lande mit allem Rechte zu zählen seienden J. Schaitberger erbaut werden, für den Gott darum auch im Alter sorgte. Denn gegen sein Lebensende lenkte er die Herzen eines hochlöblichen Magistrats der Stadt Nürnberg zu diesem Manne, daß sie ihm in Ansehung seines christlich geführten Lebenswandels, ungeachtet er ein Fremder, dennoch die sonderbare Gnade angedeihen ließen, ihn unter die Zahl der sogenannten zwölf armen Brüder im Carthäuserkloster aufzunehmen; allwo er sich, sowol am Leibe, als auch vornehmlich an der Seele, bestens versorget sah, auch solche Versorgung noch über zehn Jahre lang genoß."

„Und da er darnach aus Verlangen, bei Christo, seinem Erlöser, zu sein, Gott inständig gebeten hat, ihn durch ein seliges Ende nach seinem heiligen Willen bald von dieser Welt zu sich in die ewige Seligkeit zu nehmen, so erhörte auch Gott solche Bitte, indem er anno 1733 den 1. Oct. in der Nacht auf das Verdienst unseres Erlösers Jesu Christi in großer Glaubensfreudigkeit selig entschlafen, nachdem er in dieser Welt gelebt 75 Jahre 6 Monate 1 Woche 6 Tage. Bei uns aber wird sein Andenken, da er absonderlich auch nach seinem Tode in seinen erbaulichen Schriften noch lange leben wird, wie das Gedächtniß aller Gerechten, so lebend als sterbend stets im Segen bleiben."

Die Schriften unseres vielgepriesenen Salzburger Bergmanns wurden im Laufe der Zeiten mehre Male aufgelegt und gedruckt. Jene Nürnberger Kaufleute mögen anfangs nur Einzelnes herausgegeben haben; nachher aber hat man Alles gesammelt, und mit Hinzufügung einiger neuen Schriften in einen Band vereinigt, „damit die liebhabenden Leser Alles beisammen finden". Diese neuen und vergrößerten Ausgaben,

von denen ich eine in Händen hatte, haben eben jenen Titel: „Neu vermehrter evangelischer Sendbrief ꝛc.“ — Und in dieser Form und Größe ist „der Schaitberger“ überall bei den Protestanten in den Alpen verbreitet gewesen. Er war bei ihnen von allen Büchern nächst dem Evangelium selber am höchsten geschätzt, und wurde von ihnen gleichsam als ein für sie besonders geschriebenes und ihren Umständen angepaßtes Evangelium betrachtet. Er wurde auch von den Capuzinern und Jesuiten, wie das Evangelium, selbst verfolgt, und Exemplare davon häufig confiscirt und verbrannt. — Wer einen ganzen und vollständigen Schaitberger besaß, glaubte einen großen Schatz zu haben; er wurde sorgfältig aufgehoben und versteckt, und für ihn höhlten sie die Balken ihrer Häuser und die Böden ihrer Gemächer aus, um einen geheimen und sichern Platz für ihn zu finden, einen Platz, den oft nur Wenige aus der Familie genau kannten, damit er um so weniger leicht verrathen werden konnte; etwa wie bei den Kosaken und Kleinrussen zuweilen die Frau, die Kinder und übrigen Hausgenossen den Ort nicht kennen, wo der Hausvater sein baares Geld verborgen hat. Noch heutiges Tages findet man in den meisten nicht ganz armen Protestanten-Familien einen Schaitberger. Fast Alle kennen ihn und haben ihn in ihrer Jugend mit ihren Aeltern gelesen. Manche, die keinen hatten, und mit denen ich sprach, „hatten doch schon seit lange die Absicht, sich einen zu kaufen“. Bei den Buchbindern, welche in den kleinen Ortschaften des Salzkammerguts zugleich die Buchhändler sind, finden sich noch heutiges Tages einige Schaitberger in neuen Ledereinbänden mit gelbem Schnitt zum Verkaufe. — Das Buch sollte eigentlich jedem frommen Christen, insbesondere aber Allen, die sich für die Geschichte und die Schicksale der Protestanten interessiren, bekannt sein. Es ist noch in unsrer Zeit als ein im Weingarten des Herrn gepflegter

und noch jetzt lebender, Blüthen und Früchte treibender Baum zu betrachten. Um die Existenz und Wirksamkeit dieses Buches ist es ihnen, so zu sagen, eine Tagesfrage, und es ist sehr wohl geeignet, nicht blos die Beachtung des Antiquars, sondern auch insbesondere des Reisenden in Anspruch zu nehmen. — Und wer die Aufmerksamkeit des größern Publicums darauf hinlenken und dazu beitragen kann, das Buch in größeren Kreisen bekannt zu machen, der soll es nicht unterlassen. Ich habe in meiner Einsamkeit in Ischl den ganzen lieben Schaitberger durchgelesen, und hätte große Lust, hier zum Frommen des Lesers einen vollständigen und übersichtlichen Auszug aus demselben einzuschalten. — Da ich aber hier in größter Kürze so viel als möglich beizubringen wünschen muß, so will ich mich auf eine bloße Mittheilung und kurze Inhaltsanzeige der verschiedenen Abschnitte und Tractate, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist, beschränken. Der Leser wird indeß auch daraus schon im Stande sein, Manches von dem Geiste des Ganzen und von seiner innern Kraft zu errathen.

Der erste Abschnitt des Buchs heißt: „Ein Sendschreiben an meine Landsleute."

Der zweite ist „ein christliches Religionsgespräch zwischen einem katholischen und evangelischen Christen." — Dieses Gespräch erinnert mich in seiner Abfassungs- und naiven Ausdrucksweise vielfach an ähnliche Gespräche, die in dem in England so berühmten Werke „The Pilgrim's progress" (des Pilgers Fortschritt), von jenem Cromwell'schen Soldaten Bunyan vorkommen. Bei den östreichischen Protestanten hat dieses Gespräch im Schaitberger einen eignen populairen Namen. Es heißt „der Streiter", vermuthlich weil Schaitberger darin polemisch auftritt, und weil sie es als den Eckstein seiner Schriften betrachten. Sie haben es so gern, daß sie beim Ankauf eines Schaitbergers den Buch-

händler gewöhnlich noch besonders darnach fragen, ob auch „der Streiter" dabei sei. Es ist wol möglich, daß „der Streiter" ein besonderer Gegenstand der Verfolgung von Seiten der katholischen Priester war, und oft vernichtet und herausgerissen wurde, und daß daher die Exemplare mit „dem Streiter" seltener geworden sind, als die ohne ihn.

Alsdann kommt eine Abhandlung unter dem Titel: „Geistlicher Christen-Spiegel, oder, wie frommgläubige Kinder Gottes Christo auf dem schmalen Kreuzeswege nachfolgen sollen."

Die anderen Abhandlungen geben oder behandeln der Reihe nach folgende Dinge: „Eine güldene Nährkunst der Kinder Gottes."

„Nützliche Todesgedanken. Zur Betrachtung menschlicher Schwachheit."

„Trost der Kranken, sammt eines christlich Sterbenden Testament."

„Evangelische Sterbeschule der Kinder Gottes."

„Christliche Sterbekunst."

„Des Autors Sterbelied."

„Tröstliche Sterbegedanken."

„Lautschallende Gerichtsposaune."

„Zwei kurze Trostschriften einer Gott liebenden Person."

„Wehmüthiges Sendschreiben eines Vaters an seine Kinder."

„Trostschrift für betrübte und geängstete Gewissen."

„Einfältige Fragstücke, wie ein Hausvater seine Kinder im christlichen Glauben unterrichten soll."

„Reisegespräch zwischen einem Pietisten und alten Lutheraner."

„Glaubenskampf, — Glaubenstrost, — Sterbelieder, — Krankentrost, — Seelentrost, — Klage- und Trostlied in Kreuz und Leid."

Dieß sind Schaitbergers Schriften alle. Doch ist ihnen gewöhnlich noch beigefügt: 1) „Ein biblisches Lustgärtlein“ (viele schöne Sprüche aus der Bibel enthaltend) und 2) „ein geistliches Liederbüchlein, ganz neu eingerichtet. — Dieses Liederbüchlein enthält 60 Lieder. Die hiesigen Protestanten nannten und nennen es daher gewöhnlich mit einem populairen Namen „den Sechziger“. Ich glaube nicht, daß diese Liedersammlung von Schaitberger herrührt. Sie enthält nicht blos religiöse, geistliche Gesänge, sondern auch Volkslieder, poetisch sein sollende Erzählungen und balladenartige Compositionen. — Es dient daher, wie es scheint, den Protestanten nicht blos zur Erbauung, sondern auch als Unterhaltungs-Lectüre. Sie erkundigen sich deshalb auch beim Einkaufe der Schaitberger-schen Schriften gewöhnlich, ob auch „der Sechziger“ dabei sei. Auch einzelne der Lieder des Sechzigers haben eine besondere Berühmtheit unter ihnen, und sogar einen eigenen populairen Namen bekommen. So z. B. heißt eines dieser Lieder der „Loambacher“, was, wie uns Jemand erzählt hat, von folgendem rührenden Ereigniß datirt: Es hatten sich einmal zu der Zeit, als der Bischof von Salzburg alle Protestanten aus seinem Lande vertreiben wollte, mehre hundert bedrängte Salzburger mit Weib und Kindern aufgemacht, und waren in ihrer Noth aufs Gerathewohl über die Berge ihres Landes hinweg ausgewandert, oder vielmehr entflohen. Sie wollten vermuthlich auf Umwegen den Weg ins deutsche Reich hinaus finden, suchten aber vorerst nur die Gränze des Salzburger Landes zu gewinnen, und gelangten über Felsen und Berge in ein fremdes Thal, unwissend, welche Leute und welche Aufnahme sie dort treffen würden. (Wer die Geschichte der aus den savoyischen Gebirgen flüchtenden Waldenser kennt, wird sich dabei erinnern, wie sie unter ganz ähnlichen Umständen an den Ufern des Genfer

Sees ankamen). Sie machten Halt an einem Flusse, welcher „der Loambach" hieß. Die Leute, die in dem Thale ihr Vieh weideten, wußten ihrerseits nicht, wer diese fremden Menschen waren, und was sie wollten, bis dieselben auf einmal einen Gesang anstimmten, der auch den Leuten des Thales schon wohl bekannt war, und den sie längst als eines ihrer Lieblingslieder aus ihrem alten, dem Schaitberger angehängten Sechziger zu singen pflegten. Da kamen nun die Thalleute, welche merkten, daß sie Protestanten und Glaubensgenossen vor sich hatten, herzu, und stimmten in das schöne Lied mit ein, begrüßten dann die fremden Salzburger freundlich, und nannten sie Brüder. Diese aber waren hoch erfreut, als sie merkten, daß sie in ein protestantisches Thal gekommen seien, und glaubten sich schon von aller Noth und Drangsal errettet. Und von dieser Zeit an hieß jenes Lied nach dem kleinen Flusse, an welchem diese Begegnung Statt hatte, „der Loambacher."

Es thut mir sehr leid, daß ich mir diesen sogenannten Loambacher nicht habe bezeichnen und mittheilen lassen. Ich habe mir aber ein Exulantenlied aus dem Schaitberger ausgeschrieben, von dem ich zwar in Zweifel bin, ob es der Loambacher ist, das aber jedenfalls dazu dienen kann, dem Leser einen Begriff von der Schreib- und Dichtungsweise Schaitbergers zu geben, und das ihm als ein Lied, welches nicht blos gedichtet, sondern auch tausend Mal von armen Verbannten gesungen worden ist, die jede Zeile des Gedichtes durchlebt, und jeden darin versteckten Klage- oder Trost-Gedanken auch in ihrer innersten Seele verspürt haben, theuer sein wird. Solche Gedichte, selbst wenn ihr poetischer Werth nicht groß sein sollte, haben gleichsam eine historische Bedeutung und werden uns ehrwürdig. Es heißt:

Exulanten-Lied.

I bin ein armer Exulant,
A so thu i mi schreiba.
Ma thut mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Das woaß i wohl, Herr Jesu mein,
Es is Dir a so ganga.
Jetzt will i Dein Nachfolger sein,
Herr! mach's nach Dein Verlanga.

Ein Pilgrim bin i halt nunmehr,
Muß 'rosa fremde Stroaßa.
Das bitt i Di, mein Gott und Herr,
Du wirst mi nit verlosa.

Den Glauben hab' i frei bekennt,
Deß darf i mi nit schäma,
Wenn mo mi gleich an Ketzer nennt,
Und thut mir Alles nehma.

Mein Gott, führ mi in ane Stadt,
Wo i Dein Wort kann hobe.
Darin will i Di früh und spat
In meinem Herzel lobe.

Soll i in diesem Jammerort
Noch länger in Elend leba,
So hoff' i doch, Gott wird mir dort
An bessere Wohnstatt geba.

Ich will hierauch noch ein anderes gar frommes Lied aus dem Schaitberger hersetzen, sowol weil es an sich sehr hübsch ist, als auch, weil es dem Leser wieder einen Begriff von der geistigen Speiße giebt, mit welcher die öſtreichischen Protestanten in ihren Gebirgen sich labten, und mit der Diejenigen unter ihnen, die lesen konnten, in den Nächten vom Sonnabend zum Sonntag die Ihrigen erfreuten, indem sie sie wie ein Weihnachtsgeschenk oder wie einen kostbaren Sparpfennig aus verborgenen Schaffen und Höhlen hervorholten. Es lautet so:

Du bist ein Mensch', das weißt du wohl.
Was strebst du denn nach Dingen,
Die Gott, der Höchst', allein nur soll
Und kann zu Wege bringen?
Du fährst mit deinem Witz und Sinn
Durch so viel tausend Sorgen hin,
Du denkst: Wie will's auf Erden
Doch endlich mit mir werden?

Es ist umsonst, du wirst fürwahr
Mit allem deinen Dichten
Auch nicht ein einzigs kleines Haar
In aller Welt verrichten,
Und dient dein Sorg' sonst nirgends zu,
Als daß du dich aus deiner Ruh
In Angst und Schmerzen stürzest,
Und dir das Leben kürzest.

Willst du was thun, was Gott gefällt
Und dir zum Heil gedeihet,
So wirf die Sorgen auf den Held,
Den Erd und Himmel scheuet.
Und gieb dein Leben, Thun und Stand
Nur fröhlich hin in Gottes Hand,
So wird er deinen Sachen
Ein gutes Ende machen.

Wer hat gesorgt, da deine Seel'
Im Anfang deiner Tage
Noch in der Mutter Leibeshöhl'
Wie im Gefängniß lage?
Wer hat allein dein Heil bedacht?
Was half da aller Menschen Macht,
Da Geist, da Sinn und Leben,
Dir ward in's Herz gegeben?

Durch wessen Kunst steht dein Gebein
In ordentlicher Fülle?
Wer gab dem Auge Licht und Schein,
Dem Leibe Haut und Hülle?
Wer setzt' die Theile hier und dort
Ein Jed's an seine Stell' und Ort?
Wer baute hin und wieder
So viel' und schöne Glieder?

Heb' auf dein Haupt, schau überall!
Hier unten, dort und oben,
Wie Gott gesorgt, auf jeden Fall,
Darum sollst du ihn loben.
Dein Brod, dein Wasser und dein Kleid
Ist auch schon eh', als du, bereit,
Die Milch, die du dann nahmest,
War auch schon, da du kamest.

Die Windeln, die dich ganz gemach
Umfingen in der Wiegen,
Dein Bettlein, Kammer, Stub' und Dach,
Und wo du solltest liegen,
Das war ja Alles zugericht,
Eh' als dein Mund und Angesicht
Eröffnet war und sahe,
Was in der Welt geschahe.

Thu' als ein Kind, und lege dich
In deines Vaters Arme.
Bitt' ihn und flehe, bis er sich
Doch deiner wol erbarme,
So wird dich Gott durch seinen Geist
Auf Wegen, die du jetzt nicht weißt,
Nach wohlbestandnem Ringen
Aus allen Sorgen bringen.

Ich habe keine Darstellung der speciellen und vollständigen Geschichte der Protestanten des Salzkammerguts und namentlich ihres mehr oder weniger gepflegten oder verwahrlosten sittlichen Zustandes auffinden können. Von geschichtlichen Darstellungen der Bedrückung und Auswanderung der Salzburger Protestanten im Jahre 1732 giebt es aber mehre, unter andern die ziemlich bekannte von Panse, die ich gelesen habe. In diesem Werke findet man eine kleine Geschichte, von einer Salzburger Exulantin erzählt, die an sich sehr hübsch ist, aber für uns Deutsche deßhalb noch merkwürdiger wird, weil sie unsern Goethe zu einem seiner schönsten Gedichte, nämlich zu seinem „Herrmann und Dorothea“ veranlaßte. Ich schrieb sie mir in Ischl aus, so wie sie in besagtem

Panse steht, und will sie hier hersetzen, weil sie gewiß Manchen, der in Bezug auf die Veranlassung zu „Herrmann und Dorothea“ so unwissend ist, wie ich es war, interessiren wird. Ich muß dabei die Bemerkung vorausschicken, daß der König von Preußen damals die vertriebenen Salzburger eingeladen hatte, sich in seinem Lande anzusiedeln, und deßwegen einen eigenen Commissair ihnen entgegengeschickt hatte, ihre Wanderung zu leiten und ihre Züge zu ordnen. „Dieser preußische Commissair, Namens Göbel, hatte sich,“ so erzählt Panse, „kaum nach Regensburg begeben, als er die Nachricht erhielt, daß 730 Salzburger Emigranten in das Fürstenthum Oettingen eingerückt seien, um den Weg nach Nürnberg und dann weiter nach dem Norden einzuschlagen. Er eilte daher am 28. März nach Hambach, wo er sie einholte, und indem er sie für preußische Unterthanen erklärte, überhob er sie zugleich der Noth des Bedürfnisses. Als sie durch Altmühl zogen, fand sich der Sohn eines vermögenden Bürgers bei ihnen ein, der den Auswanderern nachfolgte, und wie durch einen Zauber an ihre Bewegungen gefesselt zu sein schien. Endlich trat er zu einer schönen Salzburgerin, und fragte sie schüchtern, wie ihr das Land gefiele, und ob sie wol bei seinem Vater dienen wolle. „In Eurem Lande,“ versetzte sie, „gefällt mir's ganz wohl, und wenn Ihr mich annehmen wollt, so will ich Euch treu und fleißig dienen. Ich kann das Feld bestellen, die Kühe melken, das Gras mähen und trocknen.“ — Der junge Bürgerssohn führte sie darauf zu seinem Vater, und bat ihn, sie ihm zum Weibe zu geben. Und als dieser sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, und sie fragte, ob sie selber einwillige, antwortete sie: „Ihr habt mich zum Besten, Euer Sohn begehrte eine Magd, und als solche will ich mein Brod wol verdienen.“ — Als aber beide bei

ihrem Entschlusse beharrten, und der junge Bürger ihr ein Ehepfand überreichte, griff sie in ihren Busen, zog einen Beutel mit 200 Ducaten heraus, und übergab sie mit den Worten: „Ich will Euch halten, wie mein Auge im Kopfe. Hier nehmt meinen Mahlschatz, den ich mir ersparte."

Panse's Geschichte der Salzburger Exulanten kann man übrigens auch jetzt noch mit Nutzen als einen Beitrag zur Charakteristik der Geschichte der Deutschen im Allgemeinen lesen; freilich nicht ohne Wehmuth und Widerwillen. Schon damals muß die Souveränetät der deutschen Fürsten außerordentlich tief eingewurzelt gewesen sein. Schon damals schalteten sie in ihren Landen, unbekümmert um das Ganze, wie es ihnen gefiel. Auch gab es bei jener berüchtigten Vertreibung der Salzburger Protestanten so viele Botschaften hin und her, so viele Verhandlungen hinüber und herüber, so viele Noten und erfolglose Protestationen, so viel Unentschiedenheit und unschlüssige Halbheit, wie bei allen deutschen Reichsangelegenheiten vorher und nachher, und wie auch wieder in unserer neuesten Zeit. Nur der orthodoxe und tyrannische Bischof war entschlossen, entschieden und ganz, und er that, trotz der zahllosen Protestationen Preußens, trotz „des nicht völligen Beifalls des Kaisers", und trotz der Verhandlungen des Regensburger Reichstags, wo die Salzburger Protestanten, Hülfe suchend, ihre Klagen vorbrachten, und wo alle protestantischen Stände gegen den Bischof eiferten, ganz wie ihm beliebte. Er brachte die Säuberung seines Landes von Protestanten völlig zu Stande. Es giebt dort, wo einst die evangelische Lehre allgemeiner verbreitet war, als in jedem andern Lande von Oestreich, jetzt gar keine Protestanten mehr, oder wenigstens, es ist dort, wie gesagt, nur noch „ganz wenig Same verstreut."

III.

Fahrt durch Ober-Steiermark und Nieder-Oestreich.

---

1. Durchs Enns-Thal.

Uns zog der hohe Ruf, in welchem Maria-Zell und die ganze benachbarte Gegend Obersteiermarks bei allen Frommen sowol, als bei den Naturfreunden steht, an, und wir beschlossen daher, statt auf der großen Donaustraße mitten durch die Gebirge zu der Hauptstadt Oestreichs vorzudringen. Ein kleiner, niedriger Einspänner führte uns von Ischl über den Paß „Auf der Plotschen" am ersten Tage bis Aussee. — Auf Schritt und Tritt jubelte unsere Seele über die zahllosen reizenden und großartigen Scenen, die sich dem Reisenden in diesem herrlichen Lande darbieten.

Auf der Höhe des Plotschen begegnete uns eine arme Frau aus der Gegend von Aussee, die ein krankes Kind in einem Karren zog. Der kleine Bruder ging hinterdrein und schob nach. Sie wolle, sagte die Frau, ihren elenden Wurm zu einem Arzte in Ischl bringen. Und als ich sie fragte, warum sie denn mit dem Kleinen so weit über die Berge fahre, erwiederte sie: „Ich kenne dort einen Arzt, der mir einmal vor 6 Jahren geholfen hat. Und wo man einmal Vertrauen hat, da geht man halt hin. Ich hoffe, der Dr. . . . . . lebt noch? Wissen Sie nicht, mein Herr, ob er noch in Ischl lebt?" — Wie froh war ich, daß

ich der guten Mutter eine trostreiche Nachricht mit auf den Weg geben konnte.

Jenseits des Plotschen erblickten wir ganz in der Nähe den schroffen Loser, eine uns wohlbekannte Gestalt; denn wir hatten ihn oft genug von den Ischler Höhen aus betrachtet. Ihm gegenüber auf der andern Seite der Straße liegt der Sarstein und an seinem Abhange eine Höhle, welche die Leute das „Hinnenloch“ oder „Hunnenloch“ nannten. Sind dieß dieselben „Hunnen“, „Hinnen“ oder „Hünen“, von denen auch die „Hünengräber“ in unsern norddeutschen Ebenen ihren Namen haben? — In jenem „Hinnenloch“ haben die Gemsen ihre Jungen, die dort vor dem Jäger ganz sicher sind. — Unterhalb der Höhle, an den Abhängen des Sarsteins, hatte im letzten Februar ein Sturm gewüthet und einen großen Theil des Tannenwaldes niedergeworfen. Viele Hunderte in der Nähe waren zwar noch aufrecht stehen geblieben; der Wind hatte aber ihren Stamm und ihr Rückenmark so erschüttert, daß sie ausgegangen und dürre geworden waren. Sie standen wie ausgeblasene Lichter da.

Aussee liegt gerade in der Mitte eines schönen Bergkessels, der mit seinen Nebenkesseln und Seitenthälern sich in die wilden Gebirge zur Rechten und Linken hinein verzweigt. Es ist der Quellen-Kessel des Traun-Flusses. Wie in dem großen Quellen-Bassin des Rheins fast jeder Fluß „Rhein“ heißt, so hat hier fast jeder den Namen „Traun“. Aus dem Grundl-See kommt eine Traun, aus dem Alt-Ausseer-See eine Traun, und dann fließt noch aus dem Gebirge im Südwesten die Kanisch-Traun herab. „Kanisch“ ist wol wieder ein slavischer Nachhall. Man denke dabei an Kanisa in Ungarn und an den Schloß- und Familien-Namen Kanitz in Preußen. Andere slavische Reminiscenzen dieser Salzkammergut-Gegenden finden sich

in dem Namen des „Toplitz-Sees“ und des „Toplitz-Grabens,“ oberhalb des Grundl-Sees, des „Zimitz-“ und des „Stimitz-Bachs,“ die in den Grundl-See münden, und endlich in dem Namen des „Holschitz-Bachs“, welcher der Enns zufließt.

Am andern Tage fuhren wir ins Enns-Thal hinab mit einem steirischen Kutscher, der immer darauf losredete, ohne daß wir nur ein Wörtchen verstanden. Er sprach, als hätte er lauter Sterz und Speckknödel auf der Zunge. Die Leute hier in den steirischen Gebirgen sprechen oft so „kropfig“ und „stopfig“, als wären sie in den Kehlen verknorpelt. Wenn wir auch einmal eine Phrase verstanden, so fanden wir doch gewöhnlich irgend eine bemerkenswerthe und diesem Lande eigenthümliche Wendung oder Wortbildung darin. Vom Reichsverweser redend, sagte er, „ach! er ist so oll-g'mein“. „Allgemein“, d. h. herablassend. „Aber heuer sah er leider hübsch spär aus“. „Hübsch spär“, d. h. etwas mager. Wenn die Leute hier von „Oestreich sprechen“, so meinen sie allemal nur das Erzherzogthum. Den Wind, der von Ischl aus uns nachwehte, nannten sie den „östreichischen Wind“. Doch sagen sie auch oft, wenn sie von dem östreichischen Donau-Thale von Linz bis Wien reden: „im Lande“. Wien nennen sie fast immer: „die Wiener Stadt“. Z. B. „In der Wiener Stadt sollen viele Steirer drinne sein“. — Die dem Deutschen beigemischten fremden Wörter nehmen die Oestreicher oft beim Schopf, und bilden aus ihnen mit Anhängung deutscher Endungen nach Herzenslust Derivata: Adjectiva und Substantiva, wie z. B. in folgender Phrase: Am Grundl'-See giebts viele Fische. 'sist auch ein extriger Fischmeister drin“. Ein „extriger“ von extra.

Etwas Unbegreifliches ist mir noch in den hiesigen Dialekten der häufige Uebergang des „o“ in das „i“. Z. B. „er kimmt“ statt „er kommt“, — „silche“ statt „solche“, — „Miis“ statt „Moos“.

Mehr als die Hälfte des Tages hatten wir den Berg Grimming im Auge, zuerst lange vor uns, dann lange hinter uns. Dieß ist ein kolossaler, von allen Seiten ziemlich isolirter Berg-Knorren. Wir wandten uns um ihn herum, und gelangten hart an seinem Fuße vorbei durch eine enge Passage ins Ober-Enns-Thal, dem wir dann im Laufe des Tages über Lietzen und Admont bis in die enge Schlucht hinab folgten, welche man „das Gesäuse" nennt. Hier im Gesäuse wendet sich die Enns nach Norden, und fließt aus Steiermark nach Oestreich hinaus. Dieser Fluß hat in seinem Laufe einen höchst merkwürdigen Parallelismus mit der Salza, welche bei Salzburg vorüber in den Inn fließt. Wie die Salza, mit der die Enns ungefähr von gleicher Größe ist, besteht sie aus zwei Haupt-Abschnitten, einer oberen Flußhälfte, die aus Westen nach Osten, und einer unteren, die von Süden nach Norden fließt. Beide sind unter einem rechten Winkel zu einander geneigt, und stehen auch zum Ganzen ungefähr in derselben Proportion. Das Ober-Enns-Thal ist ein ganz ähnlicher Bergspalt, wie das Ober-Salza-Thal, der sogenannte Pinzgau. Beide sind ungefähr von gleicher Länge. Dazu liegen sie auch nahe bei einander, genau in derselben Linie, und während auf beiden Seiten kolossale Höhenzüge sie begleiten, sind sie von einander nur durch geringfügige Höhenrücken getrennt. Wenn auch nicht hydrographisch, so sind sie doch in orographischer Hinsicht als ein einiger, zusammenhängender Thalspalt von beinahe 30 Meilen Länge zu betrachten. Mitten in diesem Spalte entspringt die Enns bei Radstadt auf einer verhältnißmäßig geringen Höhe, an deren Fuße sich die Salza nach Norden umbiegt, um durch eine enge und lange Schlucht (den Paß Lueg) sich in die Ebene hinauszuarbeiten. — Ganz dasselbe Manöver führt die Enns

unterhalb Admont in der engen Passage des sogenannten „Gesäuses aus.“

Man könnte hier auch noch den Inn selbst in Vergleichung ziehen, der ebenso, wie die Enns im Gesäuse und wie die Salza im Paß Lueg, in dem engen Thalgrunde bei Kufstein, von Süden nach Norden sich wendend, in die Ebene hinausbricht. Sein langes Thal oberhalb der Festung Kufstein über Innsbruck hinaus bietet wieder einen auffallenden Parallelismus mit den Thälern der obern Enns und Salza. Es ist nicht nur ähnlich gestaltet, wie diese, und läuft nicht nur, wie diese, von Westen nach Osten hinab, sondern steht auch mit ihnen fast genau auf derselben Linie. Obgleich das Salza-Thal allerdings vom Inn-Thal durch höhere Bergrücken getrennt ist, als das Enns-Thal vom Salza-Thale, so ziehen sich doch noch viel höhere Massen zu beiden Seiten vorüber, als eigentliche gemeinsame Seitenwände beider Thäler, und es giebt vermuthlich einen Standpunkt, von dem aus man sowol das Enns- und Salza-Thal, als auch das ganze sogenannte Ober- und Unter-Inn-Thal als einen einzigen fortlaufenden Spalt von fast 50 Meilen Länge betrachten kann.

Als wir ins Gesäuse hinabfuhren, gewährte es mir eine nicht geringe Genugthuung, zu denken, daß ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens alle Theile jenes kolossalen, 60 Meilen langen Bergspalts durchreist hatte, und auch bei allen den drei engen Wendepunkten jener Flüsse gewesen war, bei Kufstein, beim Paß Lueg und im Gesäuse, welches letztere ich nun mit jenem im Geiste verglich. Ich muß gestehen, das Gesäuse ist zwar auch ausgezeichnet, und namentlich war es dieß an dem Abende, als wir hier unter wundervollen Licht- und Schattenwerfungen einfuhren, und auch die Scenen bei Kufstein, wo der Inn sich wendet, sind höchst interessant; aber im Ganzen gehört

doch wol der höchst malerischen Umgebung von Werfen, dem Paß Lueg mit den Salza-Oefen, die Krone. Das Schönste beim Gesäuse scheint mir der Eingang aus der reizenden und ebenen Gegend um Kloster Admont herum zu sein, wo die Berge sich auf einmal zu einem riesenhaften Thorwege, dessen beide Pfeiler in die Wolken steigen, verengen, und wo die Enns, die, Gott weiß wie, diesen Weg gefunden hat, in den Paß hineinbraust.

---

2. Die Eisenschmelzer und Köhler in Hieflau.

Wir kamen erst spät Abends in Hieflau an. Dieß ist ein kleiner Ort am östlichen Ende des Gesäuses, der in den Gebirgen steckt, wie eine Perle tief in der Muschel. Er ist von Köhlern und Eisenschmieden bewohnt. Es kommen hier mehrere Flüsse zusammen, die Enns, der Erz-Fluß und noch ein kleiner Waldbach, die eine große Masse Hochwaldung durchfließen, und im Stande sind, eine Menge Holz herabzuflößen. Wie die Lage der Salzsiedereien bei Ischl, so wird auch die Lage der Hochöfen für das Eisen in Steiermark meistens durch die Leichtigkeit, sich das Holz an einem gewissen Punkte zu verschaffen, bestimmt. Das Holz kann als eine voluminöse und wohlfeile Waare, die nicht viel Transportkosten zu tragen vermag, nur durch das Wasser flußabwärts transportirt werden. Das Eisenerz, obwol schwerer, doch aber bequemer zu transportiren, muß ihm nachlaufen. Man hat daher die Hochöfen, deren es nicht weniger, als 32 in Steiermark giebt, an verschiedenen Holzrechen-Punkten vertheilt. Ein solcher ist Hieflau, das einen der größten Hochöfen des ganzen Landes hat. Ich besuchte denselben noch am Abend unserer Ankunft, sowol um zu sehen, ob ich einige Fortschritte in der Manipulation ge-

wahren könnte, als auch der pittoresken Scenen wegen, die sich bei diesen Eisenschmelzungs-Processen darbieten, sowie endlich um der Sprache willen.

In Oestreich werden die Hochöfen gewöhnlich „Blau-Oefen" oder „Bläu-Oefen" genannt; ich vermuthe, entweder von der Farbe, die das Metall gewinnt, oder von der bläulichen Farbe der Flammen. Die Leute sprechen das hier aber nicht „Bläu-Oefen", sondern wie „Blei-Oefen" aus. Und meistens sagen sie für Hochofen das „Bleiwerk" oder „Bleihaus", ein Name, den ich mir anfangs bei einem Werke, wo es sich nicht um „Blei", sondern um Eisen handelte, gar nicht erklären konnte. — Sie waren eben in der vollsten Arbeit. Freilich trifft man es bei einem Hochofen fast immer so, da er Tag und Nacht durch arbeitet, brennt und schmelzt. — Man sagte mir, es wären hier in der letzten Zeit jährlich circa 120 bis 130,000 Centner Eisen producirt worden, was ich glauben kann, da diese Behauptung ungefähr mit einer andern Angabe übereinstimmt, nach welcher der berühmte Eisenerzer Berg, für den dieser Hieflauer Hochofen nebst noch zwei anderen großen Hochöfen arbeitet, jetzt jährlich nahe an 300,000 Centner Roheisen (nicht Erz) producirt.

Den Hochofen selbst, der ein wahres Riesengebäude ist, und in dessen Innerem man sich so gut verirren kann, wie in der Engelsburg zu Rom, hat man neuerdings nach einer ganz neuen Methode construirt und umgestaltet. Und das mag gut sein. Aber meinem vielleicht nicht richtig kritisirenden Laienverstande war die hier noch herrschende Art und Weise der Formirung des Roheisens ganz und gar unverständlich, und erschien mir mehr oder weniger etwas ursprünglich oder urcyklopisch, zugleich aber freilich für Einen, der die Sache von der pittoresken Seite beurtheilt, sehr anziehend.

Es ist der Mühe werth, dieß zu beschreiben: Sie lassen

das geschmolzene Metall, wenn sich davon eine gehörige Quantität auf dem Grunde des Ofens angesammelt hat, in Partien von 15 bis 16 Centnern ausfließen. In einem mächtigen Strahle, unter einer Menge kleiner Explosionen und unter Entwickelung zahlloser, in allerlei Farben leuchtender Funken schießt der Metallstrom mit Prasseln und Knistern hervor. In den Hochöfen Englands und Belgiens, die ich gesehen habe, geschieht dieß natürlich auch. Doch wird dort das Metall sogleich in Canäle geleitet, die eine Menge kleiner viereckiger Gruben mit einander in Verbindung setzen. Diese Gruben füllt der Strom aus, und erkaltend stellt er dann eine Reihe parallelepipedischer Eisenstücke dar, deren jedes eine gewisse Quantität Eisen enthält, und die beim Weitertransport fast eben so leicht, wie Ziegelsteine, gehandhabt und ihrer Figur gemäß auch in möglichst knappen Raum verpackt werden können. — Hier dagegen in Hieflau, und ich glaube, es ist so bei allen steierischen Hochöfen, fließt der Metallstrom, so zu sagen, ins Wilde. Es ist außer einem unregelmäßigen großen Becken vor dem Ofen keine Art Vorrichtung da, ihn zu empfangen. In diese flachen Becken sammelt sich Alles in einem breiten und unregelmäßig gestalteten Fladen. Sie nennen es einen „Floßen", — für ein kuchenartiges, durch Ausströmen und Verfließen entstandenes Stück Metall ein sehr passender Ausdruck, der wahrscheinlich von „fließen" abgeleitet ist. Diese großen, 16 Centner schweren, einstweilen noch glühenden „Floßen" haben etwa 6 bis 7 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß im Umkreise. Mit dem Eisen fließt auch noch eine gute Menge von Schlacken aus, und als leichter setzen sich diese, wie eine dicke Haut, oben auf das Metall. Das Nächste, was geschehen muß, ist das Abziehen der Schlackenhaut. Diese Operation geht so leicht vor sich, wie das Häuten eines Geschwürs. Die Schlacken hängen, nachdem

sie ein wenig abgekühlt und etwas dickflüssig geworden sind, wie eine zähe Masse, unter einander zusammen, lösen sich aber leicht von dem viel schwereren Metall ab. Die Arbeiter machen sich mit langen, eisernen Haken darüber her, ziehen in größeren Stücken die Schlackenhaut auf einmal ab, und werfen sie bei Seite. Sie nennen hier die Schlacken „Sinter" oder „Zunder", oder auch „Zunderschlacken". Darauf bekommt der zurückgebliebene und ziemlich gereinigte Eisenfladen ein kaltes Bad. Bedeutende Quantitäten Wassers, die immer vorräthig sein müssen, werden über ihn ausgeschüttet, und kühlen ihn in kurzer Zeit so ab, daß er angepackt und bei Seite gezerrt werden kann. Es ist für ein Pferd ein ziemliches Stück Arbeit, 16 Centner auf einem Räderwagen von der Stelle zu bringen. Man kann sich daher denken, daß eine gute Verschwendung von Menschenkraft nöthig ist, um jenes Floßstück auf einem so unebenen Boden, wie er es bei diesen Hochöfen ist, fortzuschaffen, und doch muß er unter den „Bummler" herunter, und auch den neuen Ausströmungen, die bald eintreten, Platz machen. Sie haben große Floßzangen dazu, und ein halbes Dutzend Cyklopen zerren so lange daran herum, bis sie den unbehülflichen Klotz unter den „Bummler" gebracht haben. Die Flosse, so wie sie sind, im Handel zu transportiren, wäre natürlich ganz unmöglich. Es müßte dazu wieder ein besonderes Menschengeschlecht von norddeutschen „Hunnen" oder skandinavischen „Joten" entstehen. Man muß sie also, wie gesagt, „bummeln", d. h. zerschlagen. Dieß Bummeln" ist nun in Wahrheit die kolossalste Schmiedearbeit, die ich in meinem Leben gesehen habe. Die Leute haben Hämmer dazu, die ich kaum zu heben im Stande war. Diese Hämmer sind etwa so gestaltet: eine Keule und oben daran als Knopf ein 60pfündiger, rundlicher Eisenklotz. Die baumstarken Männer schwingen die Hämmer, wie leichte Dresch-

flegel, in die Luft, und lassen ihre gewichtige Masse mehr als $1\frac{1}{2}$ Klafter tief herabfallen. Bevor ein Bildhauer oder Maler nicht dieses kolossale Dreschen mit angesehen hat, gebe ich Nichts um seine Cyklopen, die er uns darstellt.

Der Eisenfladen ist etwa 2 bis 3 Zoll dick, und obgleich Gußeisen im Ganzen spröde ist, so kann man sich doch denken, daß eine solche Masse nicht wie eine Fensterscheibe zerspringt. Auch kommt den Leuten fast Nichts dabei zu Hülfe; denn das Eisen liegt flach auf dem Boden, der es noch in seinem Widerstande unterstützt. Zuweilen schlagen sie ein Dutzend Mal auf eine Stelle hin, ehe sie sich zum Nachgeben und Zerspringen bequemt. Da, wo die Sache zu lange dauert, lassen sie's fahren, und wenden nun den sogenannten „Kugelfall“ an. Dieß ist eine Vorrichtung, durch welche man eine sehr schwere Kugel hoch hinaufziehen und schnell wieder herabfallen lassen kann. Das muß dann helfen und Alles zerschmettern. Das Eisen, sage ich, ist zuweilen spröde, und mitunter, wenn gerade nicht so dicke Stellen der Flossen getroffen wurden, schießen die Eisensplitter in ziemlich unberechenbaren Linien im Raume herum. Ich weiß nicht, ob die Haut und die Knochen der Umstehenden dabei immer vor allen „Zerbummelungen“ sicher sind. Das Wort „Bummeln“ ist, däucht mich, schon ziemlich onomatopoetisch für die ganze kolossale Operation.

Durch den Kugelfall und das Bummeln werden die großen Flossen in eine Menge kleinere Stücke zersprengt, zu einem Centner, zu einem halben Centner rc., von sehr verschiedener Größe und Gestalt, und so wird nun das Roheisen magazinirt und zu den Eisenwerken, die sich davon ausbitten, verschifft oder verfahren. Man kann sich nach der gegebenen Darstellung denken, wie scharf und schneidig die Ecken der Flossenstücke sind, und wie Mancher sich noch die Haut oder doch das Leder — denn ohne ein dickes

Handleder, das sie dabei überziehen, sind die Flossenstücke gar nicht zu handhaben — dabei zerreißt. — Die regelmäßigen englischen und belgischen Roheisen-Formstücke sind so leicht zu handhaben, so bequem zu verpacken und zu magaziniren, wie Bücher. Aber bei diesen steirischen Flossen stehen so viele Ecken im Wege, wie bei dem „Packeise" und „Pfannkucheneise", das Capitain Roß am Südpole fand. — Ist es überall die Aufgabe der Techniker und Industriellen, die kostbare Menschenkraft zu sparen, so ist mit dieser Art Sparsamkeit bei jenen steirischen Hochöfen noch nicht einmal ein Anfang gemacht. Vielmehr wird sie hier noch gleichsam auf die großmüthigste Weise verschwendet. Ich möchte wol wissen, wie viele Jahre ein solcher Eisenfloß-Bummler die herzerschütternden Stöße, die ihm bei seinen Hammerschlägen das Eisen zurückgiebt, aushalten kann.

Wie gesagt, dieß Alles ist nur meine vielleicht verkehrte Laien-Ansicht. Die Leute, mit denen ich hier darüber sprach, sagten mir, dieß wäre Alles so recht und gut, und die Flossen wären ganz bequem zum Verpacken. Sowol die Fuhrleute, als auch die Schiffer hätten diese Form gern, weil die Stücke mit den scharfen Kanten und Ecken sich untereinander sowol, als auch an die Wagen und Schiffe recht gut festsetzten. Endlich wären auch die steierischen und östreichischen Zerrennhammer, die Streck- und Stahlfeuer, welche diese Flossen kommen ließen, ganz an sie gewöhnt, und würden schwerlich gern andere Formen nehmen. Wollte man diese Form mit einer anderen vertauschen, so müßten auch in jenen Oefen einige Vorrichtungen geändert werden, und das ginge nicht sogleich.

Es werden hier verschiedene Arten von Flossen gemacht, besonders dreierlei: „harte", „weiche" und „mittlere". Für gewisse Zwecke sind die einen, für gewisse die andern geeigneter. Je mehr Kohle man dem Erze beimischt, desto

härter wird die Masse. Einige wenige Flossen gehen im Enns-Thale hinauf durchs Gesäuse nach Admont, wo mehrere Eisenhämmer bestehen. Die meisten gehen aber an der Enns abwärts zur Stadt Steier, dem östreichischen Birmingham en miniature. Diese letzteren werden auf Wagen bis nach Altenmarkt und Weißenbach an der östreichisch-steirischen Gränze gebracht. Dort aber werden sie eingeschifft; denn die Gränze trifft hier gerade mit dem Punkte des Schiffbarwerdens des Flusses zusammen.

So viel von den steirischen „Eisen-Flossen."

Es scheint, daß der große Ruhm, den das steirische Eisen in der Welt genoß, und die Ueberzeugung, die man allgemein von seiner vorzüglichen Güte gewonnen hatte und festhielt, hier und da der Einführung von Verbesserungen im Wege gestanden hat. Man sagte mir hier in Hieflau, daß jener Ruhm und diese Ueberzeugung namentlich der Verbesserung der Hochöfen im Wege gestanden hätte. Manche hätten zu dieser Verbesserung schon seit langer Zeit Vorschläge gemacht. Allein man habe gar nicht daran gewollt, aus allzugroßer Aengstlichkeit, jede Veränderung des Alten, mit dem man sich so viel Vortheil in der Welt erworben habe, möchte der Güte des Eisens schaden. — Endlich hat man doch einen der Hochöfen nach einem neuen Systeme eingerichtet, auch ein vortheilhafteres Gebläse gebaut, spart jetzt 15 Procent an Kohlen dabei, und dem Eisen hat es auch Nichts geschadet.

Von eigenthümlichen, mit der steirischen Eisenindustrie zugleich erwachsenen Worten lernte ich hier noch folgende kennen:

1) „Radeltruhe" (d. h. Radkasten), so nennen sie die Schubkarren, in welchen die Flossenstücke fortgeschafft werden.

2) „Wegradeln" heißt: Etwas mit dem Schubkarren fortschaffen. Ein sehr acceptables Wort.

3) „Vorbleier“ und „Nachbleier“ (oder eigentlich „Vor-“ und „Nachbläuer“) sind in dem Hochofen angestellte Ober-Aufseher des Schmelz- oder Bläu-Processes.

Am andern Morgen besichtigten wir die merkwürdigen Holzfänge und Kohlenmeiler „auf der Lahn“. „Auf der Lahn“ ist ein ebener Platz an dem Zusammenlaufe der oben genannten Flüsse, und selten wird man anderswo ein so großartiges Kohlenmeiler-Etablissement finden, wie auf diesem Flecke. Es ist ein ganzes Dorf von Kohlenmeilern. Ich besah es unter der Leitung des berußten und geschwärzten Oberdirectors dieser Colonie, deren ganzer Boden mit den Wohnungen und der Bevölkerung wie ein Stück aus dem Lande der Schwarzen aussieht. Das meiste Holz, das hier verkohlt wird, kommt die Enns herab aus den Wäldern Salzburgs. Die gewonnene Kohle dient theils dem Hochofen von Hieflau, theils geht sie in die andern Oefen und Feuer, welche an der Enns abwärts bis Stein liegen. Wer Lust daran findet, die rationellste Kohlenmeiler-Architektur zu studiren, der findet hier die schönste Gelegenheit dazu; denn er sieht hier zu allen Zeiten des Jahres Kohlenmeiler in allen möglichen Zuständen, so eben in Angriff genommene, halb vollendete, ganz zum Anzünden zubereitete, brennende, ausgebrannte, völlig auseinander gerissene und geebnete.

Sie construiren hier die Meiler aus 2 übereinander gesetzten Etagen, die sie aber nicht Etagen, sondern „Gestöße“ nennen. Auf dem obern, schon von selbst etwas konisch zulaufenden Gestöß wird dann noch ein sehr abgeschrägter, flacher und spitzer Kegel aus Holzstämmen construirt, den sie den „Kopf“ nennen. Ehemals machte man die Meiler wahrhaft kolossal. Jetzt baut man sie nur halb so groß, weil man gefunden hat, daß man die Kohlen in kleinen Meilern mit weniger Verlust „gar“ bringt. Doch sind auch

die jetzigen immer noch groß genug, 25 Schuh hoch und 35 bis 50 Schuh im Durchmesser, und die Masse gebraucht 6 Wochen zum „Garwerden“.

Weil die Holzklötze nicht immer von völlig gleicher Länge zu haben sind, so helfen sie sich mit „Päneln.“ Diese „Päneln“ sind kleine, dünne Klötze, die etwa wie große Damenbret-Steine aussehen, und die überall zur Ausfüllung und Verlängerung der Baumstämme, aus denen der Meiler besteht, dazwischen geschoben werden können. Sie setzen je nach Bedürfniß zwei, oder drei, oder ein halbes Dutzend dieser „Päneln“ auf, und haben immer große Haufen von ihnen im Vorrath. Ich sage „Päneln“. Ich könnte aber auch „Pändel“ oder „Pehnel“ oder „Pengel“ schreiben; denn ich weiß in der That nicht, wie ich dieß für uns wieder ganz unaussprechbare, steirische Knorpel-, Speckknödel- und Rasenton-Wort orthographisch schreiben soll. Ich vermuthe fast, daß es nur eine Art Diminutivum von „Päle“ oder „Pfähle“ ist, und so viel bedeuten soll, als: ein kleiner Pfahl.

Ich muß gestehen, ich habe immer eine kleine Schwäche und stille Leidenschaft für Köhler, Köhlerwirthschaft und Kohlenmeiler gehegt. Dieß mag zum Theil von der Geschichte der beiden Köhler, die den sächsischen Prinzenraub so muthig vereitelten, herrühren, eine Geschichte, die man uns Norddeutschen schon frühzeitig in unserer Jugend erzählt; dann von den anderen abenteuerlichen Dingen, die man in Deutschland von dem Köhlerglauben und von dem halbbarbarischen Stillleben der Köhler in der Einsamkeit der Wälder berichtet. Eitel sind diese Köhler auch nicht, da sie den ganzen Tag von ihrer Arbeit berußt erscheinen. Auch machen sie sehr wenig Lärm in der Welt, da ihr Hauptgeschäft, das Ausschwehlen der Kohlen und das beständige Ueberwachen, Verschmieren, sowie das endliche Auseinander-

ziehen der Kohlenmeiler, so ruhig und leidenschaftslos von Statten geht. Selbst für die langsame Wirksamkeit der still verborgenen Gluth, die so ganz allmählig und so ganz kunstgerecht in dem richtig construirten Kohlenmeiler um sich greift, und die am Ende nach 6 Wochen ein Hundert oder gar ein Paar Hundert Klaftern Stämme in schöne, ebenholzschwarze, glänzende, äußerst leichte und doch beim Brennen höchst energische Kohle verwandelt hat, empfand ich immer eine gewisse Sympathie. Einen so großen Kohlenmeiler auseinanderreißen zu sehen, ist ein wahres Schauspiel. Auch sah ich gern zu, wie die alten erfahrenen Köhler, die immer genau wissen, wo und an welchem Flecke im Innern der Feuerwurm jetzt gerade arbeitet, und wo sie ihre Luftlöcher zu seiner Nahrung zu eröffnen, oder um ihn abzulenken, zu verstopfen haben, ihr ganzes System von Luftcanälen sich ausdachten und ordneten.

Ein drittes Product, das aus der Hieflauer Thalschlucht hervorgeht, sind die Mühlsteine, die ich nur erwähne, weil ich hier bei der Weise des Transports dieser schwerfälligen Waare etwas Besonderes in Erfahrung brachte. Weil die Enns nämlich im Gesäuse weder aufwärts noch abwärts schiffbar ist, so müssen die Mühlsteine hier zunächst auf Wagen verladen werden. Bei der östreichischen Gränze aber werden sie wol, so fragte ich, wie die Eisenflossen, auf die Schiffe gebracht? — Nein, sie werden gleich auf den Wagen gelassen, benutzen den Fluß nicht, und gelangen zu Lande in die verschiedenen Mühlen Ober- und Nieder-Oestreichs hinab. Der Umstand, daß es so schwer ist, sie von den Wagen herabzunehmen und in die Schiffe zu schaffen, reicht hin, daß sie ganz auf den sonst so viel vortheilhafteren Flußtransport verzichten müssen.

3. Das Thal der steirischen Salza.

Eine Strecke weit verfolgten wir noch den Durchbruch des Enns-Thales durch die steirisch-östreichischen Gränzgebirge, gingen dann aber von der kleinen, reizenden Ebene, die das „Landl" heißt, quer hinüber durch die sogenannte „Gams" ins Salza-Thal. Es giebt hier im Gebiete der steirisch-östreichischen Gränz-Alpen nicht weniger, als drei oder vier „Salza-Flüsse." Erstlich jene große Salza, die durch den Pinzgau und bei Salzburg vorüber dem Inn zufließt; alsdann eine kleine Salza, die aus dem steirischen Salzkammergute aus der Gegend von Aussee hervorkommt, und bei dem oben genannten Berge Grimming ins Enns-Thal hinausfließt; endlich diese Salza, an der wir jetzt hinaufgehen, und die eins der ausgezeichnetsten Thäler von Ober-Steiermark durchfließt. Sie entspringt in der Gegend von Maria-Zell, empfängt, wie alle übrigen Salza's von Deutschland, ihren Namen von einigen Salzquellen, die ihr zufließen, die hier aber sehr unbedeutend und unbenutzt sind, und mündet nicht weit vom „Landl" in die Enns.

„Die Gams" oder „in der Gams" ist ein Seitenthal der Salza, durch das wir in das Hauptthal hinüberschlüpften. Die geistlichen Herren von Admont haben von ihrem prachtvollen Sitze im Enns-Thale aus noch weit in dieses schöne Salza-Thal hinauf um sich gegriffen. Sie haben hier noch einige ihrer schönsten Besitzthümer, Alpenweiden, Pferdegestüte, Wälder, Kohlenmeiler rc., und zum Theil hat man es wol ihnen zu verdanken, daß eine ziemlich gute Straße durch dieses Thal hinaufführt. Es giebt sonst weit und breit in den hiesigen Thälern keine von Westen nach Osten gehende Straße. Es ist die einzige Verbindungs-Querstraße zwischen dem Enns-Thale und der

großen Nord-Süd-Bahn, die von Wien und von der Donau durch den östlichen Theil von Steiermark geht.

Da das ganze Thal zu den Seiten mit den schönsten Waldungen und demnach auch mit vielen Kohlenhöfen erfüllt ist, deren Erzeugnisse für die ganze Eisen-Verarbeitungs-Industrie so wichtig sind, so ist die Unterhaltung dieser Straße auch schon der Kohlen wegen nöthig. Man kann sie als eine wahre „Kohlenstraße" bezeichnen. Uns begegnete eine zahllose Menge von Kohlenwagen, die auf dem Wege zur Enns waren, mit der sie alsdann zu den Zerrennhämmern, Frischfeuern, Stahlhämmern, Blech- und Gußwerken, Pfannen- und Sensen-Hämmern, Hacken-, Zeug- und Nagelschmieden Oberöstreichs, die eine ungeheure Menge Kohlen verschlingen, auf deren Herden, Oefen und Essen jährlich ganze Wälder in Rauch aufgehen, hinabwandern.

Endlich ist diese Kohlenstraße auch zugleich noch einer der Hauptpilgerpfade für die frommen Katholiken aus dem Westen, die Maria-Zell besuchen. Alles, was vom Enns-Thale, von Salzburg, von Tyrol her kommt, um in Maria-Zell seine Gebete zu verrichten, das muß am Ende auf dieser Kohlenstraße längs der Salza herauf. Die Leute haben keine andere Straße zu dem heiligen Orte. Vielleicht ist zum Theil deßwegen das ganze Thal schon mit manchen frommen Etablissements, auch mit einigen kleinen Nebenwallfahrtsorten versehen. Ein solcher ist z. B. Wildalpen. — Ich fragte die Leute, ob auch in der Palfau, — es war ein Ort, den wir, von der Gams kommend, als den ersten erblickten, und wo wir auch einen Calvarienberg mit Stationen sahen, — ob auch in der Palfau ein Wallfahrtsort sei. „Nein," sagten sie, „es fährt für sich selbst!"

Das Salza-Thal zieht sich vierzehn Stunden lang in Parallelismus mit der östreichisch-steirischen Gränze, so wie auch in Parallelismus mit den Hauptzügen der norischen

Alpen und der Donau hin. Die hohen Gebirgsmauern zu den Seiten des Thales sind, wie die meisten dieser Gebirge, Kalkberge. Der Boden des Thales selbst aber ist mit Sandstein-Depositionen und mit großen Conglomerat-Massen angefüllt. Der Reisende fährt auf der begrünten, bewaldeten und belaubten Oberfläche dieser Depositionen hin. Die Salza selbst aber hat sich größtentheils erstaunlich tief in jene leicht zerstörbaren Massen hineingefressen, so daß sie innerhalb des großen, weiten, durch die Hochgebirge eingefaßten Thales fast überall noch ein zweites, gleichsam unterirdisches, oder kellerartiges Thal ausgearbeitet hat. Du glaubst in einer Ebene fortzureisen; näherst du dich aber dem Ufer des Flusses, so entdeckst du zu deinem Erstaunen auf einmal eine riesenhafte Rinne noch 200 Fuß tief unter dir. Die Sandsteinfelsen sind fast überall zu äußerst grotesken und phantastischen Formen umgearbeitet. Und die verschiedenen Sandstein- und Conglomeratschichten ragen aus den Abhängen heraus, wie übereinander gepackte Eisschollen. Der Thalgrund, auf dem man fährt, ist Wiesenboden; über sich zu den Seiten hat man die Hochwaldlandschaften. An dem Rande der Wiese sieht man aber auf einmal auch abwärts wieder Wälder; denn wo an dem vom Fluß ausgeschliffenen Abhange nur ein Samenkorn liegen bleiben konnte, da ist ein Baum gewachsen. Den Fluß selber bekommt man selten zu Gesichte; wenigstens ist dieß in seinem untern Laufe der Fall. Bei Wildalpen hört diese Grabenrinne auf, stellenweise verschwindet sie auch schon vorher.

„Wildalpe" (sprich: „Wildálpe") ist eine kleine Ortschaft in der Mitte eines ganzen Gewirres von Bergen, und im Focus des Zusammenstoßes einer Menge von Thälern und Flüßchen. Der Punkt ist berühmt wegen der mannigfachen Reize seiner Umgebung. Hinter Wildalpen hört

nun aber fast jede Ansiedlung im Thale auf. Fünf Stunden weit und weiter wandert man durch lauter prachtvolle Einöden, wo fast kein Mensch haust. Ich glaube, es ist hier herum die einsamste und zugleich durch ihre Naturreize erhabenste Gegend in Steiermark und Oestreich. Man kann zwischen Wildalpen und Maria-Zell einen Kreis von vier Meilen im Durchmesser schlagen, innerhalb dessen im Winter vielleicht höchstens ein Paar Hundert Menschen wohnen. Im Sommer ist das Land allerdings etwas bewohnter; doch sind es nur zerstreute und vereinzelte Gehöfte, Köhler- und Holzhacker-Behausungen, und auf dem hohen Berge Sennhütten. Ein Dorf oder eine Ortschaft giebt es weit und breit nicht. Köhler und Holzhacker sind überhaupt die Hauptbewohner des ganzen Salza-Thales, und dann ihre Anführer, die sogenannten „Waldmeister." Diese Waldmeister leben in recht freundlichen Wohnungen, die Holzknechte zum Theil in Hütten, zum Theil in sogenannten „Casernen", deren ich am folgenden Tage eine besuchte.

Die Waldungen, an denen wir im ganzen Salza-Thale aufwärts vorüberkamen, gehörten fast alle, entweder der „Hauptgewerkschaft" oder dem „Stifte". Mit dem „Stifte" ist das Kloster Admont gemeint, das hier in diesen Einöden sehr hübsche Acquisitionen gemacht, und seine Besitzungen, so zu sagen, in den Hochgebirgen Ober-Steiermarks längs der ganzen östreichisch-steirischen Gränze vom Enns-Thale aus zehn Meilen weit ausgebreitet hat. — Mit der „Hauptgewerkschaft", die hier überall in Obersteiermark genannt wird, etwa wie die „ostindische Compagnie" in den Hochgebirgen des Himalaya, ist die sogenannte „Innerberger Hauptgewerkschaft", die Besitzerin des größten Eisenberges von Deutschland, nämlich jenes berühmten Berges bei dem steirischen Orte Eisenerz, gemeint. — Diese „Hauptgewerkschaft" wurde als ein Verein von Grubenbe-

sitzern im Jahre 1625 gegründet. Doch ist längst der größte Theil ihres Besitzthums in die Hände des Staats übergegangen, vom dem und zu dessen Vortheil auch das ganze Vermögen dieser „Hauptgewerkschaft“, von der also eigentlich nur noch der Name existirt, verwaltet wird.

Eine Meile hinter Wildalpen an der einsamen Salza hinaufreisend, blickten wir zur rechten Seite in einen ganz wundervollen Bergkessel hinein, in das sogenannte Brunn-Thal. Dieß Thal ist etwa nur eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Man muß es sich aber denken, wie ein Amphitheater oder wie das Schiff eines dachlosen Domes von den angegebenen Dimensionen. Selbst in diesen wundervollen Bergen ist es ziemlich einzig in seiner Art. Mit grünem, schön austapezirtem Thalboden streckt es sich eine Zeit lang eben fort. Im Hintergrunde aber heben sich auf einmal die Gebirge zu der kolossalsten Galerie empor, so wie auch zur Seite die Wände, zwischen denen es tief eingesenkt ist, gewaltig sich aufbäumen. Auch diese Perle der Thäler gehört den Admonter Herren, die hier, wie die Leute sich ausdrückten, eine „Pferdewiese“ haben. Vorn am Eingange des Thales, wo ein nur winzig kleiner See liegt, haben sie einige sehr gefällige Baulichkeiten zur Stallung für die Pferde errichtet, wenn ihnen der Thalboden und die Alpenweiden nicht gleich zugänglich sein sollten, und zur Wohnung für den „Halter“. Dieser „Halter“ („Gestüt- oder Wirthschafts-Inspector“, würden wir wol sagen,) lebt in der Einsamkeit als ziemlich unumschränkter Besitzer eines der unvergleichlichsten Naturgemälde von Europa. Ich habe noch in keiner Galerie ein solches gesehen. Es weiden übrigens in der ganzen hiesigen Gegend sehr viele Pferdeherden auf den Alpen. Auch ist der Pferdeschlag dieses Thales von Ober-Steiermark sehr berühmt, als eine starke, schwere und tüchtige Race. Gewöhnlich hat man, glaube ich, die Idee,

daß Gebirgspferde klein sein müßten. Diese steirischen Gebirgspferde widerlegen diese Ansicht; denn Gebirge giebt's hier in ihrer Heimath wahrlich zur Genüge in allen Ecken und Winkeln. Und doch kommen jene Pferde in ihrem Bau fast denen der flamländischen Ebenen gleich. In Wien nimmt man gern zu allen schweren Straßenarbeiten obersteirische Pferde, wie in London flämische.

---

4. Weichselboden, Ring und Hölle.

Vom Brunn-Thale kamen wir in vier Stunden, immer durch völlig unbewohnte, aber prachtvoll gestaltete Thäler, nach Weichselboden hinauf. In der That, zu einer Pilgerstraße nach Maria-Zell paßt dieses Salza-Thal vortrefflich. Es ist unmöglich, daß zu der heiligen Quelle des Gangesstromes einsamere, großartigere und mehr zu beschaulicher Betrachtung anregende Thäler hinaufführen. Weichselboden ist gewissermaßen der Hauptort dieser ganzen großen Einöde. Es bildet von jenem Kreise von vier Meilen Durchmesser ungefähr mit hundert Seelen Bevölkerung, von dem ich oben sprach, etwa den Mittelpunkt. Von diesem weit und breit in der ganzen Gegend berühmten und oft genannten Punkte hat man fast in jeder Richtung bis zu dem nächsten Orte, der einem Dorfe ähnlich sieht, fünf bis sechs Stunden Weges. Wir hatten Weichselboden so oft nennen gehört, daß wir dachten, wo nicht ein Gebirgsstädtchen, doch einen freundlichen Marktflecken zu finden. Das Ganze dieser Hauptstadt reducirt sich aber auf ein Kirchlein, ein Wirthshaus, ein Paar freundliche Hütten und weiterhin einige Holzknechts-Casernen. Der Name „Boden" zeigt aber doch schon an, daß man hier wenigstens einmal wieder ein Stückchen ebenen und flach auslaufenden Landes gewonnen hat, und ein solcher

flacher Boden-Winkel lächelt den Reisenden in diesem endlosen Berglabyrinthe wieder an, wie den Capitain Roß am Südpol eine Seetang-Insel mitten zwischen allen den Eisschollen und Zacken. Es soll seinen Namen von den vielen „Weichseln" haben, die in der Nähe auf den Felsen wachsen. Im Uebrigen aber wächst so wenig auf diesem Boden, und auch die Industrie ist hier so gering, daß der Wirth und der Pfarrer des Orts, die einzigen Menschen, die vielleicht einige über den in diesen Bergen gewöhnlichen Luxus hinaussteigende Bedürfnisse haben, sich für die sieben Wintermonate mit dem Nöthigen verproviantiren müssen. Die nächsten Handwerker und Krämer, bei denen man etwa Zucker, Kaffee oder Kleidungsstücke kaufen könnte, wohnen fünf Stunden weit in Maria-Zell, ja sogar auch die nächsten Weißbrodbäcker, und die Semmeln müssen im Sommer so weit übers Gebirge geschafft werden. „Ja, ja es ist keine Kleinigkeit, hier zu leben", sagte uns beim Hinunterleuchten die Wirthschafterin des Geistlichen, den wir besucht hatten, „unser Herr Pfarrer steckt nun schon seit fünf Jahren in diesen Gräben, in denen wir im Winter schier ganz verwintert und vermacht sind". „In den Gräben stecken", sagen sie hier oft für: in wilden Felsenthälern hausen.

Als Pfarrer hier zu wohnen, mag allerdings eine große Resignation erfordern, und ist vielleicht nicht Jedem anzuempfehlen. Aber wer in seinem Leben, wie dieß wol Manchem, der des Treibens in den Hauptstädten überdrüßig ist, passirt sein mag, einmal von einer höchst wilden und zugleich erhabenen Natur-Einsamkeit, wie er sie in der Wirklichkeit nie zu sehen bekam, geträumt hat; wer in Tausend und Einer Nacht blos in Gedanken die unzugänglichen Orte gesehen hat, wo in den Felsen der Räuberhauptmann seine überschwänglichen Schätze verbarg, oder wer ein Jäger, ein Fischer, ein Hirtenfreund, ein Dichter, ein

Meditirender, ein Eremit ist: der komme in der schönen Jahreszeit hierher nach „Weichselboden", lasse sich hier nieder, und wenn er dann die Umgegend durchstreift, so wird er alle seine Phantasiebilder und Gedanken verwirklicht, alle seine Wünsche zur Genüge erfüllt sehen. Nicht unbemerkt will ich dabei lassen, daß auch das Gasthaus, in dem wir hier aufgenommen wurden, das einzige Gasthaus auf einem Raume von 20 Quadratmeilen, zwar klein, aber äußerst freundlich war, und von einer sehr gefälligen Wirthsfamilie bewohnt wurde.

Am Abende waren hier einige Männer aus der Umgegend beisammen, die uns ihre mit Gemsbärten, Spielhahn- und Gamsgeierfedern geschmückten „Steirerhüte" zeigten, auf die sie so stolz sind, wie die Könige auf ihre Kronen, und für die sie verhältnißmäßig noch viel mehr Kosten aufwenden. Der geschätzteste Theil ihres Hut-Schmuckes sind die Gamsgeierfedern. Sie bezahlen zuweilen für eine 7, ja sogar 10 Gulden Münze. Im vollkommenen Zustande sind es auch in der That die zartesten Federn, die man sehen kann. Der Gamsgeier hat aber immer nur einige davon unter dem Schwanze. Und dann sind auch nicht bei jedem Vogel diese Federn so sauber und schön conservirt, wie sie zum Hutschmuck passen. Da nun noch dazu der Vogel selbst selten ist, und auch sich nicht so leicht überlisten läßt, so kann man sich daraus den Preis solcher Federn erklären.

Aus dem wundervollen und unvergeßlichen Loche von Weichselboden führen nach Osten zwei Wege in die Welt hinaus, d. h. auf die große Poststraße, die von Grätz her über Bruck nach Maria-Zell vorüberführt. Einer dieser Wege geht nordöstlich im Salza-Thale aufwärts zu dem gebenedeiten Wallfahrtsorte Maria-Zell; und einer führt südöstlich durch die „Hölle", d. h. durch eine der romantisch-

sten Gegenden des Hochgebirges nicht weit von dem Alpensitze jenes Mannes, dessen Name gewiß in dem Herzen jedes Freundes von Deutschland Gefühle patriotischer Liebe und patriotischer Wehmuth zugleich erweckt, und der mit dem Schiffbruch der großartigen Idee von der Wiederherstellung des deutschen Reichs auf ähnliche Weise verbunden ist, wie der Name Koszinsko mit der Idee der alten polnischen Königs-Republik. — Wir schlugen früh Morgens diesen letzteren Weg ein, und da uns der Wind entgegen blies, so durften wir dieß nach der Aussage unserer Führer als ein gutes Zeichen ansehen; denn der Wind aus der „Hölle" bringt hier gutes Wetter, „der östreichische Wind aber ist der schlechtere."

Am Eingange zur Hölle lagen einige von jenen Holzknechts-Häusern, oder, wie sie hier sagen, „Casernen", die ich oben erwähnte, und in die wir eintraten. Die „Hauptgewerkschaft" hat sie ihnen gebaut, und die „Hauptgewerkschaft", oder „das Stift", oder „das Aerarium", — oder wer nun eben der Waldbesitzer ist, — baut in den hiesigen Thälern den Holzknechten überall solche Casernen. Sie finden sich hier in den obersteierischen und östreichischen Hochgebirgen an vielen Punkten, und man sieht diese Colonien auf den östreichischen Landcharten als „Holzknechts-Häuser" angedeutet. Es sind ziemlich große Gebäude, in denen die Leute mit Weib und Kind leben, zuweilen 100 Menschen in einem Hause. Aehnliche Wohnungen bauen die englischen Gutsbesitzer in der Grafschaft Kent ihren irischen Arbeitern, die zur Zeit der Ernte bei ihnen beschäftigt sind. Diese Casernen mögen in ihrer Art gut sein; aber ich habe eine solche angeborene Antipathie gegen alles communistische und socialistische Leben, daß ich sie nur mit Widerwillen betrachtete. Auch fand ich das Innere der Wohnungen Nichts weniger, als reinlich und

ansprechend. Zu der Zeit unserer Anwesenheit sollte auch in allen diesen Holzknechts-Casernen die Cholera herrschen, wie ich oft in den Orten, wo Irländer unter einem und demselben Dache zusammengepfercht waren, den Typhus grassirend fand. Diese Casernen machten auf mich den Eindruck von Hospitälern, und ich wunderte mich nicht wenig, hier mitten in der schönen Naturwildniß ganz ähnliche Scenen zu sehen, wie man sie wol in den Vorstädten unserer Residenzen sieht, und zugleich solche Wohnungen anzutreffen, die den Phalanstéres der Pariser Weltverbesserer einigermaßen glichen. Die Holzknechte sind im Ganzen als eine ziemlich rohe und verwilderte Nation verschrien, und zuweilen soll sich auch Mancher unter ihnen befinden, der unten in den Thälern die Flucht ergreifen mußte, und hier in den Gebirgs-Verstecken Schutz, Arbeit und Unterhalt fand.

Die „Hölle" macht in der Mitte einen Winkel, durch den zwei Arme oder Abtheilungen des Thales entstehen, die sogenannte „Vorder-Hölle" und die „Hinter-Hölle". An der Spitze des Winkels mündet ein anderes Thalbecken aus, der bei allen Freunden von Steiermark wohl bekannte und bei allen Gemsjägern so berühmte „Ring".

Dieser Ring ist ein ganz ähnliches, tief in die Gebirge eingesenktes Amphitheater, wie das oben von mir erwähnte Brunn-Thal der Aebte von Admont. Wie in dieses, tritt man vorn recht bequem auf ebenem Boden, als sollte es in einem recht weiten Thale fortgehen, hinein, und wie dieses, endigt auch der Ring hinten sehr bald in einem Sacke, wo die „Wände und Mauern" allseitig aufsteigen, und Einem — man habe denn Gems-Kletterorgane — jedweden Ausgang versperren. — Der Name „Thal" für solche oft in den Alpen wiederkehrende Einschnitte will nicht

recht passen. Man könnte den Namen „Ring“ wol zu einer generellen Benennung für diese ganze Gattung von Gebirgsvertiefungen erheben. Zuweilen findet man den Namen „Weltende“, „finis terrae“, für solche Ringe (z. B. bei Admont); mitunter heißen sie „Winkel“, z. B. „der Hirten-Winkel“ im Gesäuse im Enns-Thale; auch werden sie wol „Gruben“ genannt, z. B. die „Windgrube“ bei Aflenz oberhalb Bruck.

Es ist in dieser Gegend von Ober-Steiermark Alles „Gams-Gebirge“. In dem ganzen weiten Verbreitungsgebiete der Gemsen durch die Alpen hin ist gerade hier derjenige Strich, der ihnen am meisten zusagt, und in dem sie noch am zahlreichsten vorkommen. In dem Lande von Admont an bis Maria-Zell in der Richtung von Westen nach Osten, und von Bruck in Steier bis Waidhofen in Oestreich in der Richtung von Süden nach Norden, giebt es vielleicht mehr Gemsen und stärkere Herden dieser Thiere, als sonst in irgend einem andern Theile der Alpen. Der „Ring“ aber und die „Hölle“ scheinen das wahre Paradies der Gemsen zu sein, und es giebt ihrer sonst in keinem Thale so viele beisammen, wie hier. Man kann diese beiden zusammenhängenden Thäler gewissermaßen als einen großen Gemsenpark bezeichnen. Der Ring selbst ist der innere Kern und der Haupt-Abschnitt dieses Parks, welcher unserem ehemaligen deutschen Reichsverweser, Erzherzog Johann, gehört. Mitten in der Hölle an der Ausmündung des Rings wohnt ein Förster, der Aufseher des Gemsenparks, der die Güte hatte, uns einen Jäger zur Begleitung zu geben, welcher uns in dem Ringe herumführen und die Gemsen zeigen sollte.

Wir gingen zuerst ein halbes Stündchen lang durch Waldungen; dann erstiegen wir eine der in das kolossale

Amphitheater herabragenden Terrassen, und da das Wetter sich „hübsch schön herausgeputzt hatte“, so genossen wir von da aus eine sehr vollständige Aussicht über die ganze großartige Scenerie umher. „Jetzt müssen wir a Biß'l heimelich sein, damit's die Gamsen nicht verscheucht“, sagte unser Jäger. Und sehr bald entdeckten wir auf einem nicht sehr entfernten Felsen eines dieser hübschen Geschöpfe. Mit aufgerecktem Kopfe stand's auf der Höhe, und blickte zu uns hinüber. Anfangs hatten wir unsere Noth, die Gemsen, die der Jäger überall sah, auch mit den Augen zu erfassen. Als wir uns aber einmal auf die bräunlichen und herumschleichenden Flecken, welche diese Thiere in der Landschaft bilden, Etwas eingeübt hatten, so bemerkten wir bald an vielen auch entfernteren Stellen solche Flecken, die, wie Fliegen oder Käsemilben, an den Felsen herumschlichen und krochen.

Der Jäger sagte uns, sonst, vor etwa zehn Jahren, habe man den Stand der Gemsen im Ring auf 2000 angeschlagen. Jetzt aber beliefen sich dieselben nur noch auf 1000. Sonst erlegte man jährlich hier 200 dieser Thierchen, jetzt nur noch 100. Da der ganze Ring höchstens eine Flächenausdehnung von einer Viertel-Meile im Quadrat beträgt, so ist dieß eine sehr starke Gemsenbevölkerung, und dieselbe ist noch bedeutend, selbst wenn man auch die Hölle mit dazu rechnen müßte. Jedenfalls sind die Gemsen hier in allen diesen obersteierischen Gebirgen, die man mit Recht „Gamsgebirge“ nennt, die vornehmsten Wesen, und ihre Anzahl übersteigt bei Weitem die der menschlichen Bevölkerung, der Holzknechte, Halter, Wald- und Holzmeister und Sennhirten.

Auch der Ring theilt sich noch in einen „unteren“ und „oberen Ring“. Der letztere ist wie eine erhabene Bühne im Hintergrunde des Schauspielhauses gestaltet.

Von unserm Standpunkte aus übersahen wir sie beide. Unser Jäger zeigte uns die einzelnen Partien: das „Bärenloch", die „bösen Mauern" und den „Karrweg", wo die Treiber hinabsteigen, wenn hier die Gemsen gejagt werden. Beim Anblick dieses Karrwegs wurde mir schwindlig, wenn ich daran dachte, daß die Treiber daran herumklettern müssen; doch diese Leute nehmen es zuweilen mit den Gemsen auf. Und im Ganzen sind die scheuen Gemsen leicht zu treiben. Man hat nur wenige Menschen und keinen großen Lärm dazu nöthig, weil sie bald aufspringen und in der angezeigten Richtung davon gehen. Sie machen es nicht, wie unsere Hasen, die oft, in den Gräben versteckt, den Jagdlärm nahe bei sich vorüberstreichen lassen. Ganz im Hintergrunde zeigte der Jäger uns einen großen Felsblock, den sie „den Herren-Stand" nennen, weil der Erzherzog Johann bei den Jagden im Ring hier zu stehen pflegt. In der Hölle haben sie einen andern Felsen mit Bezug auf die Jagden des Reichsverwesers „den Knöbelfelsen" genannt, weil der Erzherzog auf seinen Gemsenjagden bei diesem Felsen Knöbel zu essen pflegt.

Im höchsten und hintersten Winkel sahen wir noch „die Thurn" (die Thüren), und dort bei diesen Thüren „da ist der Ring gar". Nicht weit von der Gegend, in der wir uns jetzt befanden, und alle diese Wildnisse weit überragend, erhebt sich einer der schönsten und höchsten Berge in Obersteiermark, der Hochschwab, den wir gern erstiegen hätten. Allein die Leute sagten uns, er sei schon mit frischem Schnee bedeckt, und überdieß stecke sein Kopf bereits seit ein Paar Tagen in einer dichten Nebelkappe. Wir mußten daher auf diesen Genuß verzichten, und eilten durch die Hinter-Hölle nach Osten aufwärts. Wir hatten dabei nicht wenig Sorge zu überstehen; denn obwol unser Pferd ein recht rundlicher und starker Obersteirer war, so war doch unser

Kutscherlein ein Knäbchen von 12 Jahren, Namens Johann, dem wir auf diesen Gebirgswegen nicht viel zutrauten. Er sprach zwar sehr steirisch, nannte die Ochsen „Ehren“ und die Schafe „Lampeln“. Aber im Uebrigen erwies er sich doch am Ende als sehr geschickt im „Fahren mit dem Roß“. Auch könne er, so sagte er uns, den Holzknechten beim „Schneiden“ des Holzes helfen. „Mit dem Roß fahren“ heißt hier: das Kutscherhandwerk betreiben, und „Holzhacken“ und „Holzfällen“ ist in Steiermark ganz unbekannt. Sie schneiden das Holz allgemein. Obgleich in der Wildniß, wie eine Gems, geboren, konnte unser Johann doch lesen und schreiben, und wir hatten unsere Freude an dem lebendigen und klugen Wesen dieses aufgeweckten „Steirerbuben“. In einem Lande, bei dessen Nennung man so oft der Feren und Trobdeln erwähnt, muß man sich eine besondere Pflicht daraus machen, auch der geweckten Leute Erwähnung zu thun. Obgleich diese viel häufiger sind, figuriren sie doch viel seltener in den Reisebüchern über Inneröstreich.

---

5. Brandhof.

Die Hölle ist hinten mit einem Gebirgsabsatze „vermacht“, der sie von dem „Ramer-Thale“ trennt. Die Leute nannten uns diesen Absatz „den Kastelriedel“. Der Erzherzog Johann hat neuerdings eine Straße darüber hin anlegen lassen, die wenigstens für Jagdwägelchen fahrbar ist. Durchs waldige Ramer-Thal hinaus gelangten wir auf die Straße, die von Bruck nach Maria-Zell führt. In einer kleinen Schenke reinigten wir unsere äußere Hülle von dem Staube und den Schlacken, welche sich in den Bergwildnissen, Gamsgebirgen und auf den Kohlenhöfen daran ge-

setzt hatten, um in die hochgelegene Residenz unseres deutschen Reichsverwesers eintreten zu können. — Wenn das Schicksal dem Deutschen den Weg verdorben hat, der zu den Residenzen unserer gehofften Kaiser an irgend einem Punkte des Rheins führt, so spürt er doch ein Bedürfniß, wenigstens zu der Eremitage seines Reichsverwesers zu pilgern, und findet eine Genugthuung darin.

Der Weg zu dem jetzt so weltberühmten „Brandhofe“ des Erzherzogs Johann geht erst längs des Gollrad-Bachs hinauf, bei einem der steirischen „Wald-Eisenbergwerke“ vorbei, und durch ein malerisch gelegenes „Knappendorf“. Der Brandhof selbst liegt ungefähr so hoch, wie die Spitze des Brockens, nämlich 3200 Fuß über dem Meere. Es ist hier die Wasserscheide zwischen dem Donau- und dem Drau-Gebiete. Der Gollrad-Bach fällt der Salza, und mit ihr der Enns und der Donau zu. Gleich nahe bei dem Brandhof gehen aber die Quellen ins Seewiesen-Thal hinab, und durch dieses in die Mur und Drau.

Man kann sagen, es sei hier eine der nördlichsten Einsattlungen des hohen Rückens und der Central-Linie der norischen Alpen und ein ähnlicher Paß, der sogenannte Seeberg, wie ihn weiter im Osten der Semmering darstellt. Daher ist hier die landschaftliche Scenerie so ziemlich gleich mit der am Semmering. Man konnte für eine Alpenresidenz wol schwerlich eine bessere Localität finden. Mitten zwischen den größten Höhen war es der niedrigste und bequemste Punkt. Nach Westen geht es von hier zum Hochschwab und zum Lugauer hinauf, und nach Osten liegen der Hohe Veitsch, der Windberg und der Schneeberg.

Früher, so sagte man mir, habe auf dem Flecke, wo jetzt der Brandhof liegt, nur ein Wald und eine Sennerwirthschaft gestanden. Den Wald habe man zum Theil weggebrannt und ein Ackerland gebildet, und daher habe die

Stelle den Namen „Brandhof" erhalten. — Jetzt erhebt sich dort ein Alpenschloß, das sich weder Sokrates noch Plato, wenn sie sonst das Vermögen dazu gehabt hätten, philosophischer und gemüthlicher hätten einrichten können, als unser Erzherzog es gethan hat. Im Ganzen, kann man sagen, ist der Brandhof so angelegt und in dem Style gebaut, wie ihn wol reiche deutsche Edelleute um die Mitte des 16. Jahrhunderts gebaut haben würden, wenn sie zugleich eben so viel Geschmack gehabt hätten. Ein gemächliches und bequemes Gehöft umfängt zuerst den Eintretenden. Schöne Stallungen für Pferde und Rindvieh laufen zur Rechten hin, und an sie schließen sich andere Wirthschaftsgebäude für Milch- und Butter-Bereitung an. Im Hintergrunde ragen die Bäume eines kleinen Gartens hervor, der so groß und hübsch ist, wie man nur immer in einer Höhe von 3000 Fuß einen Garten zu finden erwarten kann. Zur Linken liegt das nicht sehr hohe Wohngebäude. Im Innern, wie im Aeußern, ist es vielfach im gothischen Geschmacke verziert. Alles ist einfach, solid und höchst gefällig gebaut und sehr wohnlich eingerichtet. Und die inneren Räume, die Speisesäle, die Schlafstube, die Sitzzimmer, das Arbeits-Cabinet des Erzherzogs sind voll ausgezeichneter Kunstgegenstände und historisch merkwürdiger Reliquien. Manche Zimmer sind, wie kleine Museen, mit interessanten Dingen gefüllt. — Ich verzichte darauf, dieß Alles würdig zu schildern. Aber ich will wenigstens *einige* der mir aufgefallenen und im Gedächtniß gebliebenen Gegenstände namhaft machen.

In dem Cabinete des Erzherzogs hängt das Portrait seines Erziehers und das seines Freundes, des Historikers und Staatsmanns Johannes v. Müller. Wir erinnerten uns dabei des Briefwechsels, in dem der Erzherzog mit Johannes v. Müller gestanden hat. Und in dem Bilde

des Erziehers sahen wir ein Zeichen der Dankbarkeit des Schülers. Außer den genannten waren noch mehre Portraits ausgezeichneter deutscher Männer da. Ein anderes Bild stellte zwei steirische Sennerinnen dar, die mit einander sangen. Der Maler hatte sie vortrefflich ausgeführt. Doch hielten sich die Mädchen die Finger in die Ohren. Man sagte mir, daß sie dieß beim lauten Singen und Jauchzen gewöhnlich thäten. Ich hatte dasselbe auch schon bei dem Jäger beobachtet, der uns in den „Ring“ begleitete, und der, als er jauchzte, sich ebenfalls die Finger in die Ohren steckte. — In dem sogenannten Jagd-Zimmer sind zunächst eine Menge Sachen aus Gemshörnern aufbewahrt: sehr große und besonders schöne Gemsbärte, ganz wundervolle Rehgeweihe und die großen Hörner eines Steinbocks. Vor 100 Jahren soll der letzte Steinbock in diesen Gegenden geschossen worden sein. Alsdann ein Säbel des bekannten Speckbacher, eine Pfeife, ein Besteck und ein Pulverhorn von Andreas Hofer. Ferner die Bildnisse Kaiser Maximilian's, „des besten“, und Hofer's, „des treuesten Schützen“, und das des Kaisers Franz II., „des besten Hausherrn“. — Weiter ein Modell von der Burg, die in Tyrol für den Sohn des Erzherzogs gebaut wird, merkwürdige Vogelkrallen, und Jagdgeräthe aller Art. In den obern Zimmern sahen wir Darstellungen von allen übrigen Besitzungen des Erzherzogs und eine Reihe kleiner Statuen ausgezeichneter Herrscher aus dem Habsburgischen Hause. Die Thüren, Meubles, Betten, Stühle, Tische rc. waren aus einfachen, einheimischen Holzarten, aus Ahorn-, Eichen- und Zirbelnußkiefern-Holz, in einigen Zimmern auch die Wände. Fast überall ist das Holz ohne Politur, aber das Schnitzwerk mitunter sehr kunstreich und schön.

Die Gesimse fast aller Zimmer sind mit Sprüchen geschmückt, wie sie eben für die Bestimmung des Raumes

passen, und diese Sprüche, die der Erzherzog selbst aussuchte, kamen mir so treffend, so gut gewählt, so sinnreich und zum Theil so rührend vor, daß ich sie alle mit Entzücken las, und mich nicht erinnere, je irgendwo in meinem Leben eine erbaulichere und mir zusagendere Spruchsammlung gesehen zu haben. Ich hätte sie alle abschreiben mögen. Doch konnte ich dieß nur mit folgenden wenigen zu Stande bringen:

„Prüfe, handle, harre aus!“

„Des Mannes Sinn bleibt sein Gewinn!“

„Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein!“

„Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod!“

„Kaufe die Wahrheit, und verkaufe sie nicht!“

„Zum Frieden rathen macht Freude.“

„Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude.“

„Mit Gott nur thun wir große Thaten.“

„Ein Jeder hat seine eigenen Gaben von Gott.“

„Weisheit ist der beste Adel.“

„Herr, es haben dir die Hochmüthigen von Anbeginn nicht gefallen.“

„In Wort und That fest, wahr und treu!“

Es waren aber wol ein Paar Hundert solcher Kernsprüche da. Aus allen leuchtete ein milder, edler, deutscher Sinn Dessen hervor, der sich dieß wunderschöne Album gesammelt hat, und dessen ganze Lebens- und Denkweise der beste Commentar zu diesen Sprüchen ist.

In der Capelle des Schlosses zeigte man uns das Grabmal des Erzherzogs, das er sich hier schon hat errichten lassen; denn wie jener deutsche Dichter sein Herz in das Bett des von ihm so leidenschaftlich geliebten Rheins versenken ließ, so will unser Reichsverweser hier sein Herz in den Rücken der Alpenketten versenken. Möchte es bis dahin noch lange sein!

---

6. Maria-Zell und seine Wallfahrten.

Es war der 8. September, und man hatte uns gesagt, dieß sei in Maria-Zell einer der letzten großen Sonntage des Sommers, der noch recht viele Wallfahrer dort versammle, welche dann meistens in ihre Heimath zurückkehrten. Wir beeilten uns daher, noch denselben Tag nach Maria-Zell zu gelangen, um am Abende wenigstens noch einige Pilger beisammen zu finden. Viele hatten schon am Morgen ihre Gebete beendigt, und wir trafen bereits lange Züge unterwegs, die uns von Maria-Zell her entgegenkamen, Männer, Weiber und junge Leute durcheinander. Jedem einigermaßen bedeutenden Trupp wurde ein Kreuz vorangetragen, dem Alle in langem und ziemlich geordnetem Zuge laut singend nachfolgten. Die Männer gingen fast sämmtlich mit bloßem Haupte, und sie, wie auch die Weiber, waren mit Rosenkränzen, großen Medaillen, glitzernden Marienbildern und andern Dingen, die sie am Halse aufgehängt oder an ihren Röcken befestigt hatten, reichlich geschmückt. — Es regnete zuweilen sehr heftig, und in einem solchen Regenschauer sahen wir dann wol solche Trupps geschmückter Wallfahrer unter einer Felsenwand des Thales in malerischen Gruppen vertheilt stehen, um sich vor dem Regen zu schützen, aber keinen Augenblick ihre frommen Gesänge unterbrechend, was denn immer sehr eigenthümliche und mehr oder weniger gefällige Scenen abgab.

Wir fuhren über Wegscheid und durch die Waldau hinab wieder ins Thal der Salza zurück, wo wir das berühmte k. k. Gußwerk „in der Waldau" besuchten, das seine Erze von jenem wenige Meilen oberhalb liegenden Eisenbergwerke „in der Gollrad" bezieht, wie Hieflau an der Enns die seinigen aus den Eisenerzer Gruben erhält.

Dieses Gußwerk ist eins der größten in ganz Steiermark und Oestreich. Bei dem Bergwerke in der Gollrad liegen immer 300,000 Centner für dasselbe „aufbereitet". Sie verarbeiten hier im Ganzen jährlich 90,000 Centner Metall, und jetzt werden hier 300 Arbeiter beschäftigt, nach einer andern Angabe früher 400. Mit den Bergleuten in der Gollrad und mit den Holzknechten, die durch dieses Gußwerk beschäftigt werden, sind auf die Thätigkeit desselben als Quelle ihres Unterhalts ungefähr 1000 Arbeiter angewiesen. Es werden hier insbesondere Kanonen, Maschinentheile und andere größere Gegenstände gegossen.

Jenseits des Gußwerks kamen wir durch einen sehr hübschen, waldigen Engpaß, den die Salza durchströmt, in die hochgelegene, aber freiere Gegend hinaus, in deren Mitte auf einer Anhöhe sich mit seinen Glockenthürmen das vielgepriesene Maria-Zell erhebt. Schon auf der ganzen Straße hin mehrten sich nicht nur die Trupps der Wallfahrer, sondern auch die Gegenstände, welche die Geistlichkeit zum Frommen der Pilger hier errichten und aufstellen ließ, damit man schon von Weitem merke, welchem heiligen Orte man nahe. Wald- und Weg-Capellen werden häufiger. Am Ende steht vor dem Engpasse auf einem Felsen eine ganze Schädelstätte mit dem kolossalen Kreuze Christi, den beiden Sündern rc., errichtet. Ganz wie bei Kloster Einsiedeln in der Schweiz sind auch hier bei Maria-Zell auf diese Weise alle Zugänge zu dem Orte schon gewissermaßen zu Vorhallen und Vorhöfen des Allerheiligsten eingerichtet.

Maria-Zell liegt, wie ich sagte, auf einer Anhöhe oberhalb Salza und der andern kleinen Flüsse, die am Fuße dieser Anhöhe zusammenkommen. Die Anhöhe ist beinahe so hoch über dem Niveau des Meeres, wie die Spitze des Brockens, nämlich 3000 Fuß, genauer eigentlich: 2945 F. Nichtsdestoweniger muß man sich aber doch die Umgegend

verhältnißmäßig frei und eben, und die ganze Anlegung des Orts als durch das große Becken hervorgerufen denken, in dessen Mitte die Maria-Zell auf dem Rücken tragende Höhe liegt. Es ist das oberste Becken das Salza-Flusses, in dem von allen Seiten her nach Maria-Zell zu Thäler und Flüsse herabkommen. Man kann die Lage dieses Orts mit der von Aussee und von so vielen andern kleinen Thal-Becken-Central-Orten vergleichen.

Die Thalböden, Höhenrücken und Gelände umher sind alle so grasreich und wiesig, wie bei Kloster Einsiedeln. Die dichten Wälder fangen erst in einiger Entfernung, und ganz unbewohnbare Felsen-Hochgebirge in noch viel größerer Ferne an. Es giebt sehr weit ringsumher im Gebirge keinen Punkt, der so wohnlich und für eine Niederlassung geeigneter wäre. Vermuthlich ist hier auch schon seit den ältesten Zeiten gehaust und verkehrt worden, und es ging ohne Zweifel auch sonst immer ein Gebirgsweg aus den Gegenden von der Donau her nach Steiermark hier durch. Die vielen Tausend Pilgrime, welche jährlich in Maria-Zell zusammenströmen, sind meistens aus den Ländern Tyrol, Steiermark, Oestreich, Böhmen, Mähren, Wien, Ungarn und Croatien. Die meisten dieser Völker kommen aus dem Norden, blos die Steiermärker, Croaten und Tyroler aus dem Süden. Sie setzen natürlich in verschiedenen Richtungen aus, die aber zuletzt in drei Hauptrichtungen zusammenfallen. Die Tyroler, Salzburger rc. ziehen, wie ich schon sagte, in dem Salza-Thale, auf dem Wege, den wir gereist waren, hinauf. Die Steiermärker, Croaten und Illyrier pilgern über Bruck, auf der Straße über den Seeberg bei Brandhof vorbei, durchs Gollrad-Thal. Viele, namentlich aus Ungarn, kommen auch über den Semmering nach Mürzzuschlag, und wandern von da den Weg im Mürz-Thale hinauf. Nicht weit von dem Engpasse bei dem k. k. Guß-

werk vereinigen sich diese Wege, und gehen nun in dem Engpasse, durch den wir kamen, auf Maria-Zell weiter.

Die Völker aus Norden werden ebenso allmählig alle auf einen Weg zusammengeführt, und zwar auf die große Heerstraße, die im Traisen-Thale nach Maria-Zell heraufkommt. Die Böhmen und zum Theil auch die Mähren kommen über St. Pölten herein. Die Oberöstreicher fahren die Donau herunter und passiren dann ebenfalls meistens St. Pölten. Auch von Wien, und dann weiter von Ungarn her, münden zwei Straßen in die von St. Pölten und die Thalstraße des Traisen-Flusses aus. Dieser Fluß hat seine Quellen ganz in der Nähe von Maria-Zell im Norden der Salza-Quellen. Er fließt von Süden nach Norden, wie die Enns, quer durch das Erzherzogthum Oestreich, und mündet unterhalb St. Pölten bei Traismaur in die Donau. Zuletzt sind demnach auch alle nördlichen Pilgerstraßen in eine einzige vereinigt, die von Norden her in den heiligen Ort einmündet, und die, bevor sie dieß thut, ebenso, wie die südliche Straße, mit mehreren Capellen und Bet-Stationen, die ihr zur Seite stehen, geschmückt ist.

Die angegebenen Straßen sind zwar von einzelnen Pilgern während der ganzen schönen Jahreszeit mehr oder weniger belebt, da namentlich nur als solche vereinzelte Wallfahrer die Mitglieder der höhern Gesellschaftsclassen hier einziehen. Die größere Menge der Wallfahrer kommt aber in gewissen kleineren oder größeren Processionen. Solche Processionen bilden sich an entfernten Orten mitunter zu verschiedenen Zeiten auf Verabredung. Einige Menschen haben vielleicht in einem Dorfe oder Städtchen Böhmens oder Mährens, oder in einer andern Provinz, schon längst im Stillen gelobt, eine Wallfahrt nach Maria-Zell zu unternehmen. Sie theilen sich dieß untereinander mit, und machen die Reise zusammen. Einzelne Pilger, die

ihnen begegnen, schließen sich dann wol auch noch an. Solche gelegentlich sich bildende, unangemeldete und unerwartete Processionen kommen ebenfalls den ganzen Sommer hindurch an. Sie werden nicht feierlich empfangen und heißen die „still einziehenden Processionen". — Es giebt gewisse hohe Festtage in Maria-Zell, sogenannte „Btt-Tage", an denen die einzelnen Pilgrime und die „still einziehenden Processionen" in großer Menge ankommen. An solchen Tagen sieht man in der großen Kirche des Orts zuweilen funfzig und mehr Fahnen von eben so vielen Processionen.

Außer diesen gelegentlichen und still einziehenden Processionen giebt es aber noch eine Menge, die an festgesetzten Tagen, an gewissen Orten sich sammeln, auch an bestimmten Tagen in Maria-Zell eintreffen, und dort ihre „feierlichen" Einzüge halten. In einem statistischen Werke über Maria-Zell, welches ich besitze, werden 70 solcher Processionen und Orte aufgeführt.

Von diesen regelmäßigen und feierlichen Processionen kommen 20 aus Orten des Erzherzogthums Oestreich, 22 aus steiermärkischen Orten, 9 aus Mähren, 4 aus Böhmen, 4 aus Ungarn, 1 aus Kärnthen. — Hiernach kann man die Betheiligung der verschiedenen Völkerschaften an der Wallfahrt nach Maria-Zell einigermaßen beurtheilen. Ich sage einigermaßen; denn allerdings erscheinen manche Orte und Provinzen nicht unter den regelmäßigen Processionen, während sie doch viele einzelne Wallfahrer und auch gelegentliche Processionen hierher senden.

Zum Theil hat man wol auch deßwegen die Wallfahrten auf verschiedene Tage vertheilt, um einen allzugroßen Zusammenfluß der Pilger zu vermeiden. Jede Procession und jede Ortschaft betrachtet gewissermaßen die Tage ihres Einzugs und Verweilens als ihrem Heil besonders gewidmet, und setzt sich für diese Zeit gleichsam in Besitz von

Maria-Zell. Bei Weitem die meisten Processionen fallen in den Monat August, von den regelmäßigen allein 24, das heißt mehr, als ein Drittel. Alsdann finden auch sehr viele allemal zu Pfingsten Statt, nämlich von den regelmäßigen 17.

Die allergrößten Processionen sind erstlich die von Wien, und zweitens die von Grätz kommenden. Von beiden Orten gehen zwei Hauptprocessionen aus. Indeß folgen ihnen dann an bestimmten Tagen auch noch einige kleinere nach.

Man zählt in jedem Jahre die Anzahl der Pilger, und macht die Summe in Maria-Zell bekannt. Es können dabei jedoch nur diejenigen Pilger gezählt werden, an welche die Hostie ausgetheilt wird. Es werden darüber in der Sacristei der Hauptkirche Protokolle aufgenommen. Natürlich bildet in Maria-Zell diese Summe immer einen Hauptgegenstand der Neugierde der Bewohner, deren Interessen so sehr damit verknüpft sind. Sie wird, wenn sie ermittelt ist, am Schlusse des Jahres sowol durch den Druck bekannt gemacht, als auch von den Kanzeln der Kirchen aus verkündigt. Ich fand diese Summe sogar in einem Wirthshause des Orts von mehreren Jahren an die Thüre geklebt.

Vom Jahre 1816 bis 1819 pilgerten im Ganzen 1,159,000 Menschen hierher, jährlich also im Durchschnitte 97,000. Die größte Zahl war im Jahre 1818, nämlich 132,000, die geringste 1828, nämlich 59,000. An ganz großen und außerordentlichen Festtagen, z. B. an den Tagen der hundertjährigen Jubelfeier, sind hier wol so große Volksmassen gewesen, wie sie sich nur in unseren größten Hauptstädten vereinigt finden. So z. B. im Jahre 1756, dem sechsten Jubeljahre Maria-Zells, an einem Tage nicht weniger, als 373,000 Pilger. Ich war begierig zu erfahren, wie die politischen Bewegungen der letzten Jahre auf die Maria-Zeller Wallfahrt eingewirkt haben möchten. Und man sagte mir, im Jahre 1848 seien nur 50,000 gekommen.

Dieß wäre eine so geringe Zahl, wie sie nach der französischen Zeit noch nie wieder vorgekommen sei. Im Jahre 1849 sei es etwas besser gewesen. Die Zahl vom laufenden Jahre (1850) war noch nicht bekannt. Doch glaubte man, daß man wol wieder auf die Normalzahl von 90,000 Pilgern kommen würde.

Auch in Maria-Einsiedeln in der Schweiz, mit welchem Wallfahrts-Orte das steirische Maria-Zell die meiste Aehnlichkeit hat, — und das für die westlichen Alpenvölker ungefähr dasselbe ist, was dieses für die östlichen, oder was die Maria-Czenstochau für Polen — beläuft sich die jährliche Pilgerzahl ungefähr auf eine eben solche Summe. Auch in San Loretto in Italien soll sie nicht viel größer sein, und im Ganzen kann man sagen, daß Maria-Zell mit den ersten Rang unter den Wallfahrtsorten der katholischen Welt einnimmt. Innerhalb der östreichischen Monarchie giebt es keinen zweiten, der ihm an Bedeutung gleich käme*).

Wie in andern Ländern der Christenheit, so giebt es auch namentlich in Oestreich eine Menge Orte, die insbesondere der Jungfrau Maria gewidmet sind, und ihren Namen tragen. Und viele dieser Orte sind auch als wunderthätige und Wallfahrts-Orte bekannt**). Woher es nun gekommen ist, daß Maria-Zell ihnen allen den Rang abgelaufen hat, und daß die Jungfrau „Maria zu Zell" in Ruhm und Ansehen der Art wuchs, daß sie zuweilen gar „die Königin der Erde" genannt wurde***), und daß sie in Folge des Vertrauens, welches die Völker gerade dieser

*) Am nächsten kommt Maria-Taferl an der Donau.

**) In einem kleinen interessanten Buche: „Die Mariensagen in Oestreich von J. P. Kaltenbarck", sind viele Notizen über die Geschichte dieser Orte gesammelt.

***) „Der Königin der Erde, Maria zu Zell, opfert und weiht dankbar dieses Kreuz 2c.", so heißt es in der Inschrift auf einem goldenen Kreuze, das Kaiser Karl VI. nach Maria-Zell schickte.

Zeller Maria und keiner andern in demselben Grade schenken, gewissermaßen eine bedeutende Macht in Oestreich erlangt hat, — woher und wie dieß Alles, sage ich, so gekommen ist, läßt sich eigentlich nicht genau angeben. Doch hat zuallererst, wie es scheint, ein besonders frommer Mann dazu beigetragen, den Ruhm des Gnadenbildes zu begründen, und dann haben mächtige Fürsten von Böhmen, Ungarn und Oestreich diesen Ruhm mehr befestigt, und zuletzt wetteifernd gehoben. Dieß sieht man aus der Geschichte des Orts, die in aller Kürze ungefähr so lautet:

Vor 800 Jahren, im Jahre 1073, gründete der Herzog Markwart von Kärnthen die berühmte Benedictiner-Abtei St. Lambrecht an der Gränze von Kärnthen in Steiermark, und schenkte ihr an der Gränze von Oestreich und Steiermark ein bedeutendes Ländergebiet, zu dem auch eine gewisse Partie großer Waldungen und Wiesen an der Quelle der Salza gehörten. Auf diesen Wiesen lebten damals nur zerstreute Hirten und Holzknechte ein vermuthlich ziemlich verwahrlostes Leben. Die Benedictiner von St. Lambrecht, die für das Seelenheil dieser Leute besorgt waren, schickten einen Missionair zu ihnen, um für sie einen regelmäßigen Gottesdienst zu begründen. Der fromme Mann, dessen Namen die Tradition nicht aufbewahrt hat, zog mit einem aus Lindenholz geschnitzten Marienbilde hinauf, und stellte dasselbe auf einen Baumstock, indem er sich selber eine breterne Zelle daneben baute. Man sieht noch heutiges Tages zuweilen mitten in den einsamen steirischen Wäldern solche Bäume, in denen Heiligenbilder aufgehängt, und vor denen eine kleine Fußbank und ein Pult zum Knieen und Beten errichtet sind. Unter andern sah und zeichnete ich einen sehr schönen Baum dieser Art in jenem, von mir erwähnten einsamen Thale der Hölle. Es war eine Buche, und die Leute nannten sie „die Aller-Seelen-Buche“.

Die Wahl des Platzes war sehr zweckmäßig. Nicht nur die Hirten und Waldleute der Umgegend besuchten fleißig das Bild des frommen Benedictiners und seine Zelle, die seine Wohnung und Capelle wurde, sondern auch die Reisenden, die in Folge des Zusammenlaufs jener genannten Thäler hier oft vorübergeführt werden mußten, sprachen oft an, und mochten auch bisweilen der lieblichen Umgegend wegen, zu der sie von allen Seiten her nur durch Engpässe und rauhe Wälder gelangten, vielleicht gern verweilen.

Der Ruhm der Marien-Zelle verbreitete sich sehr bald, und schon im 12. Jahrhundert sollen manche Pilger blos in der Absicht herbei gereist sein, diesen durch den frommen Stifter der Zelle geweihten Ort zu sehen, daselbst zu beten und Trost und Hülfe in Noth und Krankheit zu erlangen. Besonders wirksam war es aber erstlich, daß dem Markgrafen Heinrich I. von Mähren in einer Krankheit träumte, er müsse sich an die Jungfrau Maria zu Zell wenden, und nach geschehener Herstellung ihr durch eine Pilgerfahrt zu ihrem Bilde danken, und daß er dieß auch im Anfange des 13. Jahrhunderts wirklich that, indem er zugleich eine steinerne Kapelle zur Aufbewahrung des Bildes errichtete. — Zweitens aber, und noch viel mehr, war dem Aufblühen Maria-Zells förderlich, daß auch der große König Ludwig I. von Ungarn vor einer Schlacht gegen die Türken (oder Bosnier?)" sich hierher verlobte", d. h. das Gelübde einer Wallfahrt nach Maria-Zell that, und dieß in der Mitte des 14. Jahrhunderts ebenfalls ausführte, indem er zugleich um die kleinere, vom Markgrafen Heinrich errichtete Gnadencapelle eine große, schöne Kirche herumbauen ließ. — Durch Ludwig von Ungarn, kann man sagen, war das Uebergewicht von Maria-Zell über alle andern Marien-Orte ganz entschieden, und er ist als der eigentliche Begründer der Größe und des Ansehens der Maria von Zell zu betrach-

ten. — Natürlich waren, als das Feuer einmal flammte, auch die geistlichen Gewalten nicht müßig geblieben. Die Aebte von St. Lambrecht hatten sich von den Landesfürsten mehrere Privilegien für den kleinen Ort, der sich um die Marien-Zelle zu bilden anfing, verschafft. Die Erzbischöfe von Salzburg, zu deren Sprengel das ganze Gebiet gehörte, ertheilten den „Zeller Wallfahrten" Ablaß und Privilegien, und endlich, als die Herzöge und Könige von Maria-Zell träumten und sich dahin „verlobten", regten sich auch die Päpste. Gleich nach König Ludwigs Wallfahrt im Jahre 1346 erließ Papst Clemens VI. eine Ablaßbulle, in welcher er Allen, die in Maria-Zell Buße thun würden, einen hunderttägigen Ablaß verlieh. Von nun an, da die Sache einmal im Schwunge war, folgte eine ganze Reihe solcher päpstlicher Privilegien-Ertheilungen, und ebenfalls eine fast ununterbrochene Reihe reichlicher Geschenkdarbringungen und Wallfahrten von Fürsten, Königen und Kaisern, welche dann die große Menge auf den Pilgerstraßen nach sich zogen.

Im 16., 17. und 18. Jahrhundert kamen fast alle Regenten des östreichischen Herrscherhauses hierher, und eine Maria-Zeller Wallfahrt wurde fast eine Sitte bei ihnen, wie bei den spanischen Königen eine Wallfahrt nach St. Jago di Compostella. Auch wurde fast bei jedem bedeutenden Ereignisse in der Geschichte Oestreichs irgend ein Weihgeschenk nach Maria-Zell hinaufgeschickt, oder, wie man hier sagt, „ein Opfer dargebracht". Kaiser Ferdinand II. kam an dem Tage, an welchem das über die „Prager Rebellen" gefällte Todesurtheil vollstreckt wurde, hierher. Kaiser Leopold I. pilgerte sogar 9 Mal nach Maria-Zell. Ein östreichischer Erzherzog ließ in der Gnadencapelle sein Herz vermauern. Nach siegreichen Schlachten über Oestreichs Feinde wurden goldene Statuen oder Kreuze hierher gesandt. Maria-Theresia brachte

nach ihrer Verehelichung mit Franz I. ein goldenes, mit Diamanten besetztes, doppelt geflammtes Herz, „damit“, wie die Inschrift lautete, „die Herzen der Gatten ein Herz „in Gott seien.“ Dasselbe that als Erzherzog Kaiser Joseph II. mit seiner Gemahlin Isabella. Viele goldene Weihgeschenke von 1000 oder 2000 Ducaten Schwere, silberne Altar-Gitter von 400 und silberne Kreuze von 100 Mark Gewicht, bleierne vergoldete Crucifixe von 16 Centnern Schwere wanderten nach Maria-Zell hinauf. In dem Schatze der Haupt- oder sogenannten „Gnaden-Kirche“ findet man noch die meisten kostbaren Weihgeschenke dieser Fürsten, so wie in den Archiven der Kirche ihre Briefe, Bullen, Geleitsschreiben und sonstigen Urkunden aufbewahrt.

Allein am Ende drehen sich doch die meisten und wichtigsten Traditionen des Ortes um jene drei für Maria-Zell einflußreichsten Männer, um den unbekannten ersten Eremiten, der das hölzerne Gnadenbild hier im Walde aufhängte und die Zelle stiftete, alsdann um den Markgrafen Heinrich von Mähren, das erste gekrönte Haupt, das hierher kam, und der die steirische Gnadencapelle baute, und endlich um Ludwig den Großen von Ungarn, der das gewaltigste Gewicht in die Wagschale warf und die große Kirche baute. Die drei Männer, ihre Portraits und Verrichtungen sieht man auf den meisten Bildern in Maria-Zell dargestellt. Mit ihnen beschäftigen sich die meisten Inschriften und die vor und in der Kirche errichteten bronzenen Statuen. Die erste kleine, hölzerne Marien-Statue wird noch heutiges Tages verehrt. Die steinerne Capelle Heinrichs von Mähren steht noch, wie die Kaaba von Mekka, in der Mitte der Hauptkirche erhalten. Die große Kirche Ludwigs von Ungarn ist zwar größtentheils in einem Brande untergegangen; doch sind noch Theile von ihr conservirt und mit dem Neubau vermauert.

Dieser Brand, der im Jahre 1827 Statt hatte, und nicht blos die alte schöne Kirche, sondern auch fast den ganzen Ort zerstörte, — alsdann der zweimalige Besuch plündernder Franzosen in den Jahren 1805 und 1809, und noch früher im Jahre 1782, die Unterdrückung aller feierlichen Umgänge und Wallfahrten durch Joseph II., waren in neuerer Zeit die härtesten Schläge, welche diesen heiligen Ort getroffen haben. Er hat aber alle diese Unfälle, deren jeder einzelne ihn mit völliger Vernichtung zu bedrohen schien, am Ende doch überstanden, und steht jetzt beinahe wieder ganz in seiner früheren Bedeutung und Größe da.

Fast der ganze Marktflecken besteht aus Wirthshäusern und kleinen Handels-Etablissements, deren Kram-Wirthschaft zu den Bedürfnissen der Pilger irgend eine Beziehung hat. Und auch hierin gleicht Maria-Zell völlig seinem Schwester-Orte in der Schweiz, Maria-Einsiedeln, dessen ganze Lage, Beschaffenheit und Entwicklungsgeschichte mit ihm in einem merkwürdigen Parallelismus steht.

Ich eilte vor allen Dingen in die große Kirche des Orts, die jetzt leider in einem modernen Style wieder aufgebaut ist. Es war schon Abend, und ich fand das Gotteshaus schwach erleuchtet, aber voll mit Wallfahrern, die, in Gruppen vereint, zum Theil mitten in der Kirche, zum Theil vor der Gnadencapelle und an den Altären standen und ihre Lieder sangen. Da sie den andern Morgen abreisen wollten, so waren es Abschiedslieder, oder, wie sie mir sagten, „Urlaubslieder". „Ein unnennbares Gefühl", sagt Dr. Macher, k. k. Physikus, in seinem Werke Maria-Zell, „ein unnennbares Gefühl bemächtigt sich der Brust des unbefangenen, gemüthlichen Zuschauers, wenn die Schaaren verschiedener Nationen sich vor dem Gnadenaltare sammeln, und in mancherlei Sprachen und Singweisen, die Deutschen

im Dur-, die Slaven und Ungarn in ernsten Molltönen, die innigste Verehrung der heiligen Mutter und Jungfrau, ein unbegränztes Vertrauen auf ihre liebevolle Hülfe, eine wahre Hingebung und Zerschmelzung ihres Gemüthes aussprechen, und in frommer Begeisterung vor dem Bilde der Hülfreichen sich niederwerfen; wenn die heiligsten Gefühle auf jedem Antlitze sich spiegeln, strömende Thränen die beengte Brust erleichtern und zitternde Seufzer allmälig die vereinzelten Töne des Gesanges ersticken."

Ich muß gestehen, daß auch ich diesen Eindruck vollkommen empfand. Es hat etwas mächtig Ergreifendes, wenn man so viele Hunderte, ja Tausende sich in Demuth beugen sieht. Selbst wenn man ihren Glauben nicht theilen kann, wird man unwillkürlich mit fortgerissen. Man fühlt es recht wohl, daß Er auch mitten unter ihnen ist, wie Er es nach Dem, was er sagt, immer ist, wo Etliche in seinem Namen versammelt sind. Ein solcher Ort, wie Maria-Zell, wo seit seinem Bestehen, ganz gering angeschlagen, im Laufe der Jahrhunderte doch schon mindestens 40 bis 50 Millionen Menschen, von frommen Impulsen getrieben, knieeten und beteten, seufzten und schluchzten, ist ein geweihter Platz; er ist gewissermaßen, ich möchte sagen, geistig magnetisirt worden, und hat für jede empfängliche Seele etwas unwillkürlich elektrisch Ergreifendes. — Manche werden vielleicht über diese Aeußerung lächeln, wenn sie an die vielen Wunderlichkeiten, Geschmacklosigkeiten, ja auch an die Mißbräuche und oft besprochenen Skandale, die bei diesen Wallfahrten vorkommen, denken. Nun ich gestehe allerdings, und Jeder giebt es zu, viele Schlacken sind dabei; allein dieß ist bei den besten Erzen der Fall. Schlacken muß man überall auf Erden mitnehmen. Aber ich bedaure Den, der das Gold darüber nicht findet. Ich bin auch gar nicht Willens, die Sonderbarkeiten und Ge-

schmacklosigkeiten — oft sind es nur Eigenthümlichkeiten — von Maria-Zell zu verhehlen. Ich will vielmehr Alles so geben, wie ich es sah, fand und empfand.

Ich trat zu einigen der singenden Gruppen näher hinzu. Es waren Männer und Weiber durcheinander, aber getrennt nach den verschiedenen Nationalitäten. Jede Gruppe hatte einen Vorsänger, der mitten unter ihr stand, mit einem Buche in der Hand. Ich unterschied und erkannte schon von ferne die deutschen und die slavischen Gruppen, jene an ihren Dur-, diese an ihren Molltönen. Ich muß gestehen, daß die Lieder der letztern mir im Ganzen besser gefielen. Die Slaven haben überall sehr schöne, freilich etwas einförmige Kirchenweisen. Ueberhaupt, muß ich sagen, sprachen mich die slavischen Gruppen mehr an, als die deutschen. Alle Slaven, die katholischen wie die griechischen, haben bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen etwas ganz besonders Ernstes, Angemessenes und Ehrerbietiges. Sie scheinen in der Kirche immer völlig von Religiosität erfüllt zu sein. Es fällt mir dabei natürlich nicht ein, den Deutschen Tiefe der religiösen Gefühle abzusprechen; ich will den innern Werth der slavischen und deutschen religiösen Empfindungen gar nicht abwägen. Aber ich sage, die Slaven bewahren den Anschein davon in ihrem Aeußern viel besser, als die Deutschen. Eine Gruppe sogenannter Wassercroaten fiel mir besonders auf. Ein alter Mann mit weißen Haaren und mit einer Brille vor den Augen führte sie an. Er sang aus einem Büchelchen vor, in welchem allerlei Lieder zusammengestellt waren. Ein eben so alter Mann, wie er, hielt ihm die Kerze, und eine Menge ernster, brauner Gesichter drängte sich dicht herzu, um die Verse recht genau zu hören und dann in den Chor-Refrain mit einstimmen zu können. Das Buch war schon viel gebraucht und zum Theil etwas undeutlich geschrieben. Der Alte, so sichtbar

er sich anstrengte, Alles recht genau zu lesen, und so genau er auch mit dem Finger jede Zeile verfolgte, mußte doch zu Zeiten anhalten. Er kam aber gewöhnlich bald darüber hinweg, indem ihm sein Freund die Kerze dann ganz nahe zum Papiere hinan hielt, und er brachte auch Alles glücklich zu Ende. Vielleicht war er der Einzige unter dem Haufen, der ordentlich lesen konnte, oder behauptete er als Aeltester den Vorsänger-Rang? Ich weiß es nicht. Aber kein Anderer trat an seine Stelle. Und wenn ein Lied zu Ende war, so proponirten sie ihm ein neues, und schoben ihn immer mit Ueberredung wieder vor. Wäre ich ein „Schalken“ oder „Mieris“ gewesen, so hätte ich statt der Feuer- und Lichtscenen, auf denen eine Köchin ein Ei untersucht, oder ein alter Mann eine Feder schneidet, viel lieber eine solche von den Kerzen beleuchtete Wasser-Croaten-Wallfahrer-Scene mit dem Pinsel verewigt.

Als die Leute fertig waren, und, ganz stille und mit den Händen sich die langen Haare über den Kopf streichend, zur Kirche hinausgingen, mit solchen schüchternen und bescheidenen Geberden, wie etwa geringe Leute aus den Gemächern eines großen Herrn hinausgehen, bat ich den alten Vorsänger, mir sein Buch zu zeigen. Ich bemerkte, daß seine Lieder alle blos geschrieben waren. Er hätte sie selbst gesammelt, sagte er. Gedruckte Bücher wären bei ihnen rar. Es wären lauter „Frauenlieder“, sowol „Urlaubslieder“, als auch „Grußlieder“. Diese letztern singen sie zu Ehren der Maria bei ihrer Ankunft in Maria-Zell.

Außer den singenden Gruppen waren wieder andere, die blos in aller Stille beteten, vor der ausgeschmückten Statue der Maria seufzten, und in Entzückung und Anschauung verloren dastanden. Dicht zusammengeschaart, wie Lämmer, drängten sie sich an den Altargittern, welche die Vordersten umklammerten, und blickten in das

Halbdunkel der kleinen Gnadencapelle hinein, aus der ein kaum erkennbares Bildniß hervorschimmerte. Zwischen durch in den Räumen der Kirche gab es noch viel sonderbarere Scenen. Hie und da lagen Einige auf dem Boden des Tempels, ganz platt gegen die kalten Steine gedrückt. Ich bemerkte Einen, der zehn Minuten lang so lag, und dem ich gern zugerufen hätte, er möge sich vor der Cholera hüten. — Andere rutschten auf den Knieen in der Kirche herum, zuweilen 10 bis 20 hintereinander, ein Jeder ein Lichtlein in der Hand. Sie schienen eine gewisse Anzahl von Rutschungen zu vollenden. Dann standen sie auf, befestigten ihre Kerzen auf dem Altare, sangen noch ein Urlaubslied, und schlichen sich ganz still und wie beengt zur Kirche hinaus. Einen dieser Rutschenden werde ich nie vergessen. Es war ein riesengroßer Mann, in einen dicken, braunen Mantel gehüllt. Er bewegte sich entsetzlich unbeholfen, aber zugleich ganz unermüdlich in weiten Kreisen um die Gnadencapelle herum, und ich sah ihn den ganzen Abend während der Zeit meines Aufenthalts in der Kirche in Thätigkeit. — Man kann sich denken, welchen sonderbaren Eindruck alles dieß Durcheinanderarbeiten machen muß; diese in verschiedenen Richtungen Rutschenden, die sich begegneten und kreuzten; diese slavischen und deutschen Chöre, die gar nicht zusammen stimmten, die sich aber auch durchaus nicht um einander bekümmerten, sowie auch die Knieenden, Betenden, Seufzenden einander ignorirten, und so thaten, als ob sie hier alle ganz allein und für sich zu Hause wären. Ueber dem Allen ertönte alsdann ganz laut die große, schöne Glocke der Kirche, die nur an solchen besonderen Sonntagen, wie es heute einer war, geläutet wird. Allmälig wurde es leer und dunkel in der Kirche. Einige Beter und Büßer blieben aber doch noch immer, und ich konnte das allerletzte Ende nicht abwarten. Indessen, ich wieder-

hole es, ich begriff nach Allem und trotz Allem, was ich gesehen hatte, ganz gut das, was ein Oestreicher, der in seinem Dialekte mit mir über seine Kirche sprach, meinte, wenn er mir sagte: „Ja, ja, unsere Maria-Zeller Kirche hat was Eig'nes, was G'wisses. Gerührt wird man immer. Weinen müssen's!"

Am andern Morgen früh sah ich denn die verschiedenen Processionen abziehen, nachdem sie noch einmal gemeinschaftlich in der Kirche gebetet und dabei wieder ihre Urlaubslieder angestimmt hatten. Meine Slaven vom Abend zuvor erkannte ich an ihren weißwollenen Mänteln, in welche die Männer sich hüllten, und an den weißleinenen Tüchern, mit denen die Frauen sich bedeckt hatten. Ihre Processionen machten, wegen der Uniformirung ihres Costums, einen imponirenderen Eindruck, als die der Deutschen, welche bunter aussahen.

Sehr interessant fand ich die verschiedenen Inschriften auf den zahlreichen Votivtafeln, die in der Kirche hingen, weil man aus ihnen die mannigfaltigen Ursachen kennen lernt, welche die arme, leidende Menschheit hierher treiben. Und sehr merkwürdig, oft sehr rührend und naiv sind die verschiedenen Bitten, welche die Wallfahrer zum Theil an die Jungfrau Maria, zum Theil aber auch an ihre Mitwallfahrer richten. So fand ich z. B. einen Zettel an der Kirchenmauer angeklebt, der so lautete:

„Höfliche Bitte".

„Eine kranke, sehr leidende Person bittet alle die P. T. Wallfahrer höflichst, sie in ihre Gebete einzuschließen".

Die Kirche von Maria-Zell ist ebenso, wie die von Maria-Einsiedeln, von mehreren Reihen von Kramläden umgeben, in denen Wachskerzen, Rosenkränze, Weihrauchgegenstände, Gebetbücher und hundert andere Dinge feil geboten werden, welche die Pilger als Testimonien oder

Andenken an ihre Anwesenheit in Maria-Zell mitzunehmen pflegen. Es ist eine wahre Heiligenbilder-, Reliquien-, Amuletten- und Souvenirs-Messe. Die Wallfahrer kaufen alle diese hübschen Sachen hauptsächlich zu drei Zwecken, erstlich um einige von ihnen als Opfer der Maria darzubringen; alsdann um sich selbst damit zu schmücken, sich als „Wallfahrter" zu bezeichnen, und als Zeugnisse ihrer vollendeten Pilgerschaft, oder, wie es auf den Bildern in altem Kirchenlatein wol heißt, als „Testimonium peractae sacramentalis confessionis in alma ecclesia D. V. (Divae Virginis) Cellensis in Styria miraculosa datum. Anno 1844." (d. h. als Zeugniß des in der Gnadenkirche der heiligen zellensischen Jungfrau in Steiermark abgelegten Bekenntnisses gegeben. Anno 1844.) zu behalten. Endlich um sie als werthgeschätzte Weihgeschenke den Verwandten und Freunden in der Heimath mitzubringen. Sie nennen solche Geschenke „Wallfahrts-Gaben". Die Krämer nennen diese Waaren „Beten-Waaren", und sich selbst „Beten-Waaren-Krämer", oder auch „Geistliche-Waaren-Krämer". Vor einem Laden fand ich auch geschrieben: „Christliche Waarenhandlung". — Zuweilen haben sie als Zeichen oder gleichsam als Wappen ihrer Handlung fromme Gegenstände. Vor einem Laden stand z. B.: „Zum Auge Gottes. Beten- und Geistliche Waarenhandlung von J. Hotzel." Und darüber war ein Triangel mit einem Auge darin gemalt. — Es nimmt sich sonderbar aus, wenn man solche heilige Sachen vermischt sieht mit einem so weltlichen Dinge, wie es Handel und Wandel ist, und wenn man Amulete und geweihte Gegenstände „zu den billigsten Preisen" ausgeboten sieht. So las ich auf einem Schilde: „Hier kauft man geistliche und Wallfahrts-Waaren zu den billigsten Preisen, auch alle Gattungen von Galanterie." — Gigantische Rosenkränze hängen als Ladenzeichen vor den Buden der Rosenkranzhändler, und bei

diesen findet man alle denkbaren Stoffe der Welt, die nur im Stande sind, Kugelform anzunehmen, zu Rosenkränzen verarbeitet, Rosenkränze aus Holz verschiedener Gattung, gläserne, alabasterne, andere aus allerlei Steinen, und dann aus Metalldrähten in Kupfer-, Eisen- und Gold-Filigran.

Bei den Buchbindern findet man Erbauungsbücher aller Art, die aber meistens Nichts sind, als Variationen der lobpreisenden Litanei auf die Himmelskönigin in magyarischer, deutscher, croatischer und czechischer Sprache. Diese Bücher haben oft sehr bombastische Titel; so z. B. kaufte ich mir eins, welches „der Himmelsschlüssel des Paradiesgärtleins von Maria-Zell" hieß. Aber es giebt noch viel schwunghaftere Titel. Diese Bücher werden zum Theil von Geistlichen geschrieben; zum Theil ist dieser Zweig der Literatur aber auch ganz in ähnlichen Händen, wie etwa bei uns die Anfertigung der Bonbons-Devisen. Unter den Bildern der Maria-Zeller Gnaden-Maria, die auf gefällige Weise in allen nur denkbaren Stoffen darzustellen man in neuerer Zeit hunderterlei Künste in Bewegung gesetzt hat, sieht man zuweilen Proben von dieser sonderbaren Poesie, welche mitunter die naivgläubigsten Aussprüche, in Verse gebracht, enthalten, vermuthlich aber doch die Ansichten und Gefühle des Volks ganz richtig aussprechen. Unter einem Bilde las ich z. B. Folgendes:

„Verehrst Du tief der Mutter Gottes Gnadenbild,
„So wird dein Wunsch auch stets von ihr erfüllt."

Einer der interessantesten Industriezweige des Orts ist jedenfalls die Wachsbildnerei. Wir sahen in den Läden so ausgezeichnet hübsche Sachen aus Wachs bossirt, daß wir auch gern eine der Werkstätten besuchten, aus denen sie hervorgehen. Wir fanden in derselben zwei Abtheilungen, eine, in welcher die sogenannten „Opfer" nach uralter Weise verfertigt wurden, und eine, in welcher man Körbchen, elegante

Kerzen, Blumen und zahlreiche andere zierliche Gegenstände nach einer neuen Methode componirt. Die sogenannten „Opfer" bestehen in plumpen Nachbildungen von Füßen, Beinen, Armen, Augen, Brüsten und andern Theilen des menschlichen Körpers. Die Wachsgießer haben alte hölzerne Formen, in die sie das Wachs gießen. Es wird so dünn als möglich gegossen, damit man es den Leuten hübsch billig geben könne. Und es wird Nichts an diesen Formen geändert, weil die Leute einmal daran gewöhnt sind, und weil sie vermuthlich schon so lange, wie die Wallfahrt nach Maria=Zell existirt, so gemacht wurden. Ich ließ mir alle die vorkommenden Formen dieser sogenannten Opfer, welche die Leute, je nachdem sie von einer Augen=, einer Brustkrankheit, einem Beinbruch ꝛc. geheilt sind, auf dem Altare darbringen, und die, wenn sich eine gewisse Quantität zusammengefunden hat, zu Kirchenlichtern eingeschmolzen werden, zeigen, und ich fand darunter folgende: Ganze Figuren von Männern, Weibern oder Kindern, die sie opfern, wenn ihre Verwandten gerettet wurden; ganze Figuren von Thieren, z. B. von Schweinen, Pferden, Kühen. Die Schweine, sagten mir die Wachsfabrikanten, würden besonders häufig von Ungarn und Slavoniern geopfert. „Bienenstöcke"; auch diese bringen besonders die Ungarn dar. „Meerweiber"; diese Figuren sahen aus, wie ein Frauenleib, der sich in einem Fischschwanze endigt. Sie werden hauptsächlich von Frauen geopfert nach glücklich überstandenen Frauen=Krankheiten. Mir fiel dabei ein, auch in Dänemark und Schottland gehört zu haben, daß die fabelhaften Meerweiber von der Sage des Volks oft mit den Schwangerschaften und Entbindungen der Frauen verknüpft werden. Endlich auch ganze kleine Häuser, die sie opfern, wenn ihre Hütte vor einem drohenden Unfall glücklich bewahrt worden ist.

Die feine Wachsbossirerei hat man erst seit 15 Jahren

angefangen. Und man kann sagen, daß seit dieser Zeit sich überhaupt ein neuer, reformirender Geist jedes der verschiedenen Wallfahrts-Industrie-Zweige bemächtigt hat. Die Lithographie, die Kupfer- und Stahlstichkunst, die neuen Glasblase- und Holzschneide-Manieren haben hier gewaltig reformirt in diesen altmodischen Werkstätten, und haben alles Antike und Ehrwürdige frischer, gefälliger und eleganter gemacht. Mir scheint es, man hätte diesen Zweig der Kunst eigentlich ganz stationair erhalten müssen, wie dieß z. B. die griechische Kirche gethan hat, die alle ihre Heiligenbilder und Amulete noch eben so formt, wie vor tausend Jahren. Da aber das Raffinement und die Speculation nun einmal hereingebrochen sind, so läßt sich die Fluth wol nicht mehr aufhalten.

Was die hier von Buchbindern, niederen Geistlichen und sonst wenig beschäftigten Genies betriebene geistliche Literatur betrifft, so artet sie am meisten in der deutschen Sprache aus, weil an Ort und Stelle doch wol nicht so Viele sind, die dieß in anderer Sprache nachmachen können, und die Anfertigung von slavonischen, czechischen, magyarischen und croatischen Trost- und Erbauungsschriften dann immer nur gelehrteren Leuten und geschickteren Händen anheim fallen kann.

Die Benedictiner-Herren von St. Lambrecht, die noch heutiges Tages den Gottesdienst in Maria-Zell in Händen haben, sorgen natürlich dafür, daß unter den hier beschäftigten Priestern immer einige sind, welche die verschiedenen Sprachen der sich sammelnden Nationen verstehen. An großen Tagen sind in der Gnadenkirche nicht selten zwanzig Priester mit Messelesen, Beichte-Abnehmen und Hostien-Austheilen beschäftigt, und man findet dann an jedem Beichtstuhle der Kirche in großen Lettern angekündigt, in welcher Sprache bei ihm die Beichte abgenommen wird.

Unter der Führung des Sacristans besahen wir auch die Schatzkammer der Maria-Zeller Kirche, die ein nicht geringes sowol geschichtliches, als kunsthistorisches Interesse hat. Sie hat zwar bei verschiedenen Gelegenheiten viele werthvolle Gegenstände verloren. Sie wurde mehrere Male vor herannahenden Feinden geflüchtet, mußte auch in Zeiten der Noth Vieles gegen Obligationen oder gegen Geldentschädigung abgeben, und im Jahre 1829 wurde wegen des Neubaus der Kirche eine Partie Goldsachen, Perlen und Edelsteine verkauft. Doch ist es immer noch ein sehr merkwürdiges Kunst-Museum, von dessen Inhalt sowol die Regierung als auch das Stift ein genaues Verzeichniß besitzt. Viele Dinge rühren noch von Ludwig dem Großen von Ungarn und von Matthias Corvinus her, so wie denn überhaupt ein großer Theil der schönsten Pretiosen aus Ungarn stammt. Noch jetzt, so sagte man uns, sind nach dem kaiserlichen Hofe in Wien die reichen katholischen Magyaren-Familien die großmüthigsten Opferer, die Maria-Zell am reichsten bedenken. Unter den Sachen, die von Matthias Corvinus herrühren, fiel mir ein in Metall (ich glaube in Gold und Silber) gearbeitetes Meerweib, oder, wie der Sacristan sich ausdrückte, eine Syrene auf. Jenes Königs Gemahlin, so sagte man uns, habe diese Syrene am Halse getragen. Stammen jene in Wachs nachgebildeten Meerweiber, welche das Volk opfert, von dieser königlichen Syrene ab, oder liegt auch dieser, wie ich vermuthe, ein älterer und weiter greifender Aberglaube zu Grunde?

Man findet hier übrigens auch Weihgeschenke von vielen sehr entfernten Ländern, z. B. aus Frankreich, Neapel, Spanien. Auch aus Portugal, z. B. von Don Miguel. Von den in neuerer Zeit gewidmeten interessirte mich der Brautschmuck der Herzogin von Angoulème, und die in eine goldene Eichel gehüllte Kugel, welche auf den guten Kaiser Ferdinand

abgeschossen wurde. — Viele kostbare Sachen wurden heraufgesandt von Gebern, die ganz unbekannt geblieben sind. Handwerker schicken zuweilen ihre Meisterstücke. Z. B. hatte ein Schmied aus Wien ein Ei geopfert, das er, ohne es im Geringsten zu verletzen, mit Hufeisen beschlagen hatte. Auch Schriftsteller haben ihre Federn geschickt, z. B. Zacharias Werner eine goldene, die er von dem Primas Dalberg zum Geschenk erhielt und durch Testament nach Maria-Zell vermachte. — Sehr interessant in Bezug auf Sitten und Costume sind die Kleider König Ludwigs des Großen von Ungarn und die Brautkleider seiner Gemahlin. Zahllos sind die kostbaren Kronen, welche man der Jungfrau Maria selbst weiht, und mit denen ihre Statue zu Zeiten geschmückt wird.

Sehr gern hätte ich eine recht genaue, statistische und specielle Auseinanderlegung der Pilger-Anzahl, nach Alter, Stand, Geschlecht oder andern Rücksichten gewünscht, weil ohne Zweifel darin ein sehr gutes Barometer für die Beurtheilung von Zeitstimmungen und psychischen Zuständen steckt. Allein bei der Aufnahme der Pilgersummen berücksichtigt man viele von jenen Dingen gar nicht, und ich konnte nur im Allgemeinen erfahren, daß allerdings Frauen, ebenso wie bei Maria-Einsiedeln und bei der Maria von Czenstochau, meistens viel mehr, als Männer, kämen. Dieß sagte mir der Kirchen-Sacristan, und ein Gastwirth aus dem Orte setzte hinzu: „Ja, ach lieber Himmel, wenn man so einen Haufen „singender Weiber heranziehen sieht, das ist schon ein Elend! „Die verzehren gar Nichts, und machen den Wirthen in „Maria-Zell nur Sorge und Noth. Ja für die „Beten-„händler“ sind sie sehr gut. Sie kaufen sehr viel Wachskerzen, „Opfer und Amulete. Aber die Männer trinken und essen „mehr. Die willkommensten Gäste für die Wirthe sind die „Oestreicher und Wiener. Aber die Croaten und zum Theil

„auch die Czechen, das ist wieder ein Elend! Sie schlafen auf „Stroh, und bezahlen dafür einen Groschen Schein. Auch für „ihr Mittagsessen zahlen sie nur einen Groschen Schein. Sie „kaufen ihre Suppe und ihren Kohl gleich in der Küche „der Wirthshäuser, und müssen's auf der Stelle bezahlen. „Dann bringen sie es hinaus auf die Straße und die „freien Plätze, und da sitzen sie überall zu Hunderten herum „und verzehren es. Manchmal bekommt man 400 bis 500 „solcher Leute auf einmal ins Haus, und hat seine liebe „Noth mit ihnen."

Von den verschiedenen merkwürdigen, obwol mit der Wallfahrt in keiner Verbindung stehenden Dingen, welche in der wundervollen Umgegend von Maria-Zell den wißbegierigen Reisenden anzuziehen pflegen, konnten wir am andern Morgen nur noch eines, nämlich den berühmten Maria-Zeller Holzaufzug, den man auch fast auf allen Landcharten von Steiermark angegeben findet, besuchen. Ich sagte schon, daß Forstwirthschaft, Holzschlag, Holztransport und Holzhandel in diesen steirisch-östreichischen Gränzgebirgen fast noch in höherm Grade, als Viehzucht und Alpenwirthschaft, die dominirenden Beschäftigungen der Bewohnerschaft sind, und daß man zum leichtern Transport dieser schwerfälligen Waare die Gebirge und Thäler hier überall mit sehr merkwürdigen Anstalten und Vorrichtungen erfüllt hat. Man hat hie und da sehr großartige Flußbauten unternommen, um die Waldströme zur Fortschwemmung des Holzes geeignet zu machen, — man hat kleine Verbindungscanäle zur Abkürzung des Holzweges gegraben, — sogar Berge hat man mit Tunnels durchbohrt, um durch sie das Wasser mit dem Holze aus einem Thale ins andere hinüber zu leiten. Mitten im Gebirge findet man überall zum Theil sehr großartige und erfinderisch angelegte Schleusen, oder sogenannte „Klausen", mit deren Hülfe man das Wasser stauen und

seinen Ablauf, wie die Weiterfahrt des Holzes, reguliren kann. Ferner hat man insbesondere an solchen Punkten, wo mehrere Flüsse zusammenkommen, oder wo man das Holz, weil es in der Nähe für ein Eisenwerk oder für ein sonstiges Etablissement erfordert wird, in seinem Laufe aufhalten und auffangen wollte, große sogenannte „Wasserrechen" angelegt. Obwol es eine sehr einfache Sache scheint, einen Holzblock in seinem Laufe aufzuhalten, so hat doch die zweckmäßigste Einrichtung dieser Rechen manches Kopfbrechen gekostet und manches erfinderische Genie in Bewegung gesetzt. Zuweilen ist ein solcher Rechen an Stellen, wo recht viel Holz zusammenkommt, ein wahres Labyrinth von Bollwerken, Schleusen, künstlichen Wasserbecken und kleinen Canälen, ein Labyrinth, von dem doch jeder Theil seinen Zweck hat, zur Regulirung des Transports der Holzblöcke, die sich ganz nach den Berechnungen des Ingenieurs bewegen, und entweder sich in die kleinen, schmalen Canäle hineindrängen, um dort von den Holzknechten bequem harpunirt und ans Land gezogen zu werden, oder in den großen Bassins stecken bleiben, und sich von selbst regelmäßig anschichten, um auszuharren, bis über sie verfügt wird, oder durch die Schleusen in derjenigen Quantität fortgehen, in der man sie weiter abwärts nöthig hat. Da die Wälder oft auf hohen Plateaus stehen, von denen keine Bäche herunter kommen, und von deren schroffen Abhängen man das Holz auch nicht herabstürzen kann, weil es dabei völlig zersplittert werden würde, so hat auch dieser Umstand eine Menge verschiedenartiger Anstalten nöthig gemacht. Bald sind Seile von solchen Plateaus herab gespannt, an denen das daran gebundene Holz ins Thal herabrutscht, über Wälder und Felsenköpfe hinweg. Bald sind sogenannte „Riesen" oder „Rieseten" angelegt. Dieß sind große, auf Pfeiler gestellte Rutschbahnen, den russischen Eisbergen ähnlich, nud oft eine halbe Stunde

lang und länger, und mehr oder weniger geneigt. Auf ihnen fliegen die Baumstämme oft in einem kurzen Augenblick mitten durch die großen Wälder hindurch und von den hohen Gebirgsstufen herab. Sie bekommen dabei einen solchen Schwung, daß an der Mündung der Riesen, obwol diese dort, um das Aufprallen etwas zu mindern, wieder etwas bergauf steigen, die großen Tannenbäume wie Pfeile herausfahren und mit Geprassel in das Wasser schlagen, in dem jene Riesen gewöhnlich ausmünden.

Endlich auch gehören die sogenannten „Holzaufzüge" in die Classe der interessanten, für den Holztransport berechneten Bauwerke, mit denen alle hiesigen Thäler und Gebirge erfüllt sind. Ein solcher Holzaufzug wird da etablirt, wo es profitabel erscheint, das Holz über die Gebirge aus dem Stromsysteme, in dessen Thälern es wuchs, in ein anderes Stromsystem, durch dessen Vermittelung es einen bessern Markt gewinnen kann, hinüberzuschaffen. Dieß ist z. B. längs der steirisch-östreichischen Gränze der Fall. Längs der Flüsse, die südwärts fließen, giebts noch Holz genug, und die Waare ist dort billiger. Die östreichischen Flüsse aber, die nordwärts gehen, führen unmittelbar zur Donau und dadurch mittelbar nach Wien, einem großen, stets holzbedürftigen Markte. Es giebt daher längs der besagten Gränze mehre solcher Holzaufzugs-Anstalten, welche das Holz aus einem steirischen Flusse über die Berge hinauf-, und auf der andern Seite zu einem östreichischen Flusse hinabschaffen. — Um dieß mit Vortheil bewerkstelligen zu können, muß übrigens eine ziemliche Reihe von Natur-Verhältnissen und Kunstanstalten in einem Platze zusammentreffen. Es muß ein steirischer Fluß in einem Punkte der Gränze nahe kommen, wo er schon einigermaßen kräftig und im Stande ist, eine gewisse Quantität Holz zusammenzuflößen. Ebenso muß ein flöß- oder scheiterbarer östreichischer Fluß sich dieser

Stelle bedeutend nähern, damit er die Hölzer aufnehme, und der Isthmus zwischen beiden Flüssen nicht zu groß bleibe. Auch muß dieser dazwischen liegende Isthmus so beschaffen sein, daß er den kurzen Landtransport nicht zu schwierig mache. Bei Maria-Zell findet eine solche Combination von Umständen Statt. Die steirische Salza bringt viel Holz ganz in die Nähe des abgerundeten Rückens, worauf Maria-Zell liegt, und die östreichische Erlaff läuft scheiterbar auf der andern Seite dieses Rückens nach Norden hin. Das Salza-Holz wird nun zunächst in einem großen Rechen in der Nähe dieses Uebergangspunktes gesammelt und angestapelt. Da die zu übersteigende Anhöhe noch in einiger Entfernung von der Stelle dieses Salza-Rechens bleibt, so hat man von den Bassins desselben aus noch einen Canal von 400 Klafter Länge im Thale graben müssen bis hart an den Fuß des Isthmus hinan. Am Abhang dieses letztern geht nun der eigentliche Holzaufzug hinauf, der ungefähr wie eine lange, schräg gelegte Seilmacherbahn aussieht. Es ist ein 700 Fuß langer, steil aufsteigender Gang, auf dem ein leerer Wagen hinab-, und ein mit Holz gefüllter hinaufgeht. Das oben auf der Maria-Zeller Höhe angelangte Holz wird daselbst auf einem großen „Holzlagerplatze" aufgeschichtet, und bleibt dort bis zum nächsten Winter liegen. Der Sommertransport auf Wagen würde zu viel kosten; man wartet daher den sich hier ziemlich früh einstellenden Schnee ab, und schafft das Holz zu Schlitten über den Isthmus zur Erlaff-Schwemme, auf welcher es alsdann in dem folgenden Frühlinge hinabschwimmt in den großen „Haupt-Holzrechen" bei Pöchlarn an der Mündung der Erlaff in die Donau, um dann von dort aus in Kehlheimer Schiffen auf diesem Strome nach Wien fortgeführt zu werden. Der Aufseher des Holzaufzuges sagte mir, derselbe habe seit dem September 1849 seine Thä-

tigkeit eingestellt, weil die Wälder an der obern Salza schon sehr erschöpft seien, zum Theil aber auch, weil man aus diesen Wäldern einen neuen und noch vortheilhafteren Weg nach Wien gefunden habe. Man hätte dort nämlich in der Richtung nach Osten einen Tunnel durch einen Berg gegraben und eine große Holzschwemm-Anstalt, die sogenannte Hubner'sche Schwemme, angelegt, durch welche das Holz in östlich fließende „Klauswässer" und durch diese in den Neustädter Canal gebracht würde, und so noch auf viel schnellere und billigere Weise nach Wien käme.

7. Das Traisen-Thal.

Wir wünschten noch einige solche Beiträge zur Vermehrung unserer Kunde von den Vorgängen und Anstalten in diesen versteckten Wald- und Berg-Regionen, und entschlossen uns daher, auch den berühmten Lasing-Wasserfall und die Lasing-Holz-Klause bei Maria-Zell zu besuchen, die beide drei Stunden von hier in der Mitte wundervoller Thalspalten liegen. Auf der großen Wiener Pilger-Straße fuhren wir hinaus, zunächst wieder bei den verschiedenen kirchlichen Gegenständen vorbei, welche zum Frommen aller der Maria-Zeller Gnadenkirche sich nahenden Pilger angelegt sind. Die bemerkenswerthesten darunter sind die Sebastianscapelle und das sogenannte „Urlaubskreuz". Dieses letztere ist ein nicht schlecht gearbeitetes, kolossales Crucifix von Metall. Es steht auf der Stelle, wo die Wallfahrer die Gnadenkirche von Maria-Zell zum ersten Male erblicken, und wo sich die großen Processionen sammeln und ordnen, um ihren feierlichen Einzug zu halten. Man hat es das „Urlaubskreuz" genannt, weil die Leute hier, sich zum letzten Male umwendend, mit Gebeten von Maria-Zell Abschied

nehmen. Man hätte es übrigens dem Gesagten zufolge auch eben so gut das „Begrüßungs-“ oder „Ankunftskreuz“ nennen können.

Ganz hart an der Linie, welche Oestreich von Steiermark scheidet, vermuthlich auch nicht ohne Beziehung zu dieser Gränze, liegt das protestantische Dorf Mitterbach, die einzige protestantische Gemeinde in diesen niederöstreichischen Gebirgen. Wir besuchten hier den protestantischen Prediger, und verlebten in seiner liebenswürdigen Familie eine höchst angenehme und erfreuliche Stunde. Auch hatte man die Güte, uns in Kirche und Schule herumzuführen. Wir Menschen bleiben stets dieselben, und für „unsere Leute“ und „unsere Partei“ haben wir immer eine unüberwindbare Sympathie. Ich will daher nicht läugnen, daß ich diese in den Wäldern und Gebirgen Oestreichs zerstreuten und ziemlich isolirten protestantischen Gemeinden mit ganz besonderem Interesse betrachtete. Auch führte uns das hiesige Pastorat, wo man uns wandernde Fremdlinge mit Gesang und Musik erfreute, wo auch die Maler- und Zeichenkünste gepflogen wurden, wo man uns so gastfreundlich beim duftenden Kaffe aufnahm, und wo alle Elemente eines stillen, häuslichen Familienglücks vorhanden schienen, alle Bilder, die man sich wol von dem Leben protestantischer Landpfarrer zu machen pflegt, wieder recht lebhaft vor die Seele. Und ich war recht froh, daß wir keinen katholischen Geistlichen bei uns hatten; denn wie muß es einem solchen wehmüthig zu Muthe werden beim Anblick der Hausfreuden seines protestantischen Amtsbruders!



So weit ausgedehnte Gemeinden, wie es die von Mitterbach ist, mag es wol nur noch in Schweden geben. Sie zählt etwa 1200 Seelen; darunter sind aber nur 5 bis 6 eigentliche Bauern, die in Mitterbach selbst wohnen; die Uebrigen sind zum großen Theil in den

niederöstreichischen Gebirgen und bis St. Pölten in der Nähe der Donau hinab zerstreut. Die nächste protestantische Pfarre ist in Wien, 30 Stunden von hier, und der Wiener und der Mitterbacher Pfarrer haben ihre Sprengel über das ganze dazwischen liegende Gebiet ausgedehnt. Die meisten zu Mitterbach gehörenden Protestanten sind Holzknechte und Holzflößer, und diese Leute leben sehr zerstreut in den obern Quellen-Thälern der Erlaff, des Traisen und der Salza. Einige wohnen sogar in Steiermark unter den Holzknechten von Weichselboden, die ich oben erwähnte. Für das Herabschaffen des Holzes auf dem Traisen und auf der Donau bilden sich zuweilen sogenannte „Schwimmgesellschaften". Ich hörte von einem Protestanten, der hier eine sehr große Gesellschaft dieser Art gestiftet haben soll. Er sei arm, sagte man mir, ins Land gekommen, habe sich aber jetzt an die Spitze einer Holzschwimmgesellschaft geschwungen, bei der nicht weniger als 400 meistens protestantische Holzknechte beschäftigt seien. Jener Mann geht nun Contracte ein, bei denen er es übernimmt, so und so viel Klafter Holz fällen oder „schneiden" und sie auf dem Traisen und auf der Donau hinunter nach Wien schaffen zu lassen. Die Wohnungen der Holzknechte sind oft sehr isolirt, und liegen mitunter auf einsamen Bergterrassen mitten in den Wäldern meilenweit von allen übrigen Dörfern entfernt. Auch sind die protestantischen Holzknechte längs des ganzen Traisen und längs der Erlaff abwärts bis St. Pölten, Pöchlarn und bis zur Donau beschäftigt. Ihre rauhe Beschäftigung ist nicht von der Art, daß sie ihre Cultivirung sehr erleichtern könnte, und die Gemeinde ist daher wol sehr schwer in Ordnung zu erhalten. Sie werden durch ihre Beschäftigung nicht einmal immer an einen Fleck gefesselt. Vielmehr werden sie bald in diese, bald in jene Holz-Caserne verlegt, je nachdem es nun eben Arbeit giebt; auch folgen sie dem mit dem

Wasser wandernden Holze zuweilen bis zur Donau und bis nach Wien abwärts. Es ist daher namentlich sehr schwer, den Kindern dieser Leute den nöthigen Unterricht ertheilen zu lassen. Noch bis auf die neueste Zeit herab wurden wol viele confirmirt, die nicht lesen und schreiben konnten. Jetzt wird strenger darauf gehalten, daß dieß nicht mehr geschehe. Im Sommer, wo die Kinder den Aeltern in ihren entlegenen Wohnsitzen zur Hand gehen müssen, ist aber an keine Schule zu denken. Sie ist blos auf den Winter beschränkt. Da es nun aber für die Kinder unmöglich ist, an jedem Schultage die weite Gebirgsreise von der Schule zum Wohnhaus hin und her zu machen so ist das neue Schulgebäude so eingerichtet, daß sie darin während der ganzen Schulsaison gleich überwintern. Es befinden sich jetzt 50 Holzknecht-Kinder in der Mitterbacher Schule, die wir übrigens sehr gut und zweckmäßig eingerichtet fanden. Der kleine Thurm aber, den man in der neuesten Zeit, um von der erlangten Freiheit Gebrauch zu machen, errichtet hatte, war wol etwas zu schnell aufgebaut; denn wir sahen schon wieder den Kalk von seinen Wänden fallen.

Sehr wahrscheinlich ist die Entstehung der ganzen Mitterbacher protestantischen Gemeinde auch erst durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Holzknechte in diesen Waldgebirgen möglich geworden.

Bei den großen, waldbesitzenden Herrschaften in Niederöstreich war oft nicht geringe Noth um Arbeiter; denn die Gebirge sind von Haus aus wenig bevölkert, und nicht Viele haben Lust, das harte Leben der Holzknechte und Flößer mitzumachen. Es wurde daher, wenn sich ein Arbeiter meldete, wol nicht immer so genau nach dem Passe, nach Herkommen, Stand, Religion &c. gefragt. Ich habe schon angedeutet, daß daher auch Mancher, der sich in den Ebenen

oder bei Wien nicht blicken lassen durfte, (z. B. wol auch mancher dem Stock und dem Exerciermeister glücklich entkommene Bauernbursche) dort oben ein Unterkommen fand. Die Protestanten, welche im Salzburgischen und im Salzkammergute bedrängt wurden, mochten daher zuweilen, wie nach Ungarn und Siebenbürgen und wie ins Reich nach Augsburg, Nürnberg und Preußen, so auch hierher „in den Wald" verschlagen werden. Die zuerst Angesiedelten holten Andere nach, und so entstand die protestantische Holzknecht-Gemeinde mitten unter Katholiken.

Auf eine ganz unerwartete Weise wurden wir hier an Schleswig-Holstein erinnert. Wir fanden nämlich in dieser Gemeinde das „alte schleswig-holsteinische Gesangbuch" eingeführt. Man lobte es uns sehr, und sagte, seine Lieder seien bei den Holzknechten höchlichst beliebt. Ich weiß aber nicht, welchem Umstande sonst noch dieses Gesangbuch seine so große Verbreitung in der protestantischen Welt, bis in diese Wälder hinein, zu verdanken hat. Vielleicht ist es seine Billigkeit, die ich in der Vorrede dazu mit folgenden hübschen Worten gepriesen fand: „Demzufolge hat man auch, ohnerachtet diese Sammlung ihrer Vollständigkeit wegen freilich in das Viel und Kostbare hätte fallen können und müssen, dennoch der uneigennützigsten Absicht gemäß hinreichend dafür gesorgt, daß sie um einen Preis erhalten werden kann, der auch dem Dürftigsten keine Reue und Sorge machen wird."

Ein katholischer Kutscher führte uns zwar weiter; aber nichtsdestoweniger kehrte er mit uns in Wienerbrückel, von wo aus man Fuhren zu dem oben genannten Lasing-Wasserfalle nehmen muß, in ein „evangelisches Wirthshaus" ein. Es sammelten sich gleich mehre Evangelische um uns, die Holzknechte Joseph . . . . rt und Peter . . . th, und als sie hörten, wir seien auch „Evangelische",

drückten sie uns besonders freundlich die Hand, und verlangten mit uns zu „dischkuriren“, als wenn wir ihre Landsleute wären. Der —th, der uns zum Wasserfall begleitete, erzählte uns unterwegs, seine Familie stamme ursprünglich aus Gosau im Salzkammergute. Seine Mutter hätte ihm wol den „Jahrgang“, wo sie ausgewandert wären, oft gesagt, aber er hätte ihn jetzt doch vergessen. Zuerst wären sie nach Etscher gegangen, dann hinüber nach einem kleinen Bergorte in der Steiermark. Und von da wieder hinüber nach Oestreich, wo sie nun bei Mitterbach und Wienerbrückel ansässig geworden seien. Auch die Familie des —rt stammte aus jener westlichen Gegend, nämlich aus Schladming in der Nähe des Salzkammerguts. — Wir kamen während dieser Erzählung über ein Feld, auf dem Leute arbeiteten. Hier unterbrach der —th seinen Discurs und stieß mich an den Arm: ich möchte nicht so laut reden. Es seien Katholiken, die da ständen. „So, jetzt können Sie schon wieder reden, jetzt können sie uns nicht mehr hören.“ „Leben denn die Protestanten und die Katholiken hier nicht einig bei einander?“ fragte ich ihn, als wir vorüber waren. „Ei wol!“ entwortete er. „Ja, ja, wir leben schon in Frieden. Es giebt freilich mitunter Etwas. Aber mein Gott! Es muß es wol thun. Aber wenn sie hier so Evangelische im Discurs vorübergehen sehen, so haben sie immer Etwas zu losen (horchen), und reden wol darein. Nein, es ist nit so arg. Aber ich vermeide es doch gern!“ — Da, schaun's her, Euer Gnaden, da können's a Mal sehn, wie die evangelischen Holzknechte hier wohnen.“ — Wir waren unterdessen in eine wunderbar schöne und wilde Gegend gekommen. Hundert Klafter tiefe Thaleinschnitte, von dem Lasingbach und dem Kienbach und andern wilden Bergströmen durchrauscht, lagen unter uns, sich zwischen gewaltigen Felsgemäuern hin- und

herwindend, und zur Rechten und zur Linken sich in die Schluchten verlierend. Im Hintergrunde darüber ragte der mächtige „Oetscher“, eine mächtig drohende Gestalt, hervor, von dunkeln Klippen, frischen Schneemassen und schwarzen Wolken umhangen. Er ist der höchste und berühmteste Gipfel dieser Gegend. Von seinen Höhen bis zu den Tiefen unter uns gab es eine Menge mit Wäldern und Wiesen überdeckter Terrassen und Absätze. Und auf einigen derselben entdeckten wir einzelne Blockhäuser in so wüster Einsamkeit und Wildniß verstreut, wie sie nur am Mississippi oder Missouri gefunden werden mögen.

Es giebt verschiedene kleine Flüsse in diesem Lande, die den Namen Lasing haben, z. B. auch einen, der in die Salza fällt. Das Wort muß wol Etwas bedeuten. Ich weiß aber nicht, ob man, um die Bedeutung zu erfahren, in dem celtischen, slavischen oder germanischen Wörterbuche nachforschen muß. Der hiesige Lasing ist ein kleiner Wildbach, der aus entfernten Thälern kommt, und sich hier durch eine steil aufsteigende Schlucht in jenen tiefen Thaleinschnitt zur Erlaff hinab ergießt. Der Wasserfall, den er bei dieser Gelegenheit bildet, gehört sowol an sich selbst, als auch wegen der wundervollen Umgebung, zu den schönsten, die man sehen kann. — Da der Lasing-Bach in der Regel nicht viel Wasser hat und doch zur Holzabschwemmung dienen muß, so hat man oberhalb des Absturzes eines jener „Klausen“ genannten Schleusenwerke angebracht, hinter welchem das Wasser in einem tiefen kleinen Bassin sich ansammelt und aufstaut. Wenn Holz-Vorrath da ist, so wird die Schleuse geöffnet, und die schwellende Welle stürzt mit den Holzblöcken vermischt über die Felsen hinab. Die Reisenden können sich aber gegen eine taxmäßige Vergütung auch die Schleuse extra öffnen und zu jeder Zeit den Wasserfall herstellen lassen. — Man hat für die Schaubegierigen, die, besonders

seitdem auch der Sänger der Tunisias, der deutsche Dichter Pyrker, dieser schönen Cascade seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, sehr häufig hierher gepilgert sind, die Gegend in verschiedenen Richtungen mit bequemen Gangsteigen versehen und auch auf verschiedenen Felsköpfen in der Tiefe Hütten — Belvedères würden wir sagen, „Schauhütten" nennen sie dieselben hier — errichtet. In diesen Schauhütten in der Tiefe faßt man Posto, und blickt an den unbenetzten Felsenblöcken hinauf. Die Leute oben, eine Viertelstunde Weges von da, öffnen die Klause, und auf einmal sieht man auf der Höhe unter der Brücke, deren hochgewölbte Bogen dort über das Lasing-Bett hinwegführen, die schäumende Fluth erscheinen. Sie sieht fast drohend aus, und schlängelt sich brausend von Absatz zu Absatz herab, in wenigen Augenblicken das ganze todte Thal mit frischem Tosen und mit hundert durch einander arbeitenden Wasserstrahlen erfüllend. — Es giebt einige Momente, wo die Fluth am stärksten ist, und das ganze Schauspiel in seiner höchsten Glorie dasteht. Aber nach einer Viertelstunde etwa ist das kleine Becken oben ausgelaufen, das Brausen wird schwächer, die Cascaden schwinden, und am Ende kehrt Alles in seinen frühern Zustand zurück. Manche verachten diesen Wasserfall, weil es nur eine künstlich herbeigeführte Naturscene und eine sehr vorübergehende Anstrengung sei. Aber mich deucht, dieses plötzliche Erscheinen des gleichsam eben neugebornen Stromes und sein gewaltiges Anschwellen hat seinen ganz besonderen Reiz, den eine andere Cascade nicht gewährt. Und jedenfalls kann der Lasing während der 40 Minuten, in denen er in seiner ganzen Glorie dasteht, den Gollinger und Krimler Wasserfall und überhaupt jede andere Cascade der östreichischen Monarchie und der ganzen Alpenwelt in die Schranken fordern.

Auf dem Rückwege besahen wir uns die Klause, und

ich ließ mir hier zum ersten Male alle die Theile eines solchen interessanten Waldstrom- und Holzschwemm-Werkes nennen, obgleich ich früher schon in anderen Theilen der östreichischen Alpen viele solcher Klausen gesehen hatte. Gewöhnlich liegen die Klausen in einer sehr malerischen Umgebung. Sie können nur an solchen Stellen der Thäler einen Zweck haben und angebracht werden, wo diese unterhalb durch Felsen verengt, oberhalb aber etwas geweitet werden. Dieß ist meistens oberhalb von Thal-Absätzen oder Stufen der Fall, bei denen dann auch Wasserfälle entstehen. Eine zwischen Felsen eingeklemmte Klause mit einem Wasserfall unten und einem ruhigen Bassin oben sind daher Dinge, die man fast immer beisammen findet. Bei den Bade- und Vergnügungs-Orten der östreichischen Alpen gehören daher die benachbarten Klausen auch gewöhnlich zu den vielbesuchten und berühmt gewordenen „Partien" (oder „Sights", wie die Engländer sagen würden) der Umgegend. So findet sich z. B. bei Ischl die „Korinsky-Klause", die ihren Namen, wie viele dieser großen Holzschwemm-Etablissements, vermuthlich von dem Familien-Namen des Besitzers oder Stifters hat. So nannte man uns auch über jenem Holzaufzug bei Maria-Zell die „Esterhazy-Festetiz-Holzklausen".

Im Ganzen muß man sich eine solche Klause als ein kolossales Bollwerk denken, das im Thale von Felsen zu Felsen senkrecht eingelassen ist und das Wasser aufhält. In diesem Bollwerk ist erstlich oben ein viereckiger Einschnitt, der recht tief hinabgeht. Aus ihm fällt der gewöhnliche Ueberschuß des Wassers herab, und er wird der „Ausfall" genannt. Man braucht natürlich nur eine gewisse Masse Wassers hinter der Klause, und ist diese da, so giebt man dem noch weiter zuströmenden einen regelmäßigen Ausgang durch den Ausfall. — Weiter hin ist unten, etwa eine Klafter über dem Boden, ein kolossales, viereckiges Loch, der sogenannte

„Schußstein". Dieß ist die Hauptpforte, und sie wird geöffnet, wenn die ganze Wassermasse des Bassins mit dem darin enthaltenen Holze ausströmen, oder, wie sie sagen, „ausschießen" (daher Schußstein), soll. — Neben ihm ist eine kleinere Oeffnung, das „kleine Thörel" genannt, mit dem man die Wassermassen im Bassin, wenn es dienlich sein sollte, etwas erniedrigen kann, ohne doch, wie durch den Schußstein, zu viel auf einmal ausströmen zu lassen. Unter beiden ist endlich noch ein kleines längliches Loch, ganz dicht über dem Boden. Es heißt der „Sandpeil", und dient dazu, den Sand und Schlamm auszukehren, der sich zu Zeiten in und hinter der Klause ansammelt. Um die verschiedenen Schleusen-Thore öffnen und schließen und dieß Herabschießen der Holzblöcke durch den Schußstein gehörig reguliren zu können, giebt es hinter der Klause noch ziemlich weitläufige Baulichkeiten, Gänge, Treppen, Galerien und verschiedene Etagen. Und dieß Alles ist dann wieder von einem Dache bedeckt, so daß meistens eine solche Klause wie ein großes, mitten zwischen Felsen eingeklemmtes und ins Wasser gefallenes Holzblock-Gebäude aussieht.

Wir gelangten den Abend noch bis zum Städtchen Annaberg, das zwar auf einer Höhe zwischen den Flußgebieten des Traisen und der Erlaff liegt, aber dabei doch von höhern „Kogeln" so überschattet ist, daß der Ort Monate lang ohne Sonne bleibt. Es giebt bekanntlich auch ein Annaberg im sächsischen Erzgebirge, und auch sonst in Deutschland noch mehrere Punkte und Höhen, die der heiligen Anna zu Ehren benannt sind. Aber die Marien-Berge, Marien-Burgen, Marien-Zellen und überhaupt die Marien-Orte sind unendlich zahlreicher. Dieß begreift sich. Aber wie kommt es, daß der Pauls-Berge im Verhältniß zu den Petersbergen so wenige sind, da doch Paulus ein fast eben so großer und berühmter Fels des Christenthums war, wie

Petrus? Ich kenne fast gar keinen Pauls-Berg in Deutschland. Wie kommt es, frage ich, daß dieser Apostel so wenig populair bei uns geworden ist? — Ich frage dieß nur, um Den, der noch nicht daran gedacht hat, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Antwort auf jene Frage wird der nachdenkende Leser selbst genug finden. Mir hat Jemand die Bemerkung gemacht, ich weiß aber nicht, ob sie sich bestätigt, daß die Marien-Berge und Marien-Orte in der Regel niedriger lägen, als die Peters-Berge und St. Peters-Ortschaften.

Annaberg hat ein Spital, das von Almosen der Maria-Zeller Wallfahrer unterhalten wird, und dafür denn auch häufig zum Frommen der unterwegs erkrankten Pilger dient. Es giebt auf dieser ganzen großen Pilgerstraße noch in mehrern andern Orten von Wallfahrern und für sie unterhaltene Spitäler dieser Art. Da unter den 100,000 Wallfahrern, die nach Maria-Zell gehen, schon von Haus aus viele schwach und kränklich sind, und eben deßwegen die Wallfahrt unternehmen, so mag es oft genug geschehen, daß sie unterwegs ganz von ihren Kräften verlassen werden, und die Spitäler haben dann zur Zeit der großen Pilgerschaft genug zu thun.

Wir trafen in Annaberg mit Sängern zusammen, und ich ließ mir von diesen noch ein Mal das auch bei uns gut bekannte steirische Lied: „Das Heimweh eines Steiermärkers" vorsingen, das so rührend ist und unseres Reichsverwesers Lieblings-Lied sein soll. Es fängt so an: „Wo ich geh' und steh', thut mir's Herzel weh' 2c. — In der zweiten Strophe dieses Liedes kommt der Vers vor:

„Wer die G'gend nit kennt,
„Wo man's Eisen z'rennt 2c. 2c.

Ich hatte in diesem Verse den Trochäus „G'gend nit" nie recht herauskriegen können, hörte hier aber genau zu,

und bewunderte das Geschick, womit der östreichische Sänger die beiden Silben „Gegend", die uns so schleppend von Statten gehen, in eine einzige verschmolz, und sich damit über die diesem Worte gewidmete Note hinwegschwang. Das Wort klingt in dem Munde der hiesigen Leute wie „Gägnt" oder fast mehr noch wie „Gängt". Eben so haben wir Norddeutschen kaum das Organ für das „z'rennt" in einer Silbe und in einer Note.

Wir waren hier in Annaberg etwa am Ausgange des Hochgebirges und beim Anfange der niedrigeren Berge, die man im Erzgebirge das „Mittelgebirge" nennen würde. Wenn die Leute hier von den höheren Centralgegenden der steirischen Alpen sprachen, so sagten sie „drinnen" (z. B. „drinnen bei Maria-Zell"). Von den offenen und flachen Gegenden an der Donau aber sagten sie „draußen", oder „am Land" (z. B. „draußen am Land bei St. Pölten").

Am andern Morgen gingen wir ins Gebiet „der Trasen"*) hinüber, und zwar zuerst zu einer steinernen Halle mit den sogenannten „sieben Brünneln", denen gegenüber eine Capelle und Eremitage liegt. Es ist wieder eine Station, an der sich die Maria-Zeller Pilger erquicken. Die „sieben Brünneln", so wie die Capelle, sind schon von Alters her unter ihnen berühmt. — An dem ganzen Traisen hinunter wird noch überall „'s Eisen z'rennt". Wir sahen unterwegs mehrere Zerrenn- und Zainhämmer, Waffenfabriken, „Sengschmieden" (Sensenschmieden), und ließen uns auch eins der größeren dieser Etablissements bei Türnitz zeigen. Das allergrößte östreichische Eisenwerk dieser Gegend ist einige Meilen von hier bei St. Egidy in Niederöstreich, das berühmte Fischersche Werk. Alle Thäler des Traisen bis St. Pölten hinab sind

*) Wir würden geneigt sein, den Fluß Traisen zu einem Masculinum zu machen. Die Oestreicher sagen aber allgemein: „die Trasen".

noch eben so voll mit diesen Eisenwerken, wie die der Enns bis nach Steier hinunter. Man kann sagen, daß dieses Eisenfabrikations-Gebiet ungefähr eben so weit geht, wie die Wälder. Wo das Land flach und freier wird, hört es auf. Die Oestreicher haben für einen Theil dieser sensen- und waffenschmiedenden Gegend einen besonderen populairen Namen. Sie nennen sie die „Eisenwurze".

Sensen sind bekanntlich ein steirisches und östreichisches Eisenproduct, welches so gut und billig fabricirt wird, daß die Hälfte des ganzen östlichen Europa's sich von hier aus mit Sensen versieht, und daß auch am Schwarzen Meere, in vielen Theilen der Türkei und Rußlands, und selbst am Kaukasus und im fernen Orient zahllose Grashalme mit östreichischen Sensen geschnitten werden. In der großen Sensenschmiede, welche wir besuchten, ließen wir einmal alle die verschiedenen lärmenden Processe an uns vorübergehen, welche man mit den Stückchen Stahl und Eisen, die eine Sense abgeben sollen, vorzunehmen für nöthig findet. Man schweißt zuerst die beiden Zwillingsstücke Stahl und Eisen an einander. Aus diesen wird nach dem Zusammenschweißen ein langer, gerader Stock gebildet. An diesem eisernen Stocke der unentwickelten Sense sitzt schon gleich unten der Haken, durch welchen das Instrument nachher mit dem hölzernen Stiele verbunden werden soll. Der Stock wird dem „Breithammer" übergeben, um eine Art flache Figur, das Sensen-Embryo, herauszubringen. Dieses Sensen-Embryo bekommt eine Classe von Arbeitern, welche „die Da richter" (die Ab richter oder An richter) heißen, und die den Sensenrücken daran ausbilden. Dieß mit dem Rücken versehene und nun auch schon gekrümmte Eisen schafft man unter den sogenannten „Kleinhammerl", der, wie alle früheren Hämmer, von Wasserkraft getrieben, nun die dem Rücken entgegengesetzte Seite der Sense, wo die Schärfe entstehen soll,

flacher ausbildet. Er läßt zu dem Zweck unzählige Schläge auf sie herabhageln, und macht alle Leute in der Nähe taub. Die Arbeiter, welche mit diesem „Kleinhammerl“ zu thun haben, verlieren fast alle das Gehör. Die scharfe Seite wird unter dem Kleinhammerl übrigens noch sehr unregelmäßig ausgebildet, bekommt Bauschen und Ausbiegungen, die weggeschnitten werden müssen. Das thut der „B'schnei'r“ (Beschneider). Die „B'schnei'r“ machen durch jene Operation die Sense aber wieder ganz stumpf. Sie muß daher noch zu den „Aushämmerern“ kommen, im Vergleich mit allen früher genannten Lärmmachern eine sehr humane und liebenswürdige Gattung von Schmieden; denn sie arbeiten blos mit der Hand und mit kleinen Hämmern. Diese Aushämmerer geben nun der Schneide schließlich die rechte Form und Gestalt, und helfen auch noch sonst bei der gekrümmten Spitze und beim Rücken überall nach, wo noch Etwas wegzupoliren sein sollte. Während dieser Operation hat sich aber auf der Oberfläche der Sensen, ich weiß nicht was, Alles festgesetzt, was abgeschabt werden muß. Man giebt sie daher den „Abschabern“. Diese Menschengattung ist wieder mit einem fürchterlich unmusikalischen Werkzeuge versehen, welches ungefähr wie ein dicker Malerpinsel gestaltet ist, statt des Bündels weicher Haare aber ein Bündel widerspänstiger Stahlspitzen hat, mit denen sie, auf der Sense hin- und herfahrend, eine ohrenzerreißende Musik machen. Der Himmel weiß es, wie viele angehende Mozarts und Beethovens oder doch Strauß' und Lanners in diesen östreichischen Sensenschmieden von Grund aus verdorben sein mögen. Darnach bekommt das nun fertige Product der sogenannte „Krammrichter“. Dieser „Krammrichter“ — obgleich ich das Wort gerade so schreibe, wie die Leute es aussprachen, so weiß ich es doch nicht herzuleiten — Einer sagte mir, die „Kramm“ heiße das Magazin für die Sensen—

dieser Krammrichter also, sage ich, sieht nun noch einmal alle Sensen kritisch durch, schiebt die fehlerhaften zurück, und läßt die guten alsdann in Fässer verpacken. Gewöhnlich kommen 600 in ein Faß. Und in solchen Fässern werden sie in alle Welt versandt. — Sie sprachen in dieser Sensenschmiede von einer gewissen Substanz, die sie „Schtoachel" nannten. Ich hörte das Wort wol zehn Mal aussprechen, ehe ich begriff, was sie damit meinten. Als sie mir die Sache endlich zeigten und in die Hand gaben, war es ein Stück Stahl. Eine solche Verhärtung oder Zusammenrinnung des „h" zu einem rauhen Gaumenlaute „ch" in der Mitte des Worts war mir im Deutschen bisher noch nicht vorgekommen. Hier ist sie aber ganz gebräuchlich, z. B. auch in dem Worte „zehen", „zechen", oder, wie sie hier im niederöstreichischen Dialekt eigentlich sprechen und schreiben „zochani"; „siwazochani", das heißt hier — welcher Norddeutscher ahnt es wol? — siebenzehn. Ich will übrigens bemerken, daß die Dialekte beim Aufschreiben oder orthographischen Darstellen ihrer Worte uns noch viel fremdartiger sind, als im Leben selbst, wo man Alles viel leichter versteht. Ich bin auch überzeugt, daß blos das Niederschreiben uns unsere altdeutschen Vorväter so fern von uns und so fremdartig erscheinen läßt. Im Umgange und von Mund zu Mund hätten wir selbst die Germanen des Tacitus vielleicht ganz gut verstanden.

Unweit dieser Sensenschmiede befindet sich ein großes Eisenhüttenwerk einer Frau v. O., das man die Güte hatte, uns ebenfalls zu zeigen. Es wurden daselbst 145 schmiedende Arbeiter beschäftigt, außer denen, die noch in dem zum Etablissement gehörenden Hochofen und Bergwerke angestellt sind. Es waren darunter Oestreicher, Steirer, Böhmen, auch ausländische Deutsche aus Schwaben und vom Rhein. Man machte mir über diese verschiedenen Arbeiter

folgende Bemerkungen: „Die Steirer verstehen," so sagte man, „im Ganzen durchgängig gut mit dem Eisen umzugehen, besonders mit einigen Branchen der Eisenverarbeitung. Aber sie kleben sehr an ihrem alten Herkommen, und nehmen das Neue nur mit großem Widerwillen an. Die Böhmen, deren sehr viele da sind, sind immer sehr sparsam, aber nicht stets eben so ehrlich. Doch machte man in beiden Beziehungen mit den Deutschböhmen eine Ausnahme. Magyaren sind bei der Eisenindustrie, wie überhaupt bei der östreichischen Industrie, gar nicht betheiligt. Die Würtemberger und überhaupt die deutschen Ausländer haben viel gelernt, und verstehen Alles am besten, kennen auch die neuesten Verfahrungsmethoden, und man kann sie kaum entbehren. Sie kommen anfangs mit sehr guten Absichten hierher, nehmen aber dann leicht die schlechten Gewohnheiten der inländischen Arbeiter an, und schweifen zuletzt mehr aus, als diese. Auch sind sie dann viel unlenksamer und unverbesserlicher, weil sie ihre Ueberlegenheit über die Inländer fühlen, und diese dann geltend machen wollen." — Zur Zeit der Unruhen und Wirren hätten sich, so sagte man mir, die Eisenarbeiter ruhiger und gleichgültiger benommen, als die meisten Industriellen. Nur vielleicht die Schlosser müsse man dabei ausnehmen. Diese hätten sich für die neuen politischen, communistischen Ideen viel empfänglicher gezeigt. — Ich kann mir wol denken, daß im Schlosserhandwerk Manches liegt, was die Leute speculativer, fortschrittsmäßiger und auch wühlerischer macht.

Sowol vor, als auch hinter, Türnitz auf unserm Wege nach Lilienfeld und St. Pölten begegneten uns fortwährend eine Menge Equipagen, Wiener Fiaker und auch „eigenes Fuhrwerk" mit Leuten, die den höhern Classen angehörten, und die alle nach Maria-Zell hinauffuhren. Es waren lauter „wallfahrtende Herrschaften", oder, wie der Wirth in

Lilienfeld sagte, „schöne Leute". „Die schönen Leute" gehen meistens erst um diese Zeit, um die Mitte Septembers, häufiger nach Maria-Zell hinauf, wenn sich die Andern da ein Bißl' verlaufen haben". „Ja, die haben's gut in ihren Equipagen," setzte er hinzu, „die können wol wallfahrten. Aber die armen Leute, die kommen aus Noth dahin, und gehen auch in Noth wieder „hoam".

Dieß Jahr hatten die armen Pilger sehr von der Cholera gelitten, und noch jetzt lagen Viele, von dieser Krankheit befallen, in den kleinen Spitälern längs der Pilgerstraße. Bei den angesiedelten Einheimischen, sagte man uns, sei die Cholera dieß Jahr, wie auch früher, nicht so stark gewesen, als bei den Wallfahrern, die unterwegs, um die Reisekosten zu mindern, sich manchem Ungemach aussetzten, schlecht äßen und tränken, und nicht selten zu ganzen Schaaren auch im Freien, im Walde oder auf dem Felde campirten.

In Lilienfeld, wo wir die Nacht in einem dem berühmten Cistercienserstifte gleiches Namens gehörigen Wirthshause blieben, ist man schon ziemlich aus den Hochgebirgen herausgetreten. Wenn man auch noch nicht im flachen Lande ist, so sind doch die Berge rings umher ganz niedrig, das Klima ist milder und die Gegend fruchtbarer. Gleich unterhalb Lilienfeld fängt das Traisen-Thal an, sich zu weiten, und stellt nun bis St. Pölten herab eine schräg geneigte Fläche dar, die zu den Seiten von zwei niedrigen, sich immer weiter von einander entfernenden Bergreihen begleitet wird. Diese ganze Fläche ist ein großes „Schoterfeld" des Traisen, das heißt: sie ist mit großen Schichten von Flußkieseln bedeckt, die der Traisenfluß hierher aus dem Gebirge herausfegte und daselbst deponirte. Die Leute nennen es auch das „Steinfeld". Wenigstens heißt ein Dorf am Rande dieses Strichs: „St. Georgen am Steinfelde".

Kloster Lilienfeld ist eine von den 23 Prälaturen

(großen Stiftern, deren Aebte den Titel Prälaten haben) des Erzherzogthums Oestreich und Erzbisthums Salzburg. Diese erzherzoglich-östreichischen Prälaturen und großen Stifts-Paläste gehören zu den interessantesten Dingen, die dem Reisenden hier vorkommen. Ich hatte schon früher etliche von ihnen besucht. Doch hat man Einiges gesehen, so wünscht man noch mehr kennen zu lernen; und je seltener reiche und die Künste und Wissenschaften pflegende Klosterstifter in der Welt werden, desto merkwürdiger erscheinen diese östreichischen. Auch giebt es anderswo in der östreichischen Monarchie nicht so viele glänzende Stiftungen dieser Art auf so kleinem Raume bei einander, wie diese 23 Prälaturen im Erzherzogthum. „Joseph II. hatte“, so sagte mir ein Geistlicher, „für diese erzherzoglich-östreichischen Stifter mehr Pietät, als für die in Böhmen, Ungarn u. s. w., die er viel ungenirter rupfte und aufhob.“ — Die besagten 23 Prälaturen gehören zu den größten Grundbesitzern des Landes, und sie stehen in dieser Hinsicht den östreichischen großen Herren ganz gleich. Die Berechtigungen von mancher einzelnen unter ihnen dehnen sich auf einen Flächenraum von 40 bis 45 Quadratmeilen aus. Ihre Geschichte ist mit der Culturgeschichte Oestreichs innig verwebt. — Weil ein großer Theil des Gymnasial-Unterrichts noch jetzt in ihren Händen ist, so stehen sie auch noch jetzt in dieser Beziehung als sehr einflußreich da. In ihren palastartigen Gebäuden findet man überall die interessantesten Bibliotheken, Museen, Gemälde-Galerien und auch für die Kenntniß des Landes selbst wichtige naturhistorische Sammlungen. Auf unserem jetzigen Wege längs des Traisen zur Donau hinab lagen wieder drei dieser merkwürdigen Stifter: Lilienfeld, Herzogenburg und Göttweih. Wir hatten das Glück, sie alle drei besuchen zu können.

In Lilienfeld zeigte man uns ein von den Mönchen angelegtes technologisches Cabinet mit allen in der Um-

gegend producirten Eisenwaaren. Wir sahen darunter eine Sammlung von Eisenfeilen von Fischer in St. Egidi, die eine Concurrenz mit den englischen Feilen aufzunehmen im Stande sein „sollen". Auch die Claviersaiten von Fischer „sollen" den englischen gleich kommen. Natürlich ist dieses Kloster bei der östreichischen Eisen-Industrie betheiligt. „Früher hatten wir auch eine Glasfabrik. Aber wir konnten in diesem Fache nicht mehr mit den Böhmen concurriren, und haben daher jenes Etablissement aufgegeben. Wir gewinnen aus dem blosen Holze, ohne es in den Glashütten zu consumiren, eben so viel. Ueberhaupt leben wir jetzt meistens vom Walde, seitdem die Laudemien und so viele andere Abgaben abgeschafft sind". Die meisten der hiesigen Eisenwerke weit und breit umher, auch das Fischer'sche, stehen auf Grund und Boden des Klosters Lilienfeld, und mußten ihm früher Lehns-Abgaben geben. Dieß ist in neuerer Zeit Alles abgelöst, und die Mönche sind wieder, wie die ersten Eremiten, ihre Vorgänger, die sich hier ansiedelten, auf den „Wald" beschränkt. Ich denke, es wird ihnen aber noch genug geblieben sein. — Im Garten des Abtes zu Lilienfeld besahen wir eine sehr reichhaltige und uns schon in der Ferne als ausgezeichnet geschilderte Sammlung von Coniferen aller Arten. — Mit der Jagd ist es jetzt auch gar schlimm in diesen Klöstern. Vor 1848 haben sie wol in einem Jahre 200 Rehböcke, 20 bis 30 Hirsche und 100 bis 150 Hasen geschossen. Was sie jetzt noch schießen, ist „ein Bagatelle", nicht der Rede werth.

Außer den Waldungen haben sie aber auch, wie die Stiftsherren von Admont in Steiermark, bedeutende Viehgeräthschaften auf den Alpen. Da sie aus diesen viel Butter gewinnen, so hat das Kloster Lilienfeld daher beim Volke auch den Namen „zum Schmalztiegel". Im lateinischen Kirchenstyle heißt es „Abbatia Campoliliensis".

Ich erkundigte mich im Kloster nach der Nationalität der Mönche, und einer derselben machte mir dabei die Bemerkung, daß sie in ihren Klöstern und Stiftern fast nie an die Herkunft und Nationalität der Mönche dächten. „Sie stellten hier das wahre einige Oestreich dar und machten das Motto ihres Kaisers, das „Viribus unitis“, zur Thatsache. Uebrigens hätten sie Deutsche, Böhmen, Mähren, Illyrier und Ungarn unter ihren Professen und Brüdern.“ Als ich später ein Verzeichniß aller der in diesem Stifte und durch dasselbe angestellten Professen, Pfarrern, Caplanen und Professoren erhielt, sah ich dieß vollkommen bestätigt. Es waren im Ganzen 46 Individuen. Bei jedem war sein Geburtsort angegeben, und ich fand darunter aus Oestreich 25, aus Böhmen 9, aus Mähren 2, aus Illyrien 1, aus Ungarn 6, aus Polen 1, aus Schlesien 2. Nur die italienischen Geistlichen im Lombardo=Venetianischen scheinen sich nicht mit den hiesigen zu vermischen. Es ist in den östreichischen Klöstern ebenso, wie in der östreichischen Armee, wo auch das einige Oestreich wirklich vorhanden ist, und wo ebenso, wie in der Ecclesia militans, alle Nationalität verwischt wird. Uebrigens könnte man wol noch mehr solche Anstalten in Oestreich auffinden, in denen alle seine Nationalitäten zu einem mehr oder weniger homogenen Ganzen amalgamirt werden, und die man als Brücken und Bänder zwischen diesen Nationalitäten betrachten könnte. Die großartigste dieser Anstalten ist die Hauptstadt Wien selbst, bei deren Erhaltung alle Völker Oestreichs auf gleiche Weise interessirt sind, daher auch alle Nationalitäten in der Zeit der Unruhe hier in Wien machinirten, so wie sie hernach eben da eine gemeinsame Niederlage erlitten. Auch in den Fabriken, wie ich schon andeutete, so wie bei allen öffentlichen großen Arbeiten werden immer Individuen von allen Völkern Oestreichs mit einander vereinigt, und es zeigt sich auch

hier wieder, wie vielerwärts in Oestreich, ein Spiegelbild von Wallensteins Lager. Natürlich ist neben der Kirche und neben der Armee auch in der Beamtenwelt die Amalgamirung und das Aufgehen der Nationalitäten in einen specifisch östreichischen Typus am meisten gelungen. Und man kann wol sagen, das Ideal des einigen und vermischten Oestreichs, wie man es haben möchte, existirt hauptsächlich in den Klöstern, in den Regimentern und in den Bureaux. Außerhalb derselben ist aber Alles sehr verschieden.

Den Abend und folgenden Morgen brachten wir in dem Hause des bekannten, liebenswürdigen deutschen Dichters zu, der in dieser reizenden Gegend von Kloster Lilienfeld seit Jahren seinen Sommersitz aufgeschlagen hat, und fuhren dann über St. Pölten hinab nach Wasserburg, einem ehemaligen Schlosse und Besitzthume der Herren von Teufel und später der Grafen von Zinzendorf. Jetzt bewohnt es eine andere wohlbekannte Familie, und uns war es vergönnt, hier einige schöne Tage zu verleben.

Von den Dingen, die ich hier kennen lernte, und die vielleicht ein allgemeines Interesse haben könnten, darf ich wol folgende nennen. Zuerst einen höchst merkwürdigen alten Becher, der von Matthias Corvinus herrührt, im hiesigen Schloß-Archiv aufbewahrt wird, und übrigens auch sonst schon in der Welt ziemlich berühmt sein muß; denn ich habe gehört, daß einmal ein Engländer, blos um diesen Becher zu sehen, hierher gepilgert sei. Derselbe ist von stark vergoldetem Silber, und hat die Form einer großen Eichel, die sehr hübsch gearbeitet ist, und der silbernes Zweig- und Blätterwerk als Piedestal dienen. Er soll vom König Matthias Corvinus einem Herrn Wolf von Teufel, Hauptmann zu Pitten, unter folgenden Umständen verehrt worden sein. Als am Ende des 15. Jahrhunderts (1485)

König Matthias Wienerisch Neustadt belagerte, commandirte eben jener Teufel auf dem benachbarten Schlosse Pitten, und that den Leuten des Königs von da aus so viel Abbruch, daß dieß den Matthias sehr Wunder nahm. „Er rückt selbst dafür, wer doch drin wäre, wollt' wissen, wer thät solchen Widerstand", heißt es auf der alten Inschrift, die auf dem Becher eingravirt ist. Man antwortet, in Pitten sei der Hauptmann Wolf, Teufel genannt. Dieses Pitten oder Pütten war aber ein sehr altes und merkwürdiges Schloß, die Hauptfestung und der Central-Sitz einer von Otto dem Großen gegen die Hunnen errichteten Markgrafschaft. Man sieht noch heutiges Tages die Ruinen dieses Schlosses am Rande der hübschen Berggruppe, die sich von Wienerisch Neustadt aus längs der Leitha an die Gränzen von Ungarn hin vorschiebt. Auch liegt noch in der Nähe ein kleiner Marktflecken, Namens Pitten. Sogar der König selbst war nicht im Stande, das Schloß zu erobern, und weil er Respect vor seinem unbeugsamen Feinde bekam, sandte er zu ihm hinauf und sagte ihm sicheres Geleit zu, um diesen tapferen Ritter persönlich kennen zu lernen. Teufel kam, speiste beim Könige und gefiel demselben wohl. Freilich wollte Matthias nichtsdestoweniger die Belagerung von Pitten fortsetzen, was, wie er meinte, wol bald ausgehungert sein müßte. Allein Teufel, nachdem er in seine Festung zurückgekehrt war, ließ einen Hasen braten und schönes weißes Brod aus dem noch vorhandenen Mehlvorrath backen, that sein letztes Fäßchen ungarischen Wein dazu, und schickte das Alles dem Könige mit einem freundlichen Gruße zum Imbiß und zur Erwiederung seiner Gastfreundschaft hinaus. Darüber erschrak Corvinus und sprach alsbald: „Er hat noch Wildpret in seiner Gewalt, dazu weißes Brod und ungarischen Wein. Da mag er wol der Teufel sein". Er wurde der Belagerung überdrüßig, hob sie auf,

machte Friede mit Teufel, und schenkte ihm zum Andenken jene goldene Eichel, die bisher sein eigener königlicher Mundbecher gewesen war. Der neue Inhaber ließ auf den Deckel nun seinen Namen setzen: „Wolf Teufel, Hauptmann zu Pitten 1485". Und nachher ist dieser Becher mit dem Schloß Wasserburg von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden, und wird noch jetzt als ein werthvolles Familien-Andenken aufbewahrt. Es muß wol in der Familie Teufel eine Sitte geworden sein, geehrte Gäste mit einem Trunke aus dieser Eichel zu bewillkommnen; denn einer der Nachkommen jenes Wolf hat in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Buch oder „Ehren-Protokoll" gestiftet, in welches sich alle Gäste, die auf dem Schlosse daraus getrunken haben, mit einem hübschen Verse und ihres Namens Unterschrift eintrugen.

„Ich habe", heißt es in der Stiftungs-Urkunde jenes interessanten Buchs, „dieser Aichel gegenwärtiges Buch zu einem Ehrenprotokoll adjungirt, damit alle Cavaglieri, die daraus trinken, ihm ihre Namen nebst einem, Jedem selbst beliebenden, Symbolo einverleiben mögen. Und damit solche Aichel noch zu höheren Ehren möchte erhoben werden, so kann solches nicht füglicher geschehen, als durch die würdigliche Gesellschaft der löblichen Dames. Dahero ich mich hiermit erkühne, alle und jede Dame gehorsamst zu bitten, diesem königlichen Geschirr zur Ehre nur einige Dropfen daraus zu trinken und dero hochadeliche Namen zu sonderbarer Begnadigung mit beizurucken sich gnädig gefallen zu lassen. Vor welcher hohen Ehre ich allerseits verbleibe

Allen Cavaglieri und Dames

Unterthänigster Diener und Knecht,

Otto Christoph Teufel,

Freiherr."

Wien, den 11. Februar 1672."

Sehr auffallend waren mir in diesem Album die vielen italienischen Symbolums und Mottos, die auf einen sehr

lebhaften Verkehr mit Italienern und italienischer Literatur zu jener Zeit hindeuteten. Da ich das Schöne und insbesondere das Trostreiche und Fromme gern überall sammle, wo immerhin und in welcher Form es mir in diesem kurzen Leben begegnet, so konnte ich nicht umhin, mir einige hübsche Kernsprüche und Gedichte auszuschreiben, die vielleicht auch meine Leser als eine Wegezehrung bei der Lectüre dieses Buches gern mitnehmen. Zu meiner Betrübniß fand ich das Beste immer in fremder Sprache verborgen, nicht in der deutschen geschrieben. Wie kurz, hübsch und poetisch das Motto: „Dum spiro, spero“. (So lange ich athme, will ich hoffen). Ein Italiener hatte denselben Gedanken so gegeben: „Si la Fortuna mi tormenta, la speranza mi contenta“. Ein Franzose so: „Si Dieu ne veut, La Fortune ne peut, A mon courage, Faire dommage. — Assai sà, chi non sà, se tacer sà“. (Der Nichtwissende weiß genug, wenn er zu schweigen weiß). Viele Sprüche deuteten darauf hin, daß damals noch immer ein hübscher Schimmer alter Ritterlichkeit in Oestreich existirt haben muß: „La guerre, la cour, ou l'amour, Me feront Héros un Jour“ und „J'aime ces trois de tout mon coeur, Les armes, les dames et l'honneur“. Außer diesen Büchern befinden sich in dem Archive von Wasserburg auch noch sonst manche den Historiker und Sittenforscher interessirende Gegenstände, z. B. ein Album des Grafen von Zinzendorf, des Stifters der Herrnhuter, ferner das Tagebuch eines alten Herrn von Teufel, das er vor 200 Jahren mit derselben Genauigkeit geführt hat, wie die Lady Willoughby das ihrige in der Cromwell'schen Zeit.

Ueberhaupt ist in dieser St.-Pöltener Ebene, in diesem Mündungsgebiete des Traisen, noch gar mancher den Alterthumsfreund anziehende Punkt zu finden; sogar auch nicht unbedeutende Spuren aus der Zeit der Römer, die hier an der Mündung des Traisen bei dem uralten Flecken Traismauer (Trigisamum) auf der Spitze der äußersten Aus-

läufer der Alpen eine Festung hatten. Uns war es nur vergönnt, von Wasserburg aus noch das Stift Herzogenburg zu besuchen. Der Flecken Herzogenburg soll seinen Namen von dem Umstande haben, daß die Herzöge von Oestreich ehemals hier ein Schloß besaßen und daselbst zuweilen residirten. Das schöne Stift, das neben dem Orte liegt, gehört dem Augustiner-Orden. Es sind „Augustiner regulirte Chorherren". Diese sogenannten „regulirten Chorherren" sind eigentlich ein Mittelding zwischen Mönchen und Weltgeistlichen, oder eine Verschmelzung beider. Sie leben zwar, wie Mönche, in einem Gebäude und einer Gesellschaft oder Brüderschaft beisammen, aber nicht wie die Mönche anachoretisch, sondern ausdrücklich mit der Absicht und zu dem Zwecke, daß durch sie in einem gewissen Districte die Pfarreien mit Pfarrern besetzt werden. — Ich muß mich wundern, wie weit das System der Ablösung der alten Feudallasten oder ihre Verwandlung in Geldabgaben, das durch die letzten Bewegungen in Schwung gekommen ist, nach allen Richtungen in Oestreich um sich greift. Fast Jeder wird dadurch entweder als Ablösender oder als Abgelöster berührt. Ich führte oben schon ein Beispiel davon an, daß nicht nur die Bauern in Folge dessen von Feudallasten befreit werden, sondern auch Feudalrechte, die sie am Staatseigenthume hatten, dadurch verlieren. Hier in diesem Stifte führte man uns wieder einen Fall an, in welchem eine Person durch jene Umwälzung von zwei Seiten, sowol in ihren Verpflichtungen, als in ihren Berechtigungen, getroffen wurde. Die Gerichtsbarkeit und Polizei-Gewalt, welche die Kloster-Herren ehemals ausübten, sowie auch viele Leistungen, die sie von ihren Hintervasallen verlangen konnten, haben sie verloren; dagegen sind sie auch selbst von solchen Leistungen befreit worden, die sie als Vasallen dem höheren Lehnsherrn zu leisten hatten. Bisher mußte nämlich bei jeder Neuwahl eines Abtes ein gewisses Laude-

mium oder Mortuarium an den Staat gezahlt werden. Die Größe dieses Laudemiums richtete sich nach der Länge der Zeit, die der verstorbene Abt regiert, und nach der Größe des Vermögens, das er hinterlassen hatte. Es stieg zuweilen auf 14,000 bis 15,000 Gulden. Jetzt soll dieß feudalistische Laudemium abgeschafft und in eine gewöhnliche, regelmäßige Abgabe verwandelt werden.

Das Stift Herzogenburg hat wieder interessante Sammlungen, eine bedeutende Bibliothek und ein ausgezeichnetes Münzcabinet, das besonders an römischen Münzen reich ist. In dem Archive des Stiftes zeigte man uns den alten Stiftungsbrief, und sagte uns, daß nur wenige Klöster noch dieses ihr ältestes Stiftungs-Document im Originale aufweisen könnten.

---

8. Das Stift Göttweih und Schloß Dürrenstein.

Noch viel interessanter, größer und reicher, als Herzogenburg, ist die an der Donau liegende berühmte „Abbatia Gottvicensis“, oder, wie wir gewöhnlich in unseren Geographien und auf unseren Landcharten finden, „Göttweich“, was das Volk hier aber ausspricht, wie Gottweik. Vermuthlich ist dieß Letztere viel richtiger; denn wahrscheinlich hat das Kloster seinen Namen nicht, wie wol Mancher denken könnte, von „weihen“ = „Gott geweiht“, sondern von dem celtischen und römischen „vicus“, deutsch „vich“ oder „vig“. Die officielle und als richtig anerkannte Orthographie des Namens ist daher auch „Göttweig“. — Zu diesem Stifte setzten wir unsere Reise fort, nachdem unsere angenehme und interessante Zeit in Wasserburg abgelaufen war. Unterwegs, als wir uns der Donau näherten, machte ich die Bemerkung, daß die niederöstreichischen Bauern jenen Fluß allgemein „Danau“

nennen. Da die Slaven „Dunai“, wir Uebrigen aber „Donau“ sagen, so spielt der Hauptvocal in diesem Flußnamen also beinahe durch die ganze Selbstlauter-Scala hindurch. Das östreichische Danau muß wol die ächteste und älteste Form des Wortes sein, da es auch im lateinischen „Danubius“ aufgenommen wurde.

Göttweih liegt in einer wundervollen Position auf dem Gipfel eines Vorgebirges im Donau-Thale. Seine Fronte wendet es dem großen Strome zu, der in einiger Entfernung am Fuße des Berges vorüberfließt. Hinten ist dieser durch einen tiefen und sehr merkwürdigen Thaleinschnitt von dem übrigen Gebirge abgesondert. Es ist sehr gut möglich, daß einstmals ein Donauarm durch dieses Thal ging und den Einschnitt zu Wege brachte. — Wahrscheinlich war dieser schöne Berggipfel schon in den ältesten römischen und vorrömischen oder celtischen Zeiten ein der Gottheit geweihter Tempelort. Daß der Berggipfel bereits unter der Römer-Herrschaft ein Heiligthum trug, scheint unter Anderm ein hier ausgegrabener Inschriftstein zu beweisen, auf dem Herkules und Diana erwähnt werden, und den man bereits seit alten Zeiten in der äußern Mauer des Klosters eingemauert sieht. Der Name Göttweih oder „Kottvig“ (Kotwicum) soll noch älter sein, als das Kloster. Dieses besteht seit 800 Jahren. Es wurde 1072 durch Bischof Altmann von Passau gegründet und 1083 vollendet, wie denn eine Menge kirchlicher Stiftungen längs der Donau die Bischöfe von Passau als ihre Begründer ansehen. Daher mag auch die Sitte stammen, daß hier noch jetzt, wie von uralten Zeiten her, zuweilen ein Requiem: „Pro Serenissima Domo Bavarica“ gesungen wird, eine Ehre, die sonst keinem anderen Fürstenhause widerfährt.

Das Stift war bisher neben St. Florian, Kloster-Neuburg und Melk eines der reichsten an der Donau.

Mehrere Leute haben mir die Millionen, Tausende und Hunderte genau angegeben, auf die man den Capitalwerth des Besitzthums dieses Stiftes schätzen könnte. Ich wiederhole aber diese Zahlen, obgleich ich Ursache habe, ihnen Glauben zu schenken, nicht, weil ich nicht genau weiß, wie man diese Schätzung herausgebracht hat. Beim Volke heißt aber bekanntlich das Stift seiner reichen Einkünfte wegen das Kloster „zum klingenden Pfennig", — als wenn das Geld immer von selbst hier klingend einströme, gleichsam wie unter dem unermüdlich arbeitenden Stempel einer Münzfabrik weg. Doch mag das Volk natürlich hier überall wol noch vielmehr Schätze vermuthen, als wirklich da sind. „Zwölf große silberne Apostel haben sie da noch oben auf Göttweih, und einen Christus von purem Golde. Aber diese halten sie verborgen und zeigen sie Niemand." So erzählte mir mit Entschiedenheit, als wüßte er es ganz bestimmt, ein Bürger des gegenüberliegenden Städtchens Krems. Ein geistlicher Herr, der es wissen konnte, sagte mir, man könne das Vermögen von Göttweih auf 1,000,000, das zu Kloster-Neuburg auf 2,000,000, das von Herzogenburg auf 800,000 Gulden anschlagen. Dieß wäre ziemlich mäßig; aber ich weiß nicht, was bei diesen Summen Alles veranschlagt worden ist, und was nicht. — Jedenfalls kann man keineswegs etwa aus den Zinsen baarer Summen einen Maßstab für die Einkünfte des Klosters gewinnen. Dieß zeigt sich schon, wenn man bedenkt, daß allein zu Göttweih nicht weniger als 30 Pfarren gehören, die den 30 Pfarrern (Mönchen zu Göttweih) ebenfalls Einkünfte gewähren. Wollte man einen richtigen Begriff von dem Vermögen des Klosters gewinnen, so müßte man natürlich alle die Pfarrer- und Professorenstellen und sonstigen Aemter, über die das Kloster zum Vortheil seiner Mitglieder verfügt, ebenfalls capitalisiren.

Die Gebäude des Klosters blieben bis auf Kaiser

Karls VI. Zeit in ihrem alten Zustande. Unter der Regierung dieses wohlwollenden Monarchen wurden sie aber in dem großartigen Style umgebaut, in welchem man sie noch jetzt sieht, leider aber nicht vollendet. Es ging ihnen darin, wie allen andern großen Stiftsgebäuden des Erzherzogthums. Wie diese, und wie auch sonst manche Residenzen großer Herren in Böhmen, Mähren und Oestreich, hat auch Göttweih seine „Kaiserzimmer", „Kaisertreppen", oder „Kaiserstieg'n", wie sie hier sagen. Diese Kaiserstiege wird blos von hohen Personen benutzt. Die hiesigen Kaiserzimmer hat auch einmal Napoleon bewohnt, so wie ebenso der Prinz Eugenius hier weilte. Von Napoleon bewahren die Mönche noch ein „Aftographon" auf. Man findet in diesem Kaiserzimmer sehr gute Arras-Tapeten. Die Möbeln, und namentlich die Stühle, sind mit classisch schönem Holzschnitzwerk geschmückt. In einem der großen Zimmer war ein ausgesucht hübscher Humor, ein sehr philosophischer Humor über die Stühle verbreitet. Die Polster der Rücklehnen derselben waren nämlich mit kleinen, in Arras gewebten Farbenbildern bedeckt. Jedes Bildchen oder Gewebe stellt etwas Anderes dar, z. B. einen Papagei, oder einen Löwen, oder ein zwitscherndes Vögelchen auf einem Aste, oder einen mit frischen Früchten behangenen Zweig. Diese Sachen waren äußerst zierlich mit sehr lebhaften Farben und höchst naturgetreuen Zeichnungen gewirkt, und dazu oben und unten mit recht feinen Sprüchen in französischer Sprache versehen. Z. B. war über dem Löwen eingewebt: „Je ne fais point de mal." Darunter: „à ceux, qui me cèdent". Unter dem Papagei: Je babille beaucoup, mais". Darunter: „Je ne raisonne jamais". Ueber dem Singvögelchen auf dem Zweig: „Notre chant est doux". Darunter: „Mais de peu de durée". Schwerlich wird man auf der Londoner Industrie-Ausstellung unter den in unserer Zeit verfertigten Stühlen solche mit so

gefälligen Darstellungen und mit so hübscher geistiger Zugabe überschüttete Sessel sehen.

Göttweih ist berühmt durch seine große Bibliothek. Dieselbe soll nahe an 50,000 Bände, 1200 Incunabeln, 1000 Manuscripte haben, und ist zwischen München und Wien wohl die bedeutendste längs der Donau.

Was dieser Bibliothek bei mir besondern Werth giebt, ist die vortreffliche Ordnung, in der sie gehalten wird, und der ausgezeichnete Catalog, der über ihre Schätze vorhanden ist. Der Catalog der Incunabeln enthält über jedes Buch eine Menge sehr werthvoller und gelehrter Bemerkungen. Oft genug sah ich dabei auch die Phrase erscheinen: „In Caesarea deest“ (fehlt in der kaiserlichen, scil. Bibliothek in Wien). Die hiesigen Incunabeln sind höchst interessant für die Geschichte der Buchdruckerkunst, und namentlich um zu sehen, wie dieselbe sich aus ihren Windeln allmählig zu ihrer jetzigen Ausbildung hervorgearbeitet hat, und wie sie durch den Uebergang von Drucken, die noch mit Manuscript und Kalligraphie gemischt waren, zu reiner Typographie geworden ist. Ich sah hier zum ersten Male in meinem Leben Beispiele von manchen dieser Uebergänge und Stufen. Ich fand z. B. ein Buch, wo überall nur die kleinen Buchstaben gedruckt waren, während die Initialen noch so prächtig mit der Feder gezeichnet und gemalt sich präsentirten, wie man dieß in den Manuscripten zu thun gewohnt war. — Ein weiterer Grad nach diesen ganz gemalten Initialen war der, wenn man dieselben mit geschwärzten Typen druckte, und die gedruckten Umrisse dann nachher ausmalte. Es war ein in dieser Weise gedruckter und dann ausgemalter Euklid da. Erst später ließ man das Ausmalen der Initialen ganz weg, und druckte einfach Alles schwarz. — Man zeigte mir auch eine im Jahre 1475 herausgekommene Bibel, in welcher viele Blätter halb geschrieben und halb gedruckt waren.

Man konnte aber selbst bei genauer Betrachtung das Gedruckte und Geschriebene nicht unterscheiden. Man half sich auf diese Weise vielleicht, wenn den Druckereien, die noch nicht so reichlich mit Alphabeten versehen waren, wie unsere jetzigen typographischen Anstalten, die Lettern ausgingen. Von der erwähnten Bibel sollen nur 6 Exemplare in der Welt vorhanden sein. — Anfangs druckte man auch noch auf denselben Stoff, auf welchen man zu schreiben gewohnt war, auf Pergament. Man besitzt hier ein solches von Schöffer in Mainz auf Pergament gedrucktes Buch, ein Liber decretalium von Bonifacius. Ebenso hat man einen der ältesten „Fustdrucke" (von Faust besorgten Bücherdrucke). Es ist ein Cicero de officiis. Ferner lehrte man uns hier, was eine editio princeps, dann eine editio princeps primaria und eine editio princeps secundaria sei, und zeigte uns Beispiele dazu, die in der Sammlung vorhanden waren. Endlich sah ich hier zum ersten Male in meinem Leben einige der sogenannten „Bibeln der Armen" (Biblia pauperum), die so heißen, weil die Bettelmönche sie anfertigten und verkauften, nicht etwa, weil sie für die Armen gemacht waren. Es sind die ältesten Bücherdrucke in Europa, die noch über die Erfindung Guttenbergs, mit beweglichen Lettern zu drucken, hinausgehen. Es sind sogenannte Xylographen-Bibeln mit Sprüchen, in Holztafeln geschnitten und dann abgedruckt. Man zeigte uns hier einen Theil der auf diese Weise xylographirten Apokalypse. Es ist dieselbe Druck-Manier, deren sich die Chinesen und andere Völker Jahrtausende lang bedient haben. — Kurzum, die Incunabeln-Sammlung von Göttweih ist eine der interessantesten und lehrreichsten, die man sehen kann. — Das Münz-Cabinet soll nicht weniger, als 20,000 Münzen enthalten. Wir konnten es aber leider nicht sehen, weil es in der unruhigen Zeit von 1848 der Sicherheit wegen verpackt worden und noch nicht

wieder hervorgenommen war. Ich traf später auf meiner Reise bis Triest noch manche große Münzsammlungen ebenso in ihren Verstecken, die sie 1848 bezogen hatten, z. B. eine sehr bedeutende in Triest selbst. Doch muß man hier in Göttweih jetzt wol mit ziemlicher Sicherheit auf bessere Zeiten hoffen; denn sie sprachen uns schon davon, welche Festivitäten sie hier im Jahre 1872 und im Jahre 1883 anstellen wollten. Im Jahre 1872, dem 800 jährigen Jubeljahre der Stiftung des Klosters, soll eine Vorfeier sein. Wer aber eine Reise nach Göttweih vorhat, thut noch besser, sie bis zum Jahre 1883 aufzuschieben; denn es soll dann eine noch größere Feier sein, da dieß das Jahr der 800jährigen Vollendung des Klosters ist. Die Klostergeistlichen denken weit in die verflossenen Jahrhunderte zurück; aber sie blicken auch noch voll Lebensmuth, wie der Leser sieht, weit in die Zukunft hinaus.

Bei der Besichtigung der verschiedenen, beim Gottesdienst dienenden Instrumente kamen mir folgende eigenthümliche, östreichische, kirchliche Benennungen und Worte vor: „Weichworel“ nennen sie eine Quaste von Schweinsborsten zum Anspritzen der Gemeinde mit Weihwasser. — Zu demselben Zweck dient der „Aspergel“, der aber eleganter ist. Er besteht nämlich aus einem Schwamm, der in einer durchlöcherten Kapsel steckt. Die Kapsel ist auf einem Stocke befestigt, und wenn dieser geschwungen wird, so läßt der mit Weihwasser getränkte Schwamm seinen Inhalt durch die Löcher entschlüpfen. — „Pontifical-Zeiger“ heißt ein anderer Stab mit einer kleinen silbernen Hand daran, mit der die Chor-Knaben auf die Zeilen des Meßbuchs deuten, wenn der Prälat selbst pontificirt. — Ein Fest, an dem der Prälat selbst die Messe liest, heißt ein festum reverendissimum. Und der Prälat legt dabei meistens den „color albus“ (weißgefärbte Kleider) an. Bei anderen Festen dienen andere

Priester, andere Farben, andere Kleider. Es befinden sich in den katholischen Kirchen gedruckte Bücher, sogenannte Directorien, in denen für jeden Sonntag Farbe und Costum angezeigt ist, damit die Sacristane schon vorher wissen, welches Costum sie dem Priester hinzulegen haben. Das Directorium in Göttweih hatte den Titel: „Directorium Officii Divini persolvendi missasque celebrandi pro antiquissima Abbatia Gottvicensi Ordinis Sancti Patris Benedicti" (Directorium zum Anzeigen der Art und Weise der Feier des Gottesdienstes und des Messelesens für die uralte Göttweih'sche Abtei des Ordens des heiligen Vaters Benedictus). — Für jedes Fest war eine Phrase darin gedruckt, die mit ihren Abkürzungen und Zeichen etwa so aussah, wie das Recept eines Arztes; z. B. für einen Tag stand folgende Angabe: Sabb. + Purif. B. M. V. dup. 2. cl. (F. R.) C. A." — und dieß heißt: „Sabbatum Festi Purificationis Beatae Mariae Virginis. Duplex secundae Classis. Festum Reverendissimum. Color albus. (Sonntag des Festes der Reinigung der heiligen Jungfrau Maria. Ein Duplex zweiter Classe. Großes Fest. Weiße Farbe). — Die Mönche in diesen östreichischen Stiftern gebrauchen, wenn sie von ihrem Kloster reden, gewöhnlich nicht den Ausdruck „Kloster", sondern das Wort „Haus". Vielleicht hat dieses Wort etwas Nobleres. „Kloster" gebraucht jeder Mann. „Unser Haus", das klingt aber beinahe, wie wenn ein Edelmann von seinem Hause spricht. Sie sagen auch nicht „Kloster-Chronik", sondern „Haus-Chronik". Von ihrer Genossenschaft oder Kloster-Brüderschaft redend, gebrauchen sie den Ausdruck „Familie". Sie sagen daher auch wol „Familien-Chronik" statt „Haus-Chronik". Die Familie zu Göttweih besteht fast aus lauter eigentlichen deutschen Oestreichern. Es finden sich nur sehr wenige Slaven und Ungarn darunter. Die Ausdrücke „Haus" und „Familie" findet man besonders passend, wenn man erstlich

die väterliche und unumschränkte Gewalt, die ihr Vorsteher, der Abt, über sie ausübt, erwägt, und dann, wenn man sieht, wie auch die Rollen, welche die Mutter und Hausfrau in unseren Familien zu spielen pflegt, unter ihnen vertheilt sind. Die Mönche haben unter sich nicht nur Bibliothekare, Archivare und Kämmerer, sondern auch Schaffner, Küchen- und Kellermeister, so wie auch Gast- und Waldmeister. Mir ist für einen Mönch beinahe schon der Bibliothekar zu weltlich; nun aber gar der Wald-, Küchen- und Kellermeister? Am Ende muß man noch, um ein brauchbarer Mönch zu werden, zuvor auf dem forstwissenschaftlichen Institute in Tharandt studirt haben. In ihrem Speisesaale haben die Göttweiher Mönche von einem geschickten Maler recht hübsche Conterfeis von allen Nebengütern und Höfen, die „das Haus" besitzt, anfertigen und aufhängen lassen, und diese wohlgefälligen Bilder halten alle Tage diesen Anachoreten, die das Gelübde der Armuth ablegen, vor, wie viele und schöne Sachen ihre Familie besitzt. Darunter ist auch ein mit Göttweih verbundenes Stift in Ungarn, das Kloster zu Szala Apathi. Mehrere dieser östreichischen Stifter haben ein solches Anhängsel in Ungarn, z. B. auch Lilienfeld das Stift Marienberg in Ungarn. — Auch zu diesen Nebenhöfen der Stifter werden Mönche als „Hofmeister" oder „Verwalter" geschickt, und viele solcher Oekonomie betreibenden Mönche sind auch „Mitglieder der k. k. ökonomischen Gesellschaft in Wien". Das Alles kommt uns nach unsern Begriffen von dem Mönchsleben sehr sonderbar vor. — Der Ausdruck „Mönche" klingt übrigens in diesem reichen Kloster völlig plebejisch. Auch „Bruder" oder „Ordensbruder" schien mir hier plebejisch. Ich hörte diese Benennungen hier gar nicht. Der officielle Name dafür ist das ehrwürdige „Patres" (Väter). Da aber gewöhnlich jeder noch außer seiner Qualität als Ordens-Bruder ein anderes Amt hat, so werden sie viel häufiger

bei diesem Titel genannt: „der Hr. Professor", „der Hr. Bibliothekar So und So". Einen eigenthümlichen Eindruck auf einen ehemaligen deutschen Studenten macht die Ueberschrift über dem Eingange zum Kloster: „Quam dulce et jucundum habitare fratres in unum". — Ganz ausgezeichnet ist das schöne Altarbild in der Kirche zu Göttweih.

Und überaus hübsch fand ich auch bei unserm Spaziergange rund um den Rand des Klosterberges herum — einem Spaziergange, der einigermaßen der Promenade gleicht, die am Rande des Königsteins in Sachsen herumführt, — die Aussicht in das Blasen-Thal, das nach dem Innern des Landes zu tief unter uns lag. Ich finde die Angabe, daß der Berg von Göttweih 700 Fuß hoch sei. Ich habe ihn nicht gemessen; an Ort und Stelle schien mir dieß nicht zu hoch. Dieses Blasen-Thal, das seinen Namen von St. Blasius hat, nimmt sich gerade so aus, wie sich etwa der künstliche Einschnitt ausgenommen haben mag, den König Xerxes von seinen Soldaten machen ließ, um das Vorgebirge Athos auf der Halbinsel Acte abzugraben. Daß der Boden des Thals in fast gleichem Niveau mit der Donau-Ebene umher sein muß, scheint mir daraus hervorzugehen, daß die Ingenieure die Absicht haben, die große Eisenbahnfortsetzung von Stockerau längs der Donau, wenn sie zu Stande kommen sollte, durch diesen Einschnitt zu führen. Ich bedauere aber diesen Plan; denn es wird dadurch wieder ein stilles Thal Josaphat weniger in der Welt sein. Ich sage, ein Thal Josaphat; denn tief unten im Blasen-Thale haben die Väter von Göttweih ihren Kirchhof und daneben die St. Blasius-Capelle. Wir sahen beides in der Ferne unter uns liegen. Haben die „Stiftsherren" hier aber auch nicht immer so einfach gelebt, wie wir dieß von Mönchen erwarten, so sind doch ihre Grabmäler sehr einfach, Nichts als schlichte Kreuze. Nur ihre Prälaten haben eine Auszeich-

nung. Sie werden in der St. Blasius-Kirche beigesetzt, oder vielmehr nicht eigentlich in der Kirche, sondern in die Kirche. Da es nämlich verboten wurde, überhaupt noch Verstorbene in den Kirchen beizusetzen, so macht man es hier nun so: Man prakticirt ein Loch in die Mauer der Kirche, setzt dasselbe nach innen hin mit Steinen aus, und schiebt den Sarg und Leichnam von außen hinein, indem man das Loch dann vorn wieder zumauert, und die Grabschrift draußen anbringt.

Nicht wenig befriedigt von Allem, was wir in dem schönen Göttweih gesehen hatten, setzten wir noch am Abend bei Mautern über die Donau. Dieß ist ein sehr merkwürdiger und wichtiger Punkt, und schon die Römer, die hier eine Stadt und Festung Mutina oder Mutinum hatten, haben das erkannt. Es eröffnet sich das Donau-Thal hier wieder zum ersten Male zu einem breiten, großen, freien Felde, nachdem der Fluß von Grein her 8 Meilen weit beinahe immer in einer engen Felsenschlucht geflossen ist. Das große Feld, zu dem die Flußufer-Gebirge, indem sie zu beiden Seiten zurückweichen, übergehen, ist das sogenannte „Tulner Feld" oder „die Tulner Ebene", so genannt nach der Stadt Tuln, die ungefähr in der Mitte dieser Ebene liegt. (Im engeren Sinne und für gewöhnlich nennt man nur das ebene Land auf der rechten Donau-Seite „das Tulner Feld"). Diese Tulner Ebene ist 12 Stunden lang und 4 Stunden breit. Die Donau geht mitten hindurch. Die äußersten Ausläufe des Wiener Waldes und der Berge bei Kornneuburg trennen sie von einer ähnlichen Donau-Ebene im Osten, dem bekannten March-Felde bei Wien. — Wien liegt ungefähr im Centrum zwischen beiden Ebenen, in der Nähe des Gebirgs-Isthmus, der sie trennt.

Da, wo hier im Westen das Flußthor sich öffnet, um in jene Tulner Ebene überzugehen, liegen nicht weniger als

drei kleine Städte dicht beisammen: Mautern, Stein und Krems, die durch beständig belebte Brücken und Spaziergänge so verbunden sind, daß sie eigentlich nur eine Stadt bilden. Krems hat 5000 Einwohner, Stein 1800 bis 2000, Mautern 800 bis 1000. Man kann die ganze Summe der Bevölkerung (8000 Seelen) als einen Beweis für die Bedeutsamkeit dieses Punktes betrachten. Doch muß man alsdann das benachbarte Dürrenstein, die berühmte Festung, und auch noch das ganz nahe Stift Göttweih hinzunehmen. Alle diese genannten Ansiedelungen stehen in einem historischen Causalnexus zu der hier eintretenden Veränderung in der Oberflächen-Gestaltung des Terrains. Die Verbindung zwischen Stein und Krems stellt eine kleine Ortschaft, oder ein mit Häusern umgebenes Capucinerkloster völlig her. Dieses Kloster mit seiner Umgebung hat den sonderbaren Namen „Und", und es ist daher das östreichische Bonmot oder Canundrum entstanden: „Stein und Krems sind drei Orte an der Donau," das man uns hier auftischte, wie es wol jedem Reisenden aufgetischt wird. — Ehemals, so erzählte mir ein Bürger in Stein, hätten beide Städte, Stein und Krems, einen und denselben Bürgermeister gehabt, und zu den gemeinschaftlichen Gemeindelasten hätte Stein $1/3$, Krems $2/3$ beigetragen. Jetzt hat jeder Ort seinen eigenen Bürgermeister. Ich notire mir überall die Fortschritte und Errungenschaften, die ich gewahre. So lobten mir die Bürger es hier sehr, daß sie nun über ihr Gemeindevermögen selber verfügen könnten. Sonst hätten sie bei jeder Verwendung einer 300 Gulden übersteigenden Summe die Einwilligung und Bestätigung von oben herab haben müssen. Diese Bevormundung habe nun seit 1848 aufgehört, und das sei sehr schön; denn sie müßten doch selber am besten wissen, wo es ihnen fehle, und wozu ihre Gelder am nützlichsten für sie verwendet werden könnten. Man

könne doch von Wien aus unmöglich so kritische Blicke bis in die Straßen, Marktplätze und Communhäuser hineinthun, wie die Bürger in loco selbst, die alle Tage ihre Nasen und Augen drin hätten. Ich will ganz mit den Anstrengungen, die Oestreich gemacht hat, zufrieden sein und mich über die Opfer, die man darbrachte, trösten, wenn die Stadtgemeinden nur an wirklicher Freiheit gewonnen haben. — Krems muß ehemals noch viel bedeutender gewesen sein, als es jetzt ist. Seine alten stattlichen Mauern, Thürme, Kirchen und Häuser bezeugen es. Sein Handel hat sehr abgenommen. Zwei Artikel aber sind ihm treu geblieben, nämlich der östreichische Wein und der östreichische Weinstein, Artikel, die freilich ein Weinliebhaber um des Weines willen lieber nicht bei einander sähe. Der saure östreichische Wein, so lange er jung ist, setzt eine große Menge Weinstein ab. Läßt man ihn im Fasse, so verzehrt freilich der alte Wein diese Substanz wieder. Weil der Weinstein aber einen guten Preis hat, der Centner gilt 25—28 Gulden, so schlägt man ihn heraus, und bringt ihn in den Handel. Die ungarischen, spanischen und französischen Weine liefern bei Weitem nicht einen so guten Weinstein. Können die östreichischen Weinlieder-Componisten dem Bacchus ihres Landes daraus ein ganz besonderes Verdienst machen?

Am andern Tage besichtigten wir von Stein aus die berühmte Ruine des Dürrensteins. Wir gingen in einem kleinen Thale hinauf, das die Leute uns das „Saubach-Thal“ nannten, und gelangten nach einigen Stunden durch diese Schlucht auf den Höhenrücken, dessen steiler Abfall nach der Donau gekehrt ist, und auf dessen untern Stufen die Ruinen von Dürrenstein liegen. Man kann ohne Zweifel keinen schönern Ausflug machen. Wir hatten dabei eine Führerin, eine alte, gute Frau, die uns nicht wenig Gelegenheit zu Beobachtungen über den Dialekt und

die Ausdrucksweise der niederöstreichischen Bauern gab. „Wie alt sind Sie?“ fragte ich sie. „Ein Jahrl aufs Siebzigste“ (d. h. 69.) „Sie sehen ja aus, als wären Sie kaum fünfzig!“ „Ja, mein Gott, fünfzig! ach, lieber Gott, fünfzig! Ja sellen (damals) bin ich noch ein lustiger Kerl gewesen. Jetzt heißt's bei mir Nichts, als kaput oder todt.“ — (Kerl wird in Oestreich oft in humoristischer Weise auch vom weiblichen Geschlechte gebraucht. Auch Mädchen habe ich wol feste Kerle nennen hören.) — Wie heißen Sie?“ „Marianne —gerin. Ich habe eine Tochter drin in der Wiener Stadt, die Katherl —gerin. Ja, mein Gott, Sie werden sie wol nicht kennen. Aber ein festes Madel war's. Jetzt ist sie Kreislerin drin bei den Theresianern, dreihundert und acht hat sie“ (nämlich 308 bei den Theresianern). — „O weh, da fängt es ein wenig an zu regnen. Das ist dumm!“ sagte ich. — „Ja, das ist recht ung'schickt, es wäre g'scheuter, es machte Sonnenschein.“ — (Die Oestreicher gebrauchen überall, wo wir sagen: „es ist schade“, oder „es ist dumm“, ihr „ung'schickt“, was viel angenehmer und minder plump klingt, als das norddeutsche „dumm“. Auch ihr „gescheuter“ veranlaßt eine interessantere Gedankenverbindung, als z. B. unser „besser“. Norddeutsch: „es wäre besser, wir gingen rechts. Oestreichisch: „es wäre g'scheuter, wir gingen rechts.“ Das „besser“ deutet auf keine Thätigkeit des überlegenden Verstandes hin, wie das „g'scheuter“.) — Da meine Alte in einer Ortschaft in der Nähe von Krems ansässig war, welche einem Herrn T . . . . . . gehörte, so fragte ich sie, ob sie und überhaupt die Bauern in ihrem Dorfe mit den Ablösungen und Veränderungen in der neuern Zeit zufrieden wären. „Ist es nicht jetzt Etwas besser geworden?“ — „Besser? besser? Nein, schiecher ist's g'worden, schiecher! Jetzt ist ja Alles Verwechselung und Verkehrung. Sonst hatten

wir zwar einen Verwalter droben, und das ist zwar wahr, diese Beamten haben, wenn der Herr nicht da war, den Unterthan geschoren und den Herrn betrogen. Sie haben kein G'wissen gehabt, das G'wissen haben sie ganz bei Seite gesetzt. Wo sie einen Gulden ansetzen sollten, da haben sie 3 oder 4 Gulden angeschrieben. — Endlich haben sie es zu arg gemacht, und die Freunde der Herrschaft, sie war, glaube ich, in Schweden oder Spanien, haben da hinaus geschrieben, und da ist der Excellenz-Herr und die Excellenz-Frau hereingekommen, und haben die Beamten ausg'putzt, ah curios! Diese mußten Kehrt machen, und es wurden Andere eingesetzt. Aber diese machten es nachher doch eben wieder so. Und jetzt —" „Und jetzt seid Ihr alle diese Privatbeamten los, und steht unter kaiserlichen Staatsbeamten, also ist es doch besser." — „Das mag schon sein, aber es war doch mit der Herrschaft besser. Sonst hat die Herrschaft, wenn wir nicht gleich zahlen konnten, doch ein Einsehn g'habt. Ja, sie hat wol gar dem Bauer ausgeholfen. Jetzt ist keine Red' mehr davon, vom Aushelfen. Ja, man hat kein Erbarmen. Jetzt heißt's alleweil: Zahl! zahl! oder! Und thut man's nicht, dann fangen sie gleich an zum brummen (östreichisch statt: zu brummen), oder bringen Einen gar ins Gefängniß. Ah, lassen's mi aus! Nenne ich denn das eine Besserung? So wie es früher war, war es zwar nicht gut; aber jetzt ist es auch nicht gut. Ach, es ist ein Elend, daß die Welt sich nicht so bald bessern will. Ich werde es nicht mehr erleben. Mir wär' es gerade recht zu sterben. Aber freilich man muß schon sein Leben noch so fortbringen, so lange Gott es will!" — Wir hatten endlich die Höhe ganz erstiegen, und sahen nun vom Rande der Felsen, die hier, wie eine hohe, crenaillirte Mauer, um die Biegung des Donau-Thales herumlaufen, in den mit Wäldern, Felsenthälern und Steinköpfen erfüllten Kessel hinab. Dürrenstein,

das von der Donau aus so hochthronend aussieht, lag ganz unter uns. Die Felsen sind hier über dem Schlosse fast eben so gespitzt und thurmartig gestaltet, wie die Felsen der Grafschaft Glatz in Schlesien. Es ist ein wundervoll schönes Labyrinth. Vermuthlich nahte Blondel auf diesem Wege von oben herab dem Gefängnisse seines Königs. Von unten her konnte er sein Unternehmen wol schwerlich unbeachtet ausführen. Man zeigt oben unter den Felsentrümmern noch einen Raum, in welchem König Richard Löwenherz, wie man sagt, gefangen gehalten wurde. Er sieht aus wie eine wahre Löwengrube. Der Anblick der Ruine und überhaupt der ganzen Gegend ist von hier oben unendlich malerischer und anziehender, als von unten herauf, und auch schon deßwegen den Historikern interessanter, weil man sich denken kann, daß der König hier nach oben hinauf wol zuweilen noch spazieren gehen und jagen durfte. Hadmar von Kuenring, der ihn gefangen hielt, ließ ihn nach unten an die Donau hinab wol nicht so leicht zur Erholung hinaus. Indem ich von der Höhe der Ruine die Umgegend überblickte, und auf der einen Seite in das weite Donaufeld nach Mautern hinaus schaute, auf der andern aber in das enge Donau-Thal hinauf sah, schien mir der Dürrenstein wie ein Thorwächter oder Thürpfosten da zu stehen, und ich kam auf eine Vermuthung über die Etymologie des Namens, die ich gesucht hatte. Vermuthlich ist Dürrenstein soviel als „Thürstein", und nicht, wie man auf den ersten Blick denken könnte, soviel, als: „der dürre Stein". Es ist hier eine Porta, wie die Porta Westphalica. Der Name „Dürren" versetzt mich nach dem Teutoburger Walde, wo vom Volke fast alle Gebirgs-Oeffnungen und Einschnitte „Dören" (Thüren) genannt werden. Bei Dürrenstein bestiegen wir die „schnellfüßige Sophie", — seit der Erfindung der Dampfschiffe

könnte man denselben ja das Homerische Attribut der Schiffe geben, — und fuhren rasch durch das Tulner Feld und herum in die nördlichsten Vorgebirge des Wiener Waldes, — so sprechen die Landeskinder und nicht, wie wir Norddeutsche, „Wiener Wäld", — hinab zur Wiener Stadt. — Auf dieser Tour frappirte und betrübte mich Nichts mehr, als das treue Bild von „Viel Geschrei und wenig Wolle", welches die große Donau darstellte. — Der Fluß ist mit seinen zahllosen Armen hier beinahe eine Stunde breit. Eine gewaltige Wassermasse bewegt sich darin fort. So viele Quellen und Bäche und Nebenflüsse haben bis hierher schon ihre Gewässer, durch zahllose Gebirgs-Labyrinthe hindurch den Weg suchend, in die Donau hineingeschüttet. Und doch war dieser Riese kaum im Stande, uns auf seinem Rücken fortzubringen. Wir sahen unterwegs einen beladenen Kehlheimer und bald darauf auch ein großes, halbzerscheitertes Floß auf der Bank des Flusses fest gerannt. Die Passagiere der Sophie erzählten uns hier, daß sie oberhalb Dürrenstein noch mehr Schiffe, und darunter ein Dampfschiff, auf dem Flußbette hätten sitzen sehen. Sie selbst wäre auch dreimal über Steinköpfe oder Sandbänke mit ihrem Kiel hinweggestreift, und wäre gewiß auch zum Sitzen gekommen, wenn der Capitain der Sophie nicht ein so umsichtiger Mann und die Sophie selbst nicht ein so tüchtiges Schiff gewesen wäre. — Es ist ein Elend mit diesen prachtvollen Natur-Canälen, diesen Strömen, diesen „Lebens-Adern" der Völker. Man begreift es nicht, daß die Natur die Sache nicht ein Bischen zweckmäßiger eingerichtet hat.

Kaum umfingen mich die Mauern der Wiener Stadt, so fing ich auch schon an, mich nach den soeben durchstreiften schönen Alpenthälern und Berggipfeln zurück zu sehnen, und fühlte Heimweh nach Steiermark und dem Salzkammergute in mir sich regen, nach den frischen Wasser-

fällen, nach den grünen Alpen und den luftigen Wäldern und Höhen. Aber wie mögen die gebornen Steirer und Oberöstreicher selbst hier in den engen Gassen der Hauptstadt erst leiden! Wie mögen die hier weilenden Ungarn nach der Freiheit ihrer Pusten, die Polen nach den Thälern ihrer Karpathen, die Serbier nach den Gipfeln ihrer Berge sich sehnen! — Wie viele Spiegelbilder mannichfaltiger Länder mögen täglich an dem geistigen Horizonte einer solchen von 400,000 Kroaten, Slavoniern, Magyaren, von Karpathen- und Alpen-, Subeten- und Böhmerwald-Gebirgs-Kindern bewohnten Stadt auftauchen!

---

9. Die Eisenbahn am Semmering.

Wie vermuthlich die Entwickelung alles Wegebaus überhaupt in den Ebenen und bei den großen Sammelplätzen der Menschen begann, so waren auch unsere bevölkerten Hauptstädte und die weiten Erdbecken, deren Centra sie ausmachen, die Wiegen der allerneuesten Wegeverbesserungen, der Eisenbahnen, die um Dresden, Berlin, Wien, München herum sich ausbildeten, und, von da aus rasch durch die benachbarten Ebenen sich verzweigend, in den ihnen bequemsten Theilen des Landes fortwuchsen.

Es entstanden auf diese Weise mehrere Eisenbahnsysteme, die einstweilen noch mehr oder weniger isolirt für sich bestehen, und sich noch nicht zu einem großen europäischen Central-System vereinigt haben. Solche Bahnsysteme sind die um Wien und Pesth herum an der mittlern Donau, die sich aber schon nach Norden hin mit den sächsischen, preußischen und polnischen Bahnen verbinden, — die völlig isolirten Bahnen, die von Linz zu beiden Seiten der Donau ausgehen, — das baierische Bahnensystem um

München, Augsburg, Nürnberg, — das würtembergische um Stuttgart, Ulm und den Bodensee, — das Baden-Elsäßische um Basel, Straßburg, Mannheim bis Frankfurt, — das kleine schweizerische bei Zürich, — die Rhone-Bahnen bei Lyon u. s. w., — die piemontesischen Bahnen bei Turin, — die lombardischen bei Mailand, Verona und Venedig. —

Man möchte fast sagen, mit Blitzesschnelle haben diese Bahnen ihre Schienenlinien durch die sie umgebenden Ebenen verbreitet; aber überall sind sie dann an Punkten angelangt, wo die ungünstige Terrainbeschaffenheit ihren Fortschritt hemmte, und wo erst mancherlei neue Erfahrungen und Zurüstungen nöthig werden, bevor sie weiter gehen können. Die Hemmnisse, welche ihnen nach dem Innern von Deutschland, Frankreich und Ungarn entgegentraten, sind jetzt schon zum Theil überwunden, und werden es bald völlig sein.

Anders aber ist es im Süden, wo das kolossale Labyrinth der Alpen dem Eisenbahnbau größere Schwierigkeiten bereitet, als sonst irgend ein Gebirge in Europa. Von Lyon bis Wien und von München bis Mailand dehnt sich ein äußerst coupirtes Terrain aus, das auf unseren Eisenbahncharten als eine fast völlig leere Wüstenei erscheint. Ueberall im Norden, Süden und Westen hören die Eisenbahnen am Fuße der Alpen auf, oder umgehen sie in den Ebenen und Flußthälern. So die Zweigbahnen der Donau im Salzkammer-Gute, bei München, am Bodensee, — so die rheinischen Bahnen bei Zürich und Basel, so die Rohne- und endlich auch die Po-Bahnen, deren äußerste Bahnhöfe überall, so zu sagen, nur bis in die Pforten und Eingangsthäler vorgeschoben sind.

Doch haben unsere Ingenieure auch diesen Berg-Irrgarten, der, wie ein cyklopisches Gemäuer, Central-Europa von den südlichen Meeren, von dem mittelländischen und dem adriatischen, trennt, längst ins Auge gefaßt, und die Linien

studirt, in welchen man ihn am leichtesten beschienen könnte. Es sind denn aus diesen Studien mehrere Projecte hervorgegangen, von denen jetzt als die wichtigsten sich folgende zeigen: erstlich das savoyische Alpen-Eisenbahn-Project, das Frankreich und Italien, das Rhone- und Po-Land, zu verbinden strebt, und dessen Ausführung bereits in Angriff genommen ist; — dann das schweizerische und graubündner Project, das von dem Punkte ausgeht, wo sich in den zusammenlaufenden Thälen bei Bregenz und Zürich in der Richtung auf Chur die Ober-Donau- und Rheinbahnen zusammendrängen, und einen Durchbruch nach Süden verlangen, indem sie aus dem Herzen von Deutschland auf das Herz von Oberitalien und weiterhin zur nördlichsten Spitze des Mittelmeers bei Genua hinzielen; — weiterhin die Projecte, die von München her über den Brenner Schienen legen wollen, und endlich im äußersten Osten der Alpen diejenige Arbeit, welche den mittleren und belebtesten Theil der Donau, die Wien-Pesther Donau, mit dem adriatischen Meere in innige Schienen- und Locomotiven-Verbindung setzen will, und welche nun schon nicht mehr Project, sondern bereits größtentheils zur That und Ausführung gelangt ist.

Bis jetzt ist in dieser Richtung auf einer Strecke von beinahe 40 Meilen eine Linie gewonnen, auf welcher alle Unebenheiten planirt, alle Klüfte überbaut, alle Felswände durchbrochen oder weggeräumt, und alle Bergeinschnitte und von der Natur gesonderten Ländertheile durch einen fortlaufenden Schienenfaden innig verbunden worden sind. Bereits fahren hier die Locomotiven auf einer ununterbrochenen Strecke von 40 Meilen Länge mitten in den tiefen Thälern der Alpen und im Angesichte der ehrwürdigen und knorrigen, alten Berghäupter, in deren Labyrinthe sie den Faden der Ariadne gefunden haben, hin und her, indem sie auf ihren Reisen, wie die Spinnen, einen Faden zum andern schlagen,

und fleißig an dem großen Gewebe arbeiten, das in nächster Zukunft alle Völker Europa's und ihre Bewegungen mit einander inniger, als je, verbinden soll.

Es waren mehrere politische sowol, als natürliche Umstände vorhanden, welche darauf hinwirken mußten, daß die Alpen-Mauern eben gerade in der Richtung, die uns jetzt beschäftigt, früher, als in einer andern, durchbrochen und überschritten wurden, und daß gerade hier eine Eisenbahn-Verbindung der nördlichen und südlichen Meere Europa's zuerst zu beinahe völliger Reife gedeihen konnte.

Zuerst gehörte das ganze Ländergebiet zwischen der mittleren Donau und der Adria zu einem und demselben Staate. Es war hier also ein einziger Staatswille entscheidend, und man konnte sich schneller über den Angriff und die Leitung des Unternehmens einigen und entschließen. Bei allen andern Querdurchschnitten der Alpen waren mehrere Staaten, die Schweizercantone, Piemont, Baiern, Oestreich und Frankreich, zu befragen, deren verschiedene Interessen bald diese, bald jene Bahnrichtung als vortheilhafter erscheinen ließen. Auch lagen an den Enden dieser westlichen Durchbrüche keine so großen oder zur Größe aufstrebenden Bevölkerungs-Oerter, wie an den Enden dieses östlichen Durchbruchs das volkreiche Wien und das junge, aufstrebende Triest, zwischen denen ein weit lebhafterer Verkehr und weit innigere Beziehungen Statt fanden, als z. B. zwischen den provincialen Binnenstädten Mailand und München, oder endlich zwischen dem gesunkenen Venedig und der Schweiz nebst dem Rhein, oder zwischen dem gleichfalls nicht aufstrebenden Genua und dem kleineren Lyon.

Alsdann sind die Bergmauern in der Richtung von der Donau zur Spitze der Adria viel niedriger, als sonst an irgend einer andern Stelle. Gegen Westen, gegen Frankreich zu, treiben sie gerade ihre höchsten Gipfel empor. Ost-

wärts werden sie minder mächtig. Bei Wien stehen ihre äußersten Schneeberge, deren Spitzen noch in die Eisregion hinein ragen. Hier verlieren sie sich mit ihren östlichsten Ausläufern bald ganz in der ungarischen Ebene, und selbst die Zweige, welche im Süden hart an der Küste der Adria herum in anderweitigen Alpenketten sich fortsetzen, sind, obwol wild und rauh, doch viel niedriger, als die im Westen an den Küsten des Meerbusens von Genua aufgehäuften Massen. Lange, weite und ebene Thäler kamen in dieser Richtung dem Wegebau zu Hülfe; so ein Stück des Mur-Thales, einige Weitungen an der Drau und Sau, und die Bergriffe, welche diese Thäler auseinander hielten, bildeten entweder nur verhältnißmäßig niedrige Hügelgruppen, (wie zwischen Mur und zwischen Drau und Sau), oder die Natur hatte in der Felsenmasse wenigstens einen Canal ausgesprengt, dessen groben Vorarbeiten der Mensch mit seinen freilich immer noch sehr mühevollen Detail- und Polir-Arbeiten nur nachzuhelfen brauchte (wie z. B. in dem Felsen-Canal der Sau zwischen Cilly und Laibach).

Nur an zwei Punkten dieser Linie waren die zu überschreitenden Terrain-Hebungen höher und die Schwierigkeiten größer, nämlich erstlich im Süden, wo das rauhe Karstgebirge den Triester Meerbusen umschanzt, indem es das Verbindungsglied der nordwestlichen karnischen und der südöstlichen dinarischen Alpen bildet, und dann im Norden, wo eine Fortsetzung der norischen Alpen, das Donaubecken bei Wien umschlingend, sich noch etwas weiter nach Osten gegen Ungarn hinaus vorschiebt. Doch auch diese natürlichen Hindernisse boten nicht so große Schwierigkeiten dar, wie die weiter westlichen Alpenketten. Denn während dort selbst die niedrigsten Alpenpässe noch auf einer Höhe von 6000 Fuß bleiben, lassen sie sich hier bis zu 3000 Fuß Höhe herab, und steigen noch unter dieselbe herunter.

Nichtsdestoweniger aber sind doch auch hier die Schwierigkeiten noch so groß, daß das Riesenwerk an den beiden bezeichneten Punkten einstweilen im Vorwärtsschreiten hat Halt machen müssen, und seiner Vollendung noch entgegensieht, obwol man längst entschieden ist, diese Vollendung herbeizuführen.

Schon seit beinahe einem Jahrzehend fliegt man auf Flügeln des Dampfes in den reizenden Ebenen zwischen Wien und Neustadt hin und her; schon seit mehreren Jahren bewegt man sich ebenso im Innern von Steiermark; auf den weiten sogenannten „Feldern" von Grätz, Leibnitz und Marburg. Auch ist man endlich seit einiger Zeit durch die Engpässe der Save völlig durchgedrungen, und hat das Innere von Krain erschlossen und die obere Save-Gegend mit dem Reiche des Dampfes verbunden. Aber immer noch scheitern die Locomotiven an den besagten beiden Riffs, oder müssen am Fuße derselben in den Hafen laufen und das Feld den Pferden und Postillonen überlassen. Es läßt sich mit Sicherheit noch nicht der Zeitpunkt bestimmen, wo hier Alles besiegt und beseitigt sein wird, und wo Wien und Triest, mit den langen eisernen Armen sich umfassend, sagen können: ein Pulsschlag und ein Herz.

Am weitesten sind die Arbeiter jetzt noch im Süden am Karst zurück. In den rauhen Wildnissen dieses durchlöcherten Felsplateaus sucht man sogar noch die besten Linien, und man ist mit sich noch nicht einmal über die einzuschlagende Richtung einig, oder wenigstens hat man seine Absichten darüber noch nicht definitiv proclamirt und kund gethan. Zwar erblickt der Reisende auch hier schon die Holzstangen und Strohwische, die den Einzug des nahenden Eroberers verkünden und seine Bahn bezeichnen; zwar wird auch hier schon (bei Triest) das Meer zugeschüttet, um an dem beengten Ufer den Locomotiven einen Stall, den Passagieren einen

Ausschütteplatz zu bereiten. Aber, wie gesagt, mit der Aplanirung der Felsen hat man noch nicht begonnen, und die Höhlen und Gewölbe des Karst, seine schroffen Wände, seine Wasserlosigkeit und seine Bora geben den Leitern dieses Unternehmens einstweilen noch so viele Räthsel zu lösen, daß man nicht sicher absieht, wo die Sachen hinaus wollen.

Viel weiter ist man insbesondere seit dem Anfange des letztverflossenen Jahres (1850) der Vollendung bei dem nördlichen Punkte, bei der Ueberschreitung des norischen Alpenzweiges, gerückt. Dort hat man nicht nur trotz heftigen Zwiespalts und Widerspruchs, wie solcher bei jedem kühnen Beginnen vorkommt, die Richtung des Durchbruchs festgesetzt, sondern auch die nöthig erachteten Bergdurchbrechungen, Felsen-Ebnungen und Brückenbauten bereits in energischen Angriff genommen, und zum Theil schon ihrer Vollendung nahe gebracht. Und diese merkwürdigen Eisenbahn-Arbeiten, welche die Locomotiven über eine so große Höhe zu wälzen bezwecken, wie sie bisher von glatten Schienen noch nirgends erreicht worden ist, für die man im vorigen Jahre (1850), ich kann sagen, eine Armee von Werkleuten (über 15,000 Mann) aufbot, für die man die Eisenwerkstätten von ganz Europa und Amerika in Thätigkeit setzte (durch die bekanntlich ausgebotene Prämie von 20,000 Ducaten für die Herstellung der zweckmäßigsten Alpengebirgs-Locomotive, für und gegen deren Ausführbarkeit und Nützlichkeit so viele Journale sprachen und schrieben), diese Arbeiten, sage ich, haben seitdem eine solche Weltberühmtheit erlangt, daß wir uns sehr glücklich schätzten, als uns auf unserer Reise ins südöstliche Deutschland eine höchst dankenswerthe Gelegenheit geboten wurde, den Schauplatz dieser Werke und sie selbst etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Von Wien aus, dessen Bahnhöfe etwa in einer Meereshöhe von 120 Klafter liegen, eilten wir durch das lieb-

liche, offene Land, welches sich bei Baaden und Neustadt von Osten her an den Fuß der Alpen anschmiegt, heran. Es ist ein wunderherrliches, stark bevölkertes, industrielles und fruchtbares oder fruchtbar gemachtes Land, die letzte schöne, lachende und lebensvolle deutsche Landschaft gegen Ungarn. Die Dörfer und kleinen Städte in dieser Landschaft haben das Ansehen von Wohlhabenheit. In ihren Straßen und zum Theil auch zwischen ihnen sind Fabrik-Etablissements aller Art verstreut, und daneben liegen wieder wohlhabende Meierhöfe und Schlösser der Bauern und Gutsbesitzer. Eine Eisenbahn mit stets gefüllten Trains, ältere und neuere Chausseen und dazu ein schiffbarer Canal bilden ein ganzes Bündel von Verkehrslinien, die gleichsam wetteifernd längs der Berge fortlaufen, alle hinzielend auf den Stephansthurm und seine große Kaiserstadt. Zur Rechten hat man nun die ganze Reihe der vielen Hundert Vorgebirge, Ausläufer und Terrassen der Alpen, die wie eine Colonne Soldaten hart am Rande der Ebene Halt machen, und sich bald in leisen und graziösen Bodenschwingungen mit ihr vermählen, bald, als sträubten sie sich gegen solche Erniedrigung, in schroffen Absätzen stolz und brusk sich von ihr wegwenden. Grüne Wiesen und das frischeste Laub krönen alle Gipfel, und zahllos, wie diese, sind die Ruinen der alten Ritterburgen und der neuern Schlösser und Residenzen, die sich unter den Eichen-, Buchen- und Linden-Gehölzen halb verbergen. Hie und da eröffnet ein liebliches Thal einladend seinen Busen, und offenbart die malerischen Schätze des innern Gebirges. — So dauert es ein Paar Stunden fort bis zu dem Städtchen Neustadt, wo die östreichische Bahn eine etwas andere Richtung nimmt, wo die ungarische Straße einmündet, der Wien-Neustädter Canal aufhört, und das nahende Gränzgebirge von Oestreich und Steiermark sich zuerst durch ein stärkeres An-

schwellen des Bodens bemerklich macht. Die Bahn wendet sich von hier aus mehr nach Westen, beginnt eine raschere Aufsteigung, und alsbald ändert sich auch die Scenerie, die den Reisenden umgiebt. Der hohe Schneeberg, der die ganze Umgebung von Wien dominirt, tritt näher; die Ebene, die zuvor nach Osten hin unabsehbar war, wird schmäler, und bald sehen wir uns zur Linken, wie zur Rechten, von hübschen Bergen umgeben, und zuletzt von Neukirchen aus in ein kleines, immer noch gemächliches und laubreiches Vorgebirgsthal enfilirt. Es ist das Thal des kleinen Flusses Schwarzau, der seitwärts vom Schneeberg herabkommt. Im innersten Busen dieses Thales liegt der Ort Glocknitz und der Stationsplatz gleiches Namens, der einstweilen noch das Ende der Wien-Glocknitzer Eisenbahn bildet*). Denn hier fängt der Oestreich und die Steiermark scheidende Gebirgszug an, sich rascher emporzuheben. Der Bahnhof zu Glocknitz hat eine Meereshöhe von 222 Klafter, und wir hatten uns also von der Donau bei Wien (110 Klafter Meereshöhe) aus bis hierher auf einer Wegesstrecke von etwa 10 Meilen um 112 Klafter gehoben, d. h. also sehr allmählig, auf die Meile um 11 Klafter, oder auf circa 400 Klafter um 1, was die Ingenieure eine Hebung von $1/_{400}$ nennen. Die niedrigste Einsenkung des nun zu überschreitenden Gebirges in der Nähe von Glocknitz, eben der sogenannte Semmering-Paß, hat eine Meereshöhe von 511 Klafter (= 3066 Wiener Fuß), und liegt in gerader Linie nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Meilen von Glocknitz entfernt. Die Hebung beträgt hier demnach etwa 200 Klafter pro Meile gerader Entfernung, oder 1 auf 20 Klafter Distanz, oder $1/_{20}$.

*) Seit dem Juni 1851 ist auch hier schon ein Stückchen Bahn-Fortsetzung eröffnet.

Der Semmering ist eine sehr alte Völkerpassage, und war vermuthlich schon zu den Römer-Zeiten ein Durchgangsthor des Verkehrs aus dem binnenländischen Noricum hinüber in das norische Donau-Uferland (Oestreich). Das Hauptthal von Steiermark, das Mur-Thal von Bruck bis Radkersburg, das gleichsam den Centralcanal und die vornehmste Pulsader des Landes bildet, geht von Norden nach Süden, und sendet einen Zweigcanal, das sogenannte Mürz-Thal, in der Richtung nach Nordosten aus. Aller Verkehr, der in dem besagten steirischen Hauptcanale pulsirte und einen Ausweg nach Norden zur Donau hin suchte, mußte nothwendig im Mürz-Thale hinaufgehen und über den Semmering hinüber einen Weg in die hier nahe herzutretende Donauebene sich bahnen. Es gab aus dem Innern von Steiermark weder ein geradläufigeres und bequemeres Thal, als das der Mürz, noch einen niedrigeren Gränzgebirgs-Paß, als den Semmering. — Schon im 14. Jahrhundert baute ein steirischer Herzog zum Frommen der Reisenden über den Semmering mitten in der Wildniß des Hochgebirges ein Hospiz, aus dem das jetzige stattliche Dorf Spital auf der steirischen Seite des Passes entstanden ist. Die Saumwege, die im Mittelalter hier vorüberführten, die noch heutiges Tages hier und da existiren und als Fußsteige benutzt werden, mögen in ziemlich gerader Linie über diese Alpenschwelle gesetzt haben. Später fing man an, den Weg mit Kunst zu pflegen und umzugestalten. Die ersten Spuren einer solchen Pflege mögen sehr alt sein. Doch war der große Wegebauer Oestreichs, Kaiser Karl VI., der Erste, der hier eine ordentliche Fahrstraße anlegen ließ. Seine Straße, die noch jetzt zum Theil existirt, nennt man die „alte Semmering-Straße". Nach einem früheren Systeme gebaut, wahrscheinlich für leichteres Fuhrwerk und geringere Waarenmassen, als der belebtere Verkehr der Neu-

zeit sie in Bewegung setzt, berechnet, und daher vermuthlich zu schmal, zu steil und unbequem, wurde sie in neuester Zeit aufgegeben, und im Jahre 1840 unter Kaiser Ferdinand I. durch einen andern Straßenbau ersetzt, den man jetzt die „neue Semmering-Straße" nennt, und der sich von Glocknitz aus in schönen, bequemen Windungen und in einer breiten, trefflich geebneten und gut unterhaltenen Straßenlinie mit einer Steigung von $1/_{30}$ zu dem Gebirge hinaufschwingt.

Unsern neuesten besten Chausseebauten sind überall die noch besseren Eisenbahnbauten hart auf dem Fuße gefolgt. Kaum war die Ferdinands-Straße vollendet, so tauchte das Project der Semmering-Eisenbahn auf. Zwar schon um das Jahr 1840, als eben die neue Semmering-Chaussee fertig war, hat man an eine Eisenbahn über den Semmering gedacht. Im August 1842, so sagte uns der Oberingenieur, habe man entschieden die Absicht zu ihrer Ausführung gefaßt und kund gegeben; 1843 sei sie alsdann in Angriff genommen worden, allein einstweilen nur mit geringen Mitteln und Kräften und mit Unterbrechungen. Im Jahre 1848 aber habe man die Arbeiterzahl in Folge des Wunsches, das Proletariat von Wien zu beschäftigen, bedeutend vermehrt. Allein erst mit dem Frühling 1850, nach Beruhigung der Bewegungen in Oestreich, sei das Ganze in einen solchen energischen Fortschritt gekommen, in welchem wir es jetzt sähen. Wie jene Straße die steilen Linien der alten Saumwege verwarf, und, weiter im Zickzack ausholend, sich einen eigenen Weg suchte, so mußte nun auch die Eisenbahn wieder, die neue Chausseelinie verwerfend und noch weiter ausholend, auf den größten Umwegen zu dem gemeinsamen Ziele sich erheben. Von der östreichischen Seite her hatte die Bestimmung der rechten Erhebungslinie größere Schwierigkeiten, als von der steirischen; denn die ganze Masse der nördlichen oder oberen Steiermark liegt

schon an und für sich etwas höher, als das niederöstreichische Donau-Uferland. Die Gebirgsmassen fallen also gegen Oestreich oder gegen die Donau etwas schroffer und rascher ab, als gegen Steiermark, das mehr einem Hochplateau gleicht. Man konnte sich daher aus dem Innern Steiermarks langsamer und bequemer gegen den Semmering erheben, als von der öſtreichischen Seite her. Mürzzuschlag, derjenige Punkt auf der steirischen Seite, der von dem Höhenrücken ungefähr ebenso weit entfernt ist, wie Glocknitz auf öſtreichischer Seite, liegt schon 3500 Fuß hoch, d. h. also beinahe 800 Fuß höher, als Glocknitz. Von Grätz her ist die Eisenbahn längst bis Mürzzuschlag hinauf gebaut, wie von Wien her bis Glocknitz, und man hat daher von dort aus in directer Linie auf den Semmering nur eine Höhe von etwa 160 Klafter vor sich, d. h. eine Hebung von etwa $^1/_{87}$ zu überwinden, was im Durchschnitt eine beinahe nur halb so große Hebung ist, als die von der andern Seite.

Während der ersten Stunde von Glocknitz aus bis zu dem Postorte Schottwien (dieß ist der letzte Ort am eigentlichen Fuße des Passes) hat die Eisenbahn noch mit der Chaussee einerlei Richtung. Doch schwebt sie schon hier ziemlich hoch über der Chaussee, und muß also bereits einige weit ausschweifende Schwenkungen zur Seite gemacht haben, um sich auf eine solche Höhe erheben zu können. Ich kann aber über diese vorläufigen Seitenschwenkungen Nichts berichten, weil wir Nichts davon besahen und uns gleich direct nach Schottwien begaben, wo die Hauptarbeiten und die größten Schwierigkeiten, die bis zum Gipfel hinauf immer crescendo gehen, beginnen.

Hier bei Schottwien ist man nun an dem eigentlichen Fuße des zu erklimmenden Rückens, dessen äußerste Schwellen man, wie gesagt, schon bei Neustadt, bei Neunkirchen und und dann bei Glocknitz verspürt. Es kommt hier ein Thal-

einschnitt ziemlich direct von der Höhe des Kamms herunter. Zugleich aber mündet hier noch ein anderer Gebirgseinschnitt von der Seite her ein, der sogenannte „Ablitz-Graben", der sich auf Umwegen etwas allmähliger von der Höhe herabläßt. Die alten Saumwege und Chausseen erstürmten, so zu sagen, von Schottwien aus das Gebirge direct in dem zuerst bezeichneten Einschnitt. Die Eisenbahn aber, die ihnen dieß nicht nachmachen kann, biegt in den Ablitz-Graben ein. Da sie aber bei Schottwien schon eine ziemliche Höhe erreicht hat, so geht sie nicht in der Tiefe des versteckten Grundes dieses Thales fort, sondern längs der Wände desselben und zwar an der nördlichen Böschung ungefähr in der Mitte zwischen dem Thalboden hin, wo die wilden Gewässer fließen, und zwischen dem höchsten Rücken der Bergmauern, wo zerklüftete Felsengipfel in Ruinen liegen.

Der Ablitz-Graben ist ungefähr drei Stunden lang. Mit ihm erhebt sich die Eisenbahn auf eine Höhe von nicht ganz 400 Klafter. Hier verliert sich das Thal, und seine unten so schroff einander gegenüberstehenden Wände verschmelzen hier mit der Hauptmasse des Gebirges. Es ist daher der Eisenbahn möglich, in diesen Hintergrund des Thales sich leise hineinzubiegen, sich auf die andere Seite des Grundes zu schwingen und so diejenigen Bergwände zu erreichen, welche den eigentlichen Nordabfall des Gebirges bilden. Da, wo der Ablitz-Graben selber endigt, ist das Gebirge bedeutend höher, als sogar am Semmering. Um nun diesen bequemsten und tiefsten Uebergang zu erreichen, dreht sich die Bahn dahin herum, und läuft wieder rückwärts längs der besagten Abhänge hin, beständig sich etwas erhebend, bis sie dann den niedrigsten Uebergangspunkt erreicht, der von der Natur so eng und knapp bezeichnet ist, daß hier wieder alle Wege, Eisenbahnen, Chausseen, Saum- und Fußpfade zusammentreffen. — Auf der andern Seite des

Semmerings, wo, wie gesagt, das Terrain nur schwache Hindernisse und Schwierigkeiten darbietet, bleiben nun diese Wege mehr bei einander. Die Eisenbahn führt zwar auch hier überall größere Winkel und Schlängelungen aus; allein sie hält sich doch immer mehr in der Nähe der alten Straße, geht zu der Richtung derselben zurück, und kreuzt sich mit ihr mehrere Male, so wie sie denn auch mit ihr auf demselben Punkte in Mürzzuschlag eintrifft. Nirgends mehr macht sie hier eine solche außerordentliche Schwenkung, wie im Adlitz-Graben, und demnach also muß Jeder, der sich etwas von den Semmering-Arbeiten anschauen will, vor allen Dingen sich in dasjenige Thal begeben, das ich schon so oft genannt habe, und das, bisher ein unberühmter Name, später von allen Menschen noch viel öfter genannt werden wird, in den Adlitz-Graben nämlich. — Da, wo dieses Thal, oder diese wildromantische Hochgebirgskluft sich mit dem Schottwiener Thale verbindet, entsteht ein schroff auslaufendes Felsen-Vorgebirge, dessen Gipfel von einer alten Burg, mit Namen Klam, gekrönt wird, ein Name, der vermuthlich aus der Naturbeschaffenheit der in den Bergen und Felsen eingeklemmten Situation hervorgegangen ist. Die Besitzer von Klam und dem ganz nahen Schottwien hatten ehemals den Schlüssel zum Semmering in der Tasche, und sie selbst, so wie ihre Burg, sind daher in der Geschichte von Oestreich nicht unberühmt. Jetzt ist ihnen die Position Gott sei Dank, längst genommen, und die Eisenbahn-Ingenieure sind eben mehr, als je, damit beschäftigt, zu bewirken, daß in Zukunft jeder Mensch eine Copie von jenem Schlüssel für sich erhalte.

Am Fuße der besagten Burgfelsen, am Ausgange des Adlitz-Grabens, hat man das Central-Bureau des den ganzen Bau leitenden Ober-Ingenieurs begründet, und wir traten bei diesem Herrn ein, ihn um seine Erlaubniß und seinen Bei-

stand bei der Besichtigung der Bahnstrecke, die wir ins Auge gefaßt hatten, bittend. Derselbe unterbrach auf der Stelle den Lauf seiner Arbeiten, legte sofort Cirkel und Feder bei Seite, und widmete sich unserer Angelegenheit. Er erbot sich, uns selbst führen zu wollen, ein so freundliches und großmüthiges Anerbieten, das wir von einem so beschäftigten Manne anzunehmen billig hätten anstehen können. Aber unser gefälliger Oberingenieur ließ keine Widerrede zu, erschreckte uns vielmehr durch die Frage, wie viel Tage wir zu bleiben gedächten; um etwas Ordentliches von dem Semmering zu sehen, würden wir etwa 3 bis 4 Tage nöthig haben. Wir mußten ihm zu unserer Beschämung gestehen, daß wir nicht mehr, als einen, dafür zu verwenden hätten. Dann würden wir, bemerkte er, höchstens den dritten Theil der Hauptarbeit in Augenschein nehmen können. — Wir mußten damit fürlieb nehmen, und der Leser weiß sonach auch, wie viel er hier zu erwarten hat, und erhält durch das Gesagte zugleich einen Begriff von der Weitläuftigkeit und Größe der Arbeiten an diesem merkwürdigsten aller deutschen Eisenbahntracte.

Nichts ist schwerer, als sich in den Gebirgen und Thälern selbst eine Idee von der Terraingestaltung, von der Höhe und Tiefe der Gegend und von den Richtungen und den Windungen einer Straße zu machen, weil unsere Augen nie geübt genug sind, um dem Verstande die scheinbaren, perspectivischen Verkürzungen und Verlängerungen der Dimensionen zurechtzulegen, und Nichts ist daher bei solchen Gelegenheiten nützlicher, als die Benutzung von Charten und Situationsplänen. Die Besichtigung der vielen Zeichnungen, Risse und Pläne, welche man über die Semmeringsbahn angefertigt hat, war nicht der geringste Genuß unsrer lehr- und anschauungsreichen Journée. — Wir sahen nicht nur eine General-Charte von dem ganzen Bahntract, eine Hoch-

gebirgsstrecke zwischen Glocknitz und Mürzzuschlag von mehr, als 5 Meilen Länge, sondern auch für besondere Abtheilungen dieser Strecke wieder besondere Charten. Außerdem aber hatte auch jeder Tunnel (es werden derer hier über 20 nöthig sein), jede Brücke (es werden derer, glaube ich, über ein Dutzend sein), jeder Viaduct, jede Galerie, jede Einwölbung, und überhaupt alle die unzähligen, hier vorkommenden Wegeformen ihr besonderes Heft, in welchem sie in ihrem Grundriß und Durchschnitt, ihren Hauptlinien und allgemeinen Ansichten, sowie in ihren Details dargestellt waren. Es war dieß ein ganzes, kleines Archiv, in welchem man in Bildern, so zu sagen, die Geschichte jedes Theils der großen Arbeit, seines ersten Entwurfs, seiner spätern Umgestaltung und seiner endlichen Ausführung, niedergelegt hatte. — Die Abhänge des Adlitz-Grabens und der ferner zu passirenden Bergeinschnitte darf man sich leider nicht glatt denken, wie etwa die Abhänge eines unserer Festungs- oder Flußdämme; sie sind vielmehr äußerst mannigfaltig gestaltet. Bald ist die Böschung schroffer, bald geneigter, bald fällt sie in ganz steilen Felswänden ab. Auch muß man sich den Adlitz-Graben nicht als eine einzige, einfache Gebirgs-Rinne vorstellen. Es ist vielmehr ein Complex von solchen Einschnitten, zwar mit einem Haupt-Canale, aber mit vielen Neben-Einschnitten und Ausläufern.

Diese Nebeneinschnitte müssen aber, wie das Ganze, oft umgangen oder überbrückt, oder, wo dieß zweckmäßiger ist, in Tunnels durchbohrt werden. Ebenso mannigfaltig, wie die Formen, die man zu ebnen hat, sind auch die Stoffe, in denen man arbeiten muß. Zuweilen ist es harter Fels, der eine sichere Grundlage darbietet und feste Gewölbe möglich macht; zuweilen aber begegnet man großen Zusammenschüttungen von Steinbrocken, die man erst beseitigen oder befestigen muß. Auch die Felsen selbst, wenn sie sich

massenhaft darbieten, sind oft eine sehr bröckliche und unzuverlässige Materie, an der man nicht rütteln kann, ohne einen Zusammensturz befürchten zu müssen. Es werden daher Unterbaue und Auswölbungen nöthig; und dieß ist am Semmering sogar sehr häufig, weil die meisten Felsen hier aus Talk, einer sehr bröcklichen und gefährlichen Steinart, bestehen. Demnach muß der Ingenieur, der in diesen Hochwildnissen für seine Schienen die bequemste Linie sucht, ein wahrer Proteus sein. Es kommen hier alle Wegeformen und alle bei Chausseen denkbaren Fälle auf einem kleinen Raume zugleich vor. Bald ziehen sich die Schienen in langem Zickzack, dem Auge weit sichtbar, längs der Wände hin, bald bohren sie sich in die Felsen ein, und verschwinden unter der Erde; gleich darauf, wo das hohe Tunnel-Thor sie von sich giebt, springen sie, beinahe so fein, wie die Faden der Spinne, in die Luft hinaus, auf dünnen Brückenbogen über einen Abgrund setzend. Abermals verschwinden sie in einem Tunnel. Dann wieder haben sie sich in die Felsenwand eingefressen, und gehen in einem von der einen Seite offenen Gewölbe dahin. Zuweilen hat man die ganze Felsenwand von der Bahnlinie bis zur Höhe ebenen müssen. Es sieht aus, als hätte ein Roland mit seinem Schwerte die Kanten der Berge abgehobelt. — Unter den Viaducten ist einer von 24 Klafter (144 Fuß) Höhe, unter den Tunneln einer von 750 Klafter (etwa einer englischen Meile) Länge. Manche Bergwände hat man von unten herauf bis zur Wegebasis 30 Klafter hoch flicken, mauern und befestigen müssen.

Weil man im vorigen Jahre über eine Armee von circa 15,000 Arbeitern disponiren konnte, so hat man an allen diesen verschiedenen Werken zugleich zu meißeln und zu sprengen begonnen, und die Thätigkeit erstreckte sich daher bei unserer Anwesenheit auf die ganze, 5½ Meilen

lange Bahnlinie gleichmäßig. Dieß ist natürlich; denn fast jede Weg- und Erdarbeit hat ihre besondere Classe für sie passender Leute. Man vertheilt die Brückenbauer bei den Brücken, die Erdschanzer bei den Abgrabungen, die Steinbrecher bei den Tunnels, die Mauerleute bei den Einwölbungen u. s. w. — Manche Arbeiten lassen nur sehr wenige Leute zu, z. B. die Tunnel-Aushöhlungen. Man begann daher, um das Werk rasch zu fördern und möglichst viele Arbeiter benutzen zu können, bei allen Tunnels zu gleicher Zeit. Aber auch dieß genügte noch nicht. Von den längeren Tunnels wurde jeder wieder in besondere Strecken abgetheilt, und seine Aushöhlung von verschiedenen Punkten zugleich begonnen. Um dieß möglich machen zu können, bohrte man von oben oder gar von der Seite her Schachte in den Berg, in der Richtung, in welcher der Tunnel durchgetrieben werden sollte. Wenn man mit dem Schachte in der Linie des Tunnels selbst angekommen war, so sprengte man nach beiden Seiten in der Richtung dieser Linie weiter. Einen Tunnel nahm man auf diese Weise vermittelst solcher Seitenschachte an 6 oder 8 Punkten auf einmal in Angriff: am Eingange, am Ausgange, und dann in der Mitte rechts und links fort von den tiefsten Punkten zweier oder dreier Schachte aus. Auf diese Weise ließ man bei diesem großen Werke im Sommer 1850, so zu sagen, alle Minen springen, und Alles war in allen Theilen in der schönsten, fortschreitenden Bewegung. Schade, schade, daß Krankheiten, der Winter und andere Hindernisse vorläufig in diesem Fortschritt eine solche Hemmung zu Wege gebracht haben. Doch davon später! — Von den Fortschritten und dem damaligen Stande jedes einzelnen Werkes konnten wir uns mit einem Blicke überzeugen; denn es gab sowol ein allgemeines, übersichtliches Arbeits-Profil, als auch für jedes Werk besondere Profile, in denen jeder fertig gebrachte

Theil von Zeit zu Zeit mit einer besonderen Farbe markirt wird.

Nachdem wir uns auf dem Papier, so gut als möglich, orientirt hatten, machten wir uns hinaus in die Natur. Unsern Reisewagen hatten wir auf die Höhe des Semmering voranfahren lassen, uns dort zu erwarten. Ein anderer Wagen führte uns im Adlitz=Graben hinauf, und wir befuhren hier, was sich befahren ließ, gingen aber zu Fuß, wo uns eine nähere Besichtigung angerathen wurde, um auf diese Weise Schnelligkeit und Genauigkeit möglichst zu verbinden. Der Adlitz=Graben ist anfangs sehr enge, in den höhern Gegenden aber wird er weiter. Ueberall jedoch ist er reich an wilden, wie an sanften, oft höchst malerischen Naturscenen. Das Schloß Klam auf seinem kühnen Piedestale blieb uns am Ausgange des Thales lange sichtbar, und erschien noch oft wieder in den schmalen Zwischenräumen der Fels=Coulissen. Man sagte uns, daß, wie ich es auch sehr begreiflich fand, nicht blos das Schloß, sondern überhaupt die ganze enge Gegend des Thalausgangs Klam*) genannt werde.

In der Klam selbst erblickten wir noch Nichts von der Bahn; sie schwebte rechts über uns auf versteckten Bergterrassen. Doch trafen wir auch hier überall auf Spuren von Nebenarbeiten, die auf sie abzielten. Hie und da passirten wir einen großen Kalkofen, oder einen neuen Steinbruch, oder eine Stelle, wo man angebrochen und geschürft hatte, um gute Bausteine aufzufinden. Natürlich mußte man nun auch dafür sorgen, daß aus jedem Kalkbruche oder überhaupt von jedem andern in der Nähe der Bahn nöthig gewordenen Etablissement ein Communicationsweg zu ihr hinaufführe.

*) Klam ist ein Gattungsname, der öfters in den östreichischen Alpen wiederkehrt.

Hie und da trafen wir auch kleine provisorische Hülfseisenbahnen längs der Bahnlinie bereits ausgeführt, auf denen Baumaterialien und andere Bedürfnisse schnell transportirt werden konnten. Auch provisorische Wasserleitungen mußte man anlegen, um der Kalkbereitung oder anderer Zwecke wegen der Bahn nach allen Punkten Wasser zuzuführen.

Die ganze Gegend, kann man sagen, ist zum Zweck der Eisenbahn durchwühlt und mit Arbeiten und Arbeitern erfüllt; und obwol sie selbst sich nur als ein schmaler Faden von 4 oder 5 Klafter Breite darstellt, so machte sie sich doch in diesen Wildnissen ziemlich breit, und schlug mit ihren Vor- und Nebenarbeiten, mit ihren Arbeiter-Colonien, mit ihren Steinbrüchen, mit den hohen Stütz- und Schutzmauern, mit den langen Brückenpfeilern, mit den Felsabschnitten zur Seite, wie ein wucherndes Gewächs, recht tiefe und weite Wurzeln in diesen Thälern.

Zuerst erschien uns ein recht respectables Stück der Bahn selbst, als wir uns aus der Klam etwas hervorbewegt hatten, an der sogenannten „Weinzettel-Wand". Diese Weinzettel-Wand, die wir in ihren Hauptumrissen vor uns sahen, ist ein hoher Gebirgs-Abhang, den wir ungefähr in der Entfernung einer halben Stunde zur Seite behielten. Oben sahen wir den Rücken des Gebirges; zum Theil war er mit Tannen besetzt, zum Theil ragten mächtige, kahle Felskolosse daraus hervor. Unten verlor sich sein Fuß in wilden Felsschründen, voll von Klüsten und Bergspitzen. Zwischen beiden in der Mitte streckte sich, über alle Schwierigkeiten bereits triumphirend, die Bahn hin. Der Anblick dieser Stelle ist prachtvoll, und entweder deßwegen, oder weil die Schwierigkeiten der Bahnführung längs jener Wand besonders groß waren, wurde uns die Weinzettel-Wand noch oft wieder genannt; daher habe ich auch ihren Namen hier mehre Male wiederholt. Einigermaßen konnten wir

auf diese Schwierigkeiten aus dem großen Haufen von Steinsplittern und Blöcken schließen, die von oben nahe bis an unsern Weg herabgerollt waren. Alles losgesprengte Material läßt man nämlich in die Tiefe rollen, wo die großen und kleinen Splitter oft in solchen Massen aufgehäuft lagen, daß der Fuß des Gebirges darin eingehüllt war, wie die Hobelbank eines Tischlers in Holzsplitterchen und Spähnen. — Um aber vor diesen oft sehr verderblichen Spähnen und Splittern die unten im Thale Verkehrenden zu schützen, werden die Sprengungen nur zu gewissen Stunden vorgenommen, und der Thalweg ist dann eine Zeit lang gesperrt. Stellenweise hat man auch diesen Weg verlegen müssen, weil die absinkenden Steinmassen zu ganzen Bergen anschwollen und die alte Fahrstraße verdeckten. Hie und da sind auch ganze Wiesen von Gestein begraben worden, worauf alsdann Entschädigung der Wiesenbesitzer oder Ankauf ihrer Grundstücke nöthig wurde. Dieß Alles gehört zu demjenigen weitgreifenden Neben- und Wurzelwerke der Bahn, von dem ich oben sprach, so wie denn hierher auch die großen Holzplätze gehören, denen wir begegneten, und auf denen man zum Bau der Brücken, der Tunnel-Gestelle und anderer Dinge Bauholz angesammelt hat, welches aus Steiermark hierher geschafft wurde, weil es im Ablitz-Graben selbst in der nöthigen Größe nicht zu haben war.

Nach der Weinzettel-Wand verschwand uns die Bahn. Ich weiß nicht, in welchem Verstecke sie kreuzte. An einem andern Berge aber, den man uns die „Spießwand" nannte, kam sie bald wieder zum Vorschein. Nach der Spießwand zeigte sich eine andere Bergpartie, die sogenannte „Vollerswand", und weiterhin die „Kalte Rinne", und so zieht sich der Streifen der Bahn rings in dem Amphitheater der Berge herum, als wäre sie von dem Riesenfinger eines Heros

gezeichnet *). Wie ein zierlicher Schmuck um den Hals einer Dame, so schlingt sich allen diesen Bergriesen das Band der Eisenbahn gleich einem Gürtel um den Leib. Da, wo lange und von allen Seiten unzugängliche Felsenpartien in einem Tunnel durchbohrt werden müssen, hat man zuweilen einen provisorischen Hülfsweg rings um die Wände herum angelegt. Ein solcher Hülfsweg geht z. B. an der schroffen Vollerswand auf einer sehr weiten Strecke herum, auswärts von dem Eingange des begonnenen Tunnels zu seinem Ausgange. Längs dieses Hülfswegs lagen kleine Arbeiterhäuser, Holz- und andere Vorräthe, und auf ihm fand die Communication längs der Bahn und der Transport der überall nöthigen Materialien und Arbeiter Statt. Auch mündeten auf ihm die Seiten-Stollen, welche ins Innere des Tunnels führten, und auf denen das in seinem Innern losgebrochene Material herausgefördert wurde. Solche provisorische Hülfswege sind oft schon für sich ziemlich bedeutende Arbeiten, die nach Vollendung der Bahn überflüssig sind, zuweilen aber wol noch bestehen bleiben werden, um auch später noch bei Reparaturen, Bahnbesichtigungen und dergleichen benutzt werden zu können. Eben so läßt man

*) Hie und da sind die Felsenwände und Bergabhänge wirklich mit gigantischen Strichen, die Nichts, als Farbenstriche sind, und mit Zahlen bemalt und gezeichnet. Es laufen lange, weiße Linien an ihnen herunter und kolossale Ziffern an ihnen herum, die man zur Bezeichnung der verschiedenen Bahnstrecken und zur Numerirung der verschiedenen Arbeits-Abschnitte angebracht hat. Die Ober-Inspectoren können mit Hülfe dieser weit in die Ferne scheinenden Linien die verschiedenen Abtheilungen der Gebirge und Wände kurz benennen und eine englische Meile weit leicht überschauen und erkennen, wie ein Wirth auf dem Corridor seines Hauses die numerirten Zimmer, oder wie ein Feldherr seine Bataillone und Regimenter. Die Bergtheile, bei denen den Ingenieuren die von den Sennhirten erfundene Terminologie nicht genügt, heißen daher z. B. so: „Weinzettelwand, Galerie II, Abschnitt Nro. 4 ꝛc.“

auch wol die Seiten-Ausläufer eines Tunnels, die Nebenschachte und Nebenstollen desselben bestehen, und hält sie in gutem Stande, theils um in Zukunft bequem nach jedem Theile des Tunnels, der ja durch allerlei, freilich nicht zu erwartende Vorfälle verstopft oder verschüttet werden könnte, zu gelangen, theils um eine freie Circulation frischer Luft in ihm stets rege zu erhalten.

Einige der schwierigsten Arbeiten veranlaßte die Wendung der Bahn in dem innersten und obersten Winkel des Adlitz-Grabens, wo sie sich krümmt, um von nun an in geraderer Richtung ihren Lauf auf den Semmering selbst zurückzuwenden, von dem sie sich bisher zu entfernen schien. Und hier in diesem innersten Winkel, wo man sich in einer reizenden, sonst so idyllisch-ruhigen und jetzt so geschäftig-lärmenden Alpen- und Sennhüttengegend befindet, sind auch die Naturansichten und die Blicke auf die unteren Partien und Gegenden am schönsten. Ganz im Hintergrunde, noch etwas höher, als der Punkt, auf dem die Bahn die besagte Hauptkrümmung vollführt, liegt die schöne, grüne Recks-Alpe, von höhern Gebirgen umgeben. Nach vorn aber erscheint unten noch einmal wieder das längst verloren geglaubte Schloß Klam, auf dem Gipfel seines Felsens, wie ein korinthischer Blätterknauf auf der Spitze seiner Säule, thronend. Darüber hinaus aber weitet sich die Aussicht mächtig, und man blickt auf vier hintereinander sich abstufende Bergreihen bis an die Gränzen von Ungarn hinaus.

In dem besagten innersten Winkel — aber allerdings ist er nicht der einzige Winkel dieser Art, denn aber- und abermals fährt die Bahn sich schlängelnd und windend, wie ein Blitz, in Winkel und Thäler und Einschnitte hinein — beträgt die Ansteigung der Bahn $1/_{40}$, d. h. sie hebt sich auf 40 Klafter Distanz um eine Klafter Höhe. Und

zugleich führt sie alsdann bei einer solchen Ansteigung eine sehr enge Biegung aus. Sie dreht sich in einem Bogen, der nur 100 Klafter Radius hat, was die engste Krümmung ist, die man bisher auf Eisenbahnen ohne Furcht des Mißlingens gewagt hat. — Und wenn ich es recht verstanden habe, so ist gerade dieß die große Aufgabe, die jetzt hier zu lösen steht: eine Locomotive zu construiren, die mit der größtmöglichen Sicherheit und Energie und dem kleinstmöglichen Aufwande an Kraft und Feuermaterial eine solche schräge Böschung sich hinauf- und hinabschwingen und zugleich dabei den besagten Bogen gut ausführen könne. Daß die Sache überhaupt ausführbar ist, soll schon durch Beispiele auf anderen Bahnen bewiesen sein; aber es kommt hier noch darauf an, das in jeder Beziehung Vollkommenste zu produciren. Man hat, wie gesagt, 20,000 Ducaten ausgeboten, und da schon in diesem Jahre die Concurrenz als geschlossen angesehen und der Preis ertheilt werden soll, so mag schon in manchen Werkstätten dieß- und jenseits des Oceans auf diese Prämie speculirt und ein Kunstwerk hergestellt worden sein, das dem alten Vulcan noch viel mehr Kopfbrechen verursacht haben würde, als das künstliche Eisenwerk, mit dem er nach Homer den Ares (Mars) und die Aphrodite (Venus) umspann. Ein Oestreicher, dem ich später meine Besorgniß äußerte, daß Fremde sich vielleicht bei der Concurrenz aus Furcht, den Einheimischen nachgestellt zu werden, weniger betheiligen würden, meinte, daß gerade umgekehrt die Einheimischen eher eine Bevorzugung der Fremden zu fürchten haben möchten, wie denn in Oestreich nicht anders, als in dem übrigen Deutschland, der Fremde nur gar zu oft die Prämien davon trage. Doch dieß werden wir vielleicht bald erfahren! — Ich bemerke nur noch, daß solche starke Steigungen der Bahn von $1/_{10}$ zuweilen auf sehr langen

Strecken, einmal 1600 Klafter (beinahe 1 Stunde) weit, Statt finden. — Im Hintergrunde des Ablitz-Grabens setzt die Bahn auf einem Viaducte und einer Brücke über das Thal, auf deren Ausführung, der vielen dabei zusammentreffenden Schwierigkeiten wegen, man fast ebenso gut eine Prämie hätte aussetzen können. Diese Brücke muß auf einem von Natur ziemlich unsichern Talksteingrunde gebaut werden; sie muß von einem Ufer zum andern ein wenig bergan steigen, und zu gleicher Zeit läßt es sich nicht vermeiden, daß sie einen großen Bogen schlage, um schon unterwegs in die Richtung einzulenken, welche sie auf der anderen Seite nehmen soll. Man kann sich denken, daß bei einer solchen Combinirung von Schwierigkeiten eine Menge Rücksichten nöthig werden, die man sonst nicht zu nehmen hat. Sogar das Mehr des Drucks muß berechnet werden, das die über den Viaduct im Bogen hingeschleuderten Wagenzüge in Folge der in Wirksamkeit gesetzten Centrifugalkraft nach außen hin üben, und man muß die Stärke der Seitenwände des Viaducts darnach bestimmen. An einer Stelle eines solchen gekrümmten Viaducts war der Aufbau starker Seitenpfeiler nöthig geworden.*) Wir besahen uns die Arbeiten an der besagten Brücke, und stiegen auch in die großen, schachtartig tiefen Löcher hinab, die man ausgesprengt hatte, um die Pfeiler der Brücke auf gehörig soliden Unterbau zu stellen. Ein solches Felsenloch, in dessen Grunde wir steckten, und das mit Gerüsten, Balken-

*) Mit Gletschern, deren es in dieser Gebirgskette keine giebt, hat man hier Nichts zu thun. Auch machen Lawinen und Schneeabfälle den Unternehmern keine Sorgen, wie bei den höheren Gebirgsstraßen auf dem St. Gotthard, beim Wormser Joch 2c. Verdeckte Galerien, Schneedächer und andere solche, auf ungefährliche Ableitung der Lawinen abzweckende Werke kommen daher hier nicht vor.

werken und Leitern erfüllt war, erscheint schon, obgleich nur ein Sandkorn im Ganzen, als eine nicht geringe Arbeit für sich. Man ließ uns in der Tiefe die schlimme Beschaffenheit des trügerischen Talks sehen, und zeigte uns die lockern Schichten, in denen dieß blättrige Gestein über einander gehäuft ist. Wären diese Schichten nur noch compact an einander geheftet, so ließe sich die Sache schon machen. Allein das Schlimmste ist, daß sie auf ihren Oberflächen und in ihren Zwischenräumen sehr schlüpfrig sind, und gleichsam wie geölt erscheinen. Das Wasser dringt nämlich in die Zwischenlagen der Schichten leicht ein, erweicht den Talk, und dieser bildet dann eine thonartige, schmierige Masse, welche sich oft weit ausdehnt, und die Verschiebung und Abrutschung der Schichten erleichtert. Man kann sich denken, wie schwierig es ist, wenn man durch solche lose verbundene Schichten, besonders wenn sie sehr schräg liegen, oder gar, wie dieß zuweilen vorkommt, senkrecht stehen, einen Tunnel bohren muß. Die senkrechten Schichten haben dann die Tendenz, geradezu und glatt in den Tunnel hinabzurutschen. Trotz aller angewandten Vorsicht läßt sich da Unglück nicht vermeiden, und ich glaube, daß die beiden größern Unglücksfälle, die sich bisher am Semmering zugetragen haben, solchen abrutschenden Talkschichten zuzuschreiben sind*). — Man baut daher die Tunnel-Mauern an solchen Stellen besonders stark,

*) Doch ist dieser schlechte Talk nicht die einzige vorkommende Masse. Ein großer Theil der zu durchschneidenden Felsenpartien besteht vielmehr aus dem in Oesterreich sogenannten „Zellenkalk", den uns unsere Begleiter als ein sehr festes und auch zu Brücken- und Gewölbebauten sehr geeignetes Material beschrieben. — Dieser Zellenkalk, der, wie man uns sagte, eine Art der Grauwackebildung sei, giebt überall, wo er vorkommt, sehr solide Unterlagen, Wände und Decken.

macht sie, um ihre Solidität zu erhöhen, ganz rund, und legt auch von unten her noch sogenannte Gegengewölbe an, so daß man dann in diesen Tunnels buchstäblich wie in einer Tonne (von welchem Worte der Ausdruck Tunnel ja wol abzuleiten ist) fährt. So viel als möglich schneidet man die überhängenden Talkmassen ganz weg, und läßt dann statt eines Tunnels einen Felseinschnitt entstehen. Doch kann dieß, wie man mir sagte, in der Regel nur dann geschehen, wenn die wegzuschneidende Felsmasse nicht dicker oder tiefer, als 10 bis 12 Klafter ist. Ist sie noch dicker, so bleibt es beim Tunnel.

Das große Talkloch, in welchem wir steckten, war voll von Italienern und Furlanern. Diese Leute, insbesondere die Furlaner, die Bewohner der felsigen Höhen von Karnien und der Thäler des Isonzo und Tagliamento, sind in ganz Oestreich als die geschicktesten und kühnsten Steinbrecher berühmt, und man findet sie überall, wo es bei Wege- und Brückenbauten Felsen zu sprengen giebt. Sie haben die genauste Kunde von der Beschaffenheit der verschiedenen Steinarten, und wissen am besten zu beurtheilen, wie man ihnen mit den Bohrlöchern am leichtesten beikommt, und wie man diese anzulegen habe, um mit möglichst geringer Masse Pulver eine möglichst große Masse Gestein zu zerklüften. Auch die kühnsten Leute sind sie, und Kühnheit haben sie sehr oft bei ihrer Arbeit von Nöthen; denn die Felsenköpfe, die ihnen zum Wegsprengen überliefert werden, haben oft Nichts weniger, als bequeme Formen. Aber ein Furlaner erschreckt vor keiner Felsenform, mag sie auch eine noch so gespenstische Figur zeigen und zu allen Seiten aus Abgründen und schroffen Wänden gähnen. Er bohrt alsbald seinen mächtigen Meißel in den harten Kopf dieses Kolosses, wie der Grönländer seine Harpune in den Rücken des Wallfisches. Er befestigt einen oder ein Paar

Stricke an dem Scheitel dieses Kopfes, und an seinen Seilen läßt er sich nun, mit Händen und Füßen tastend, hinauf und hinab, um sich eine deutliche Vorstellung von der Gestalt des wegzuplanirenden Kolosses zu machen und die Gunst und Gelegenheit des Orts, die besten Angriffspunkte ꝛc. zu erkennen. Diese Stricke bleiben dann an den Felsen hängen, damit sie sich zum Essen und Trinken und andern Geschäften ins Thal oder auf den untern Weg hinablassen können, und sie sind ihre einzigen Communications-Treppen. Selten soll einem geschickten Furlaner dabei ein Unglück passiren. Alsbald beginnen sie zu meißeln, zu bohren, zu rammen und zu sprengen, daß es von der Arbeit lustig im Thale wiederhallt, und kommt man nach einiger Zeit einmal wieder an Ort und Stelle, so ist der große Felsenknorren, dem sie ein Stück nach dem anderen aus dem Leibe schnitten, wie die Wallfischjäger dem Wallfische den Speck, niedergedämmt, weggeebnet und gleichsam in Luft verflogen, und da, wo kurz zuvor nur Furlaner und Kreuzspinnen an ausgespannten Fäden sich hin- und herbewegen konnten, rauschen jetzt Wagen und Locomotiven vorüber.

Das Felsenloch voll Furlaner, in dem wir uns befanden, commandirte ein Italiener, der als Bauunternehmer den Viaduct in der „Kalten Rinne“ übernommen hatte. Ueberhaupt sind Italiener und Deutsche sowol die hauptsächlichsten Arbeiter, als auch die vornehmsten Bauunternehmer am Semmering. Doch fanden wir hier, wie fast bei allen Unternehmungen in Oestreich, auch viele andere Nationalitäten repräsentirt. Hier ein Loch voll Furlaner, dort, wo es weniger auf Felsensprengung, als auf Erdarbeiten ankam, ein anderes voll von Croaten oder Böhmen; hier einen Stollen oder Schacht voll von Deutschen, die überall da, wo es bergmännischer Kenntnisse und Geschicklichkeiten bedarf, an der Spitze stehen, dort ein Gerüste mit schlesischen

Zimmerleuten und ein bröcklicher Felsen mit deutschen Maurern behangen; hier eine Schmiede mit steirischen Schmieden, dort eine andere mit rheinländischen.

Magyaren waren auf dem Semmering außerordentlich wenig vorhanden, fast gar keiner. Die Magyaren sind fast durchgängig Hirten oder Ackerbauer, und sogar in ihrem eigenen Lande selbst lassen sie die Künste und Handwerke von Fremden verrichten. Nur selten kommt daher ein Magyare als Arbeiter zu einem großen öffentlichen Werke außer Landes.

Italiener waren ziemlich viele herbeigekommen, besonders als Steinmetzen, aus den Umgegenden der Seen von Como, Lugano u. s. w., wo es bekanntlich ganze Dörfer und Thäler voll Steinmetzen giebt. Ihre Kunst kommt natürlich bei der Gestaltung der Bauten, der Tunnel-Thore, der überall nöthigen Ecksteine hier nicht selten in Anwendung.

Furlaner erwähnte ich schon als Felsensprenger und Steinbrecher. Als Steinmetzen sind sie weniger geschickt. Beide, Furlaner und Italiener zusammen, sollen beinahe ein Drittel aller Arbeiter am Semmering ausmachen.

Die Böhmen aber bildeten mehr als ein Drittel, wie denn die auswanderungslustigen Böhmen häufig in Oestreich, z. B. als bedeutendstes Element bei der nichtdeutschen Bevölkerung Wiens, ferner bekanntlich auch in den Beamtenclassen &c., einen guten Antheil für sich hinwegnehmen. Sie werden, wie die Croaten und Slavonier, deren auch ziemlich viele gekommen waren, um sich einen Sparpfennig zu verdienen, größtentheils bei den Erdarbeiten verwendet. Sie taugen gar nicht für die Steine, und können damit nicht im Geringsten gegen die Furlaner aufkommen. Aber auch bei der Ziegelbereitung sind viele von ihnen angestellt; denn natürlich gehörte zu den verschiedenen Nebenwerken der Bahn die Anlage großer Ziegeleien. Wir be-

suchten eine derselben, in welcher die Ziegelsteine vor dem Brennen mit eisernen Maschinen gepreßt wurden, eine Sorgfalt, die man ihnen keineswegs bei allen Eisenbahnbauten angedeihen läßt.

Die Deutschen, mit den Slaven und Italienern natürlich die Hauptnation, machten wieder etwa ein Drittel aller Arbeiter aus. Wie überall in Oestreich, so waren auch nicht wenig außeröstreichische Deutsche unter ihnen; namentlich waren viele aus den verarmten Gegenden Schlesiens herbeigeeilt. Sie waren, wie denn der Deutsche seine Vielseitigkeit überall bewährt, bei den mannigfaltigsten Beschäftigungen angestellt, als Bergleute, als Tischler, als Zimmerer, als Schmiede, als Schlosser, auch als Wagner; denn man hat natürlich auch Wagner-Ateliers auf dem Semmering anlegen müssen, wo auf den provisorisch in allen Richtungen angebahnten Bergstraßen, die als Circulationswege dienen, viele Hunderte von Wagen in Bewegung sind, von denen täglich einige zusammenbrechen. Man sieht hier recht deutlich, wie alle menschlichen Unternehmungen und Thätigkeiten so innig zusammenhängen, und wie eine Kunst die andere nach sich zieht, indem sie sich gegenseitig fördern. Obgleich hier oben der nächste Zweck ein höchst einfacher war, nämlich der, zwei lange eiserne Stangen so horizontal, als möglich, neben einander hinzulegen, so hat man doch, um diesen Zweck zu erreichen, nicht umhin gekonnt, gleichsam Himmel und Erde zu beschwören, und von der Sternenkunde und höheren Mathematik herab bis zu der Arbeit des Spatenführers ist fast keine Kunst oder kein Gewerbe zu nennen, das hier oben nicht in Thätigkeit und Contribution gesetzt worden wäre.

Die größten Eisenbahnbauer unseres Welttheils, die Engländer, waren nur durch ein einziges Individuum hier vertreten, durch einen jungen Insulaner, der, wie man uns

sagte, als Volontair bei den k. k. Ingenieurs eingeschrieben war.

Selbst die schwachen Weiber hat man hier zulassen und einladen müssen. Es gab ihrer damals hier über tausend. Mancher arme, erwerbsbedürftige Croat war gleich mit seiner Frau gekommen, die ihm als Handlangerin diente, und Ziegelsteine oder Handwerkszeug herbeischleppte. Böhminnen waren besonders viele da, als Köchinnen, Wäscherinnen rc. Und mit ihnen sollten sich, wie man uns sagte, die Italiener recht gut vertragen, von denen fast jeder eine Böhmin sich als Wirthschafterin genommen hätte. Wir begegneten aber auch Italienerinnen, die als Marketenderinnen mit Getränk und Brod von einer Arbeiter-Gruppe zur andern herumzogen.

Wie nach dem Jahre 1848 in Folge sehr vieler zusammentreffender Umstände in ganz Oestreich, so war auch hier auf dem Semmering der Lohn der Arbeiter ungemein hoch. Ein gewöhnlicher Steinmetz bekam 3 bis 4 Zwanziger täglich, ein ordinairer Erdarbeiter 48 bis 54 Kreuzer Münze. Ein Aufseher der Arbeiter (ein Capo) bekam 2 Gulden täglich. Vor 1848 war der gewöhnliche Tagelohn eines Arbeiters 30, höchstens 36 Kreuzer. Und ich glaube, bei der Veranschlagung der Kosten des Baues hat man den Satz von 36 Kreuzern angenommen. Zum Theil erklären sich aber jene hohen Löhne auch aus der Theuerung aller Bedürfnisse und Lebensmittel bei dieser Arbeiter-Colonie im Gebirge, wo die Leute viel mehr ausgeben müssen, als selbst in Wien. — Die ganze 5⅓ Meilen lange Strecke, durch welche die Eisenbahn läuft, war bisher eine fast völlig unbewohnte Wildniß, in deren Nähe es hie und da einige Sennhütten gab, aber sonst gar keine menschliche Ansiedlung, kein Dorf, kein beackertes Feld. Natürlich empfand man bald das Bedürfniß, einige Wirthshäuser zusammenzuzimmern, in denen die Leute sich erfrischen konnten, und Bäcke-

reien, Lebensmittel-Vorräthe ꝛc. anzulegen. Da aber die Bevölkerung im Laufe des Jahres rasch bis über 15,000 wuchs, so stellten sich immer neue Bedürfnisse heraus, die nicht so schnell befriedigt werden konnten. Hat doch mancher Stadt-Magistrat Jahrhunderte lang zu streben, um allen Bedürfnissen der Bürger seiner Commune zu begegnen. Da wurde die ganze Umgegend weit und breit in Contribution gesetzt, und die Speculation vieler Krämer, Kaufleute und Wirthe geweckt. Eier verkaufte man auf dem Semmering doppelt so theuer, als in Wien; die Kanne Rahm kostete oft 2 Gulden Münze; Wein floß aus Ungarn heran. Sogar aus Mähren kam Brod. Einige Bäcker aus der mährischen Stadt Znaim sollen mit einer großen Sendung Brod eine ziemlich gute Speculation gemacht haben, und da die gesammte Besoldung der Semmering-Colonie sich täglich wol auf nahe an 20,000 Gulden belaufen mochte, so läßt es sich denken, daß noch viele solcher Speculationen gelingen konnten.

Am schwierigsten war es, für die Behausung so vieler Menschen zu sorgen. Es wurden allerdings hie und da große, casernenartige Holzgebäude errichtet. Doch faßten diese nur einen Theil des zahlreichen Personals, und Tausende bauten sich Hütten aus Steinen, Rasen, Erde und Baumstämmen, in denen sie nothdürftig wohnen konnten. Das Bedürfniß zu gegenseitiger Hülfeleistung und der Geselligkeitstrieb vermochte sie, diese Hütten neben einander zu stellen, und so sahen wir denn überall längs der Bahn diese Höhlen- und Hüttendörfer bald an einem Bergabhange, bald in einem Thalwinkel, bald wieder auf einem grasigen Gebirgsrücken, fast immer in recht malerischen Positionen liegen. Hie und da stand ein größeres Haus dazwischen, das Wirthshaus und der gesellige Mittelpunkt der Bewoh-

ner, oder ein etwas besseres Gebäude, der Wohnsitz eines Ingenieurs oder Bauunternehmers.

Das bedauernswürdigste Ereigniß im Laufe des verflossenen Jahres war der Ausbruch der Cholera in diesen Hüttendörfern, die einen panischen Schrecken unter den armen Leuten verbreitete, und Manchem von ihnen statt des gehofften Sparpfennigs den Tod brachte. Doch muß die Fama auch bei dieser Gelegenheit wol mehrfach die Thatsachen übertrieben haben. Man sagte mir, es wäre in der Wirklichkeit nur ein Drittel oder ein Viertel der nach den Zeitungsberichten umgekommenen Menschen gestorben. Auf dem sogenannten Wolfsberge, einem hohen Bergrücken, wo nahe an 3000 meistens böhmische Arbeiter bei einander wohnten, und wo der Hauptsitz der Cholera war, starben im Ganzen nur 80 Menschen. Aber die armen Leute waren gleich bei den ersten Cholerafällen so erschreckt, daß sie schaarenweise flohen. Hörte man von einem neuen Todesfalle, so legten oft 30 bis 40 auf einmal ihre Arbeit bei Seite, schnürten ihre Bündel, und verließen den unheilbringenden Boden. Jetzt, als wir da waren, war in Folge dessen die Bevölkerung des Wolfsberges von 3000 auf 900 Arbeiter zusammengeschmolzen, und der Arbeitslohn um ein Bedeutendes gestiegen. — Im Ganzen sollen Etwas über 200 Personen der Krankheit erlegen sein, und von dieser Zahl die Meisten dem Kindesalter angehört haben. Es kam also in zwei Monaten auf 80 Menschen nur ein Todter. Es scheint übrigens, daß die Seuche besonders durch die schlechte Lebensweise gewisser Arbeiterclassen hervorgerufen und genährt wurde. Daher sollen z. B. auch die Italiener, die ihr Leben am vernünftigsten einrichteten, am wenigsten oder beinahe gar nicht von der Cholera gelitten haben, die Böhmen aber und Croaten aus verschiedenen Ursachen am meisten. Auch

jene große Arbeiter-Colonie auf dem Wolfsberge war meistens aus Böhmen zusammengesetzt.

Man hatte die Absicht und die Hoffnung gehegt, die ganze Anzahl der Arbeiter (Weiber und Kinder*) eingeschlossen) auf 20,000 zu bringen. Statt dessen aber war zur Zeit unserer Anwesenheit durch die Cholera-Flüchtlinge 2c. diese Anzahl auf 8000 gesunken. Doch hoffte man nach Ueberwindung der Cholera und des nahenden Winters im nächsten Jahre wieder höher hinauf zu kommen, obwol allerdings eine Menge Umstände in Aussicht standen, welche die Arbeiter am Semmering, wie überhaupt in Oestreich, rar zu machen drohten. Erstlich die vielen Aushebungen junger Leute für die Armee, alsdann die im Fortschritt befindlichen Arbeiten bei Cilly und Steinbrücken, endlich die bevorstehenden Eisenbahnarbeiten auf der Strecke nach Salzburg, bei Laibach, Triest und auf dem Karst.

Unter dem Genusse und Anschauen stets neuer schöner Naturscenen und interessanter Menschenwerke gelangten wir allmählig in die Nachbarschaft der obersten Höhenrücken des eigentlich sogenannten Semmerings. Es ist etwas Besonderes mit diesem Namen Semmering. Mit ihm geht es, wie mit so vielen Berg- und Gebirgsnamen, bei denen man oft die Localität, der sie eigentlich angehören, nicht recht ausfindig machen kann, die in der Ferne oft gleichsam wie ein großes Gewölk dastehen, und die Einem

*) Es wurden im Verlaufe des vorigen Jahres eine ziemlich bedeutende Anzahl Kinder in den Hütten- und Höhlendörfern des Semmerings geboren, wenigstens 150; denn so viel, sagte man uns, wären im Sommer 1850 geimpft worden. Diese kleinen Semmeringer sind wahrhaft geborene Eisenbahn-Arbeiter; denn ihre Mütter gebären sie, so zu sagen, mit der Hacke in der Hand, und ihre Wiegen sind gewöhnlich nur die Schubkarren, in welchen die Weiber sie in Ermangelung anderer Mobilien bergen.

dann an Ort und Stelle, so zu sagen, unter den Fingern vergehen, oder gar nicht da zu sein scheinen. So z. B. deuteten die Leute uns, wenn wir im Salzkammergute, auf einer der Höhen an der Donau bei Linz, der mächtigen Alpen ansichtig wurden, auf irgend eine gewaltige Central-kuppe oder auf eine ganze Gipfelgruppe hin, und sagten: „Schaun Sie, das dort in der Mitte ist der Semmering." Es schien, als schwebe dieser berühmte Name über einem ganzen Knoten von Höhen. Hier aber an Ort und Stelle hatten die Leute für jeden Gipfel besondere Namen, und wir konnten nur mit Mühe einen Grasflecken oder ein Meiergehöft und einen kleinen, niedrigen, eingeklemmten Höhenrücken entdecken, dem man mit Entschiedenheit den Namen Semmering zugestehen wollte. Wir fanden hier einen „Semmering-Bauer", eine „Semmering-Wiese" und dann allerdings auch den „Semmering-Paß", der ein Paar Hundert Klafter lang sein mag, und vermuthlich erst von jener Wiese seinen Namen erhalten hat. Erinnere ich mich recht, so giebt es auch eine „Semmering-Gemeinde", die aus einer kleinen Bergfläche mit einigen darauf zerstreuten Häusern besteht. Die Autoren schreiben den in Rede stehenden Namen sehr verschieden, einige: „Sömmering", andere „Semring", wieder andere und, wie mir scheint, die meisten „Semmering", und so wird auch an Ort und Stelle selbst gesprochen. Ob dieß aber auch etymologisch das Richtigste sein mag, ist die Frage. Da das Ganze ein grüner, wiesenreicher, kleiner Bergrücken ist, der übrigens den größten Theil des Jahres voll Schnee liegt, so könnte man wol auf die Vermuthung kommen, daß das Wort von „sömmern" abgeleitet wäre, und daß Semmering oder Sömmering so viel bedeute, als einen Ort zum Uebersömmern des Viehs. Oder hängt das Wort vielleicht mit „Senner" oder mit „Säumer" (Saumthier) zusammen? — Von den Höhen,

zwischen denen der Paß liegt, führt keine den Namen Semmering. Die Berge auf der Westseite sind die Ausläufer der sogenannten „Kamp-Alpe“. Auf der Ostseite ist „der Jungfernwald“ der nächste den Paß begränzende Gipfel. Es ist dieß aber nur eine untergeordnete Höhe. Die herrschende Höhe auf der Ostseite heißt der „Dürrkogel“, deren allerhöchster Punkt selbst „der Sommerwendstein“ genannt wird.

Ich sagte oben, daß der Semmering da, wo die Chaussee hinüber geht, 541 Klafter Meereshöhe habe. Die Eisenbahn wird aber diese Höhe nicht völlig überschreiten. Auf einer Höhe von 465 Klafter angelegt, durchbricht sie vielmehr die oberste Scheidewand in einem Tunnel von 750 Klafter Länge, und bleibt also 46 Klafter unter jener Rückenlinie. Auch geht sie nicht gerade mit der Chaussee und unter dem niedrigsten Einsattlungsgurte hinweg; vielmehr bleibt sie etwas westlich von dieser unter einem etwas höhern Punkte des Passes, wo aber der Tunnel wegen einer hier eintretenden Schmälerung der Wand etwas leichter ausgeführt werden konnte.

An diesem Tunnel, der etwa eine englische Meile lang ist, den Namen des „Semmering-Haupt-Tunnels“ führt, und gleichsam als das schwierigste und bedeutendste Werk die ganze Reihe der Paßarbeiten krönt, arbeiteten jetzt etwa 1200 Menschen. Die Herren sagten uns aber, daß sie wol dritthalbtausend dabei beschäftigen könnten. Aus diesem Loche sind nicht weniger als 4 Millionen Kubikfuß Erde und Steine herauszuschaffen, und dieß, so wie die gehörige Ausmauerung der Wände, wird allein, wie man uns sagte, $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden zu stehen kommen. Die Kosten der sämmtlichen Werke und die Herstellung der ganzen $5\frac{1}{3}$ Meilen langen Bahn hat man auf 8 Millionen Gulden angeschlagen; man glaubt aber, daß wol 10 Millionen ver-

ausgabt werden könnten. Nehmen wir diese letzte Summe an, so würden darnach ungefähr 1 1/2 Millionen Gulden, oder etwas mehr, als 100,000 Pfund Sterling, auf jede Meile kommen, und dieß wäre im Ganzen eine bei Eisenbahnen so ungewöhnliche Ausgabe nicht. In England giebt es große Bahnstrecken, die pro Meile weit mehr gekostet haben. Aber auch auf dem Continente besitzen wir deren, die eben so viel Geldauslagen erforderten, z. B. die berühmte Bahn an der belgisch-preußischen Gränze, wo die Kosten auf 800,000 Thaler pro Meile berechnet worden sind. — Und welches Riesenwerk, wie dieses, wird zu demselben Preise ausgeführt worden sein?

Den Anblick dieses letzten Bahnstücks fand ich außerordentlich malerisch und interessant. Den höchsten Höhenpunkt selbst bezeichnete in der Ferne eine hölzerne Pyramide, unter welcher die Tunnel-Linie hinwegstrich. Auf dem Wiesengrunde um jene Pyramide herum und abwärts an den grasigen Abhängen waren einzelne Bäume verstreut. Zu beiden Seiten in großer Entfernung erhoben sich die Gipfel der besagten Berge, der Kamp-Alpe und des Sonnenwendsteins. Oben bei der Pyramide und auf verschiedenen Abstufungen des Abhangs ragten die rauchenden Schornsteine der Dampfmaschinen*) hervor, und neben ihnen befanden sich die Eingänge zu den Schachten, aus denen sie das innen losgebrochene Material herausfördern. Ziegel- und Kalkbrennereien hängen hie und da auf den Bergstufen und dazwischen verstreut; weiter unten, zu einem Dorfe vereinigt, liegen auch die Wohnungen der Arbeiter. Ueberall ist reges Leben und Thätigkeit, wie in einem Ameisenhaufen. Bei diesem Tunnel sind allein 12 Dampfmaschinen beschäftigt, die zu-

*) Die meisten andern Tunnels haben statt der Dampfmaschinen blos Pferde-Göpel.

sammen 200 Pferdekraft besitzen. Unten dicht vor uns gähnte uns der schwarze Mund des großen Tunnels entgegen, einstweilen noch gefüllt mit den dicken Balken der Gerüste und den Stützen. Wir kletterten hinein, wie in den vielfach abgetheilten Riesenbauch eines Linienschiffs. Man hätte sich einbilden können, die Arche Noah's wäre hier gescheitert und in Bergwänden verschüttet worden; nur sollte diese Arche hier bis auf eine Miglie an Länge wachsen. Die Wanderung auf den Treppen und Leitern im Innern war wie die Reise in einem Bergwerke. Auch kamen uns die Leute mit Grubenlichtern und Fackeln und mit dem bergmännischen „Glückauf" entgegen. Wir krochen bis zu der innersten Bergwand, wo jetzt eben der Gang weiter gesprengt wurde. Wegen der unzuverlässigen und lockern Beschaffenheit des Gesteins muß hier sehr vorsichtig verfahren werden. Man darf immer nur wenig zur Zeit wegsprengen, und muß sofort die dicken Balkengerüste als provisorische Stützen des Gewölbes weiter vorschieben. Alles muß ausgemauert werden, und diese Ausmauerung folgt der Wegsprengung auf dem Fuße. Es ist ein höchst mühevolles Geschäft, bei dessen Anblick uns Schauer und inniges Mitleiden mit den armen Arbeitern ergriff. Jeder Platz zum Arbeiten, zum Hämmern und Sprengen ist so eng und knapp, daß die Leute mit den Instrumenten kaum ordentlich ausholen können. Oft hat Einer Tage lang in einer dunklen, feuchten, nur von seinem Grubenlichte schwach erleuchteten Nische zu arbeiten. Jeder Steinbröckel, der weggeräumt werden soll, muß mühsam durch die Balkenzelle des Gerüstes hindurchgeschafft werden, und jeder Ziegel, der oben zu befestigen ist, muß sich eben so mühsam durch das Balkenlabyrinth hindurch- und hinaufwinden, bis er endlich zum Festsitzen gelangt. Stückchen für Stückchen, wie eine Mosaik, findet sich Alles zusammen, und doch muß Alles wie

aus einem Gusse gemacht sein. Die Passagiere, die später einmal auf den beflügelten Trains hindurchsausen mögen, werden sich keine Vorstellung davon machen können, welchen Schweiß und welche Mühe es kostete, bis der Bergmann gleichsam, wie ein bezahnter Bohrwurm, sich hier durchgefressen hatte.

Die Gewölbe dieser Tunnels sind zum Theil zwei- und dreifach, d. h. es sind zwei oder drei besonders gearbeitete, aber gleichartig gebaute Gewölbe über einander, wie doppelte Panzer. Man versuchte es, uns zu erklären, warum diese doppelten Gewölbe besser seien, als einfache bei gleicher Decke. Doch habe ich dieß leider nicht recht verstanden. Wenn eine Zeit lang bei den verschiedenen Angriffspunkten eines solchen Tunnels gearbeitet worden ist, so sammelt sich in den entstehenden Löchern unvermeidlich Wasser. Man treibt daher mittlerweile einen kleinen, schmalen Stollen durch die ganze Tunnellinie von einem Angriffspunkte zum andern, um dieses Wasser stets hinausleiten zu können. Außerdem aber dient ein solcher Stollen im Nothfall auch noch zur Communication der verschiedenen Angriffspunkte unter einander. Und endlich erleichtert er die Controlirung in der Berechnung der Tunnel-Richtung, indem er nachweist, daß man bei Bestimmung der verschiedenen Angriffspunkte die rechte Linie getroffen habe, was den Eisenbahn-Mathematikern allerdings schon einige Mal mißglückt sein soll, so daß dann der Tunnel im Innern, statt eine gerade fortlaufende Linie zu bilden, eine Krümmung und einen Winkel bekommt. — Ich glaube, daß es nicht überflüssig ist, wenn ein Laie dieß Alles beschreibt und erwähnt, weil die Eisenbahnen annoch für das große Publicum, das sie doch täglich benutzt, zu den Geheimnissen unsrer Zeit gehören; weil ferner Kenner und Eingeweihte sich selten herablassen, die Uneingeweihten auf eine populaire Weise über die Entstehung und den innern Mechanismus dieser Wunderwerke aufzuklären, und weil vom Publicum die

Wenigsten Zeit finden, sich zu den Tunnels und Galerien hinzubegeben, um sie in ihrer Entstehung zu beobachten.

Der Semmering-Haupt-Tunnel ist zwar die größte und kostspieligste Arbeit an der ganzen Straße; doch wird von den Kennern ein anderer Tunnel, der sogenannte Wolfsberg-Tunnel, für die merkwürdigste bergmännische Arbeit am ganzen Semmering gehalten. Er ist nach dem oben genannten von allen zwanzig Semmering-Tunnels auch der zweitgrößte, und ich hätte zuvor noch erzählen können, daß wir auch in diesen Tunnel hineinstiegen, und durch den schiefen Schacht Nr. 2 aus ihm wieder herauskamen.

Endlich, als schon die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, erreichten wir völlig die Höhe bei der Pyramide, und sahen von hier nun auf die steirische Seite hinab; denn sowol hier, als auch noch weiter west- und ostwärts und bis an die Gränze von Ungarn, haben sich die Herzogthümer Oestreich und Steiermark gerade auf dem Rücken des höchsten Höhenzuges und der Wasserscheide zwischen der Donau und Drau von einander getrennt. Wir langten hier oben in einer recht zahlreichen und willkommnen Begleitung von Ingenieuren und Bauunternehmern an; denn von den verschiedenen, von uns begangenen Bahnstrecken war immer der eine oder andere dieser Herren, sich uns anschließend, bei uns geblieben. Der ganze Bau von Glocknitz bis Mürzzuschlag ist nämlich in 13 „Strecken" abgetheilt, und diese Strecken sind verschiedenen Privat-Bau-Unternehmern zur Ausführung gegen eine gewisse, vom Gouvernement zu zahlende Summe übergeben. Diese Bauunternehmer sind größtentheils Deutsche, auch Italiener, Leute von Credit und Capital, die in Aussicht auf den zu hoffenden Gewinn ihr Capital in die Schanze schlagen, und die auch zugleich schon mit Architekten, Ingenieuren und Arbeitern in Verbindung stehen; die ferner wissen, wo man solche am besten bekommen kann,

und bereits über eine gute Anzahl solcher Leute verfügen können, weil sie immer mit Ausführung solcher großen Arbeiten beschäftigt sind. Diese Bauunternehmer, denen, wie gesagt, Geld- und Menschenkräfte zu Gebote stehen, erleichtern dem Gouvernement die Herbeischaffung von Beidem, und können Beides oft billiger stellen, als das Gouvernement selbst. Jeder Bauunternehmer hat längs der von ihm übernommenen Strecke nicht nur seine Arbeiter, die er nach Belieben anstellt und entläßt, sondern auch seine Arbeits-Inspectoren und seine Ingenieure, die ihm verantwortlich sind, und für die er es der Regierung ist. Natürlich hat der Staat selbst außer diesen auch noch seine eigenen Beamten und Ingenieure längs der Bahn angestellt. Und es versteht sich, daß ein das Ganze leitender Oberingenieur ein solcher k. k. Beamter ist. Es sind hier etwa 8 — 10 große Bau-Unternehmer mit ihren Leuten beschäftigt, da einige von ihnen mehrere der 13 Bahnstrecken zugleich übernommen haben. Eine der größten und berühmtesten Bauunternehmungs-Firmen Oestreichs ist bekanntlich das Haus Klein, dessen Name schon mit so manchen großen öffentlichen Werken in Oestreich, unter anderen auch mit der Schiffbarmachung der Moldau in Böhmen, verknüpft ist. Wir fanden dieses böhmische Haus natürlich auch wieder hier bei der Semmering-Arbeit betheiligt, und zwar bei ihrem schwierigsten Theile, bei dem großen Tunnel der obersten Regionen. Einige jener Bauunternehmer hausen hier selbst mitten unter ihren Arbeitern, andere haben ihre Söhne oder Agenten gesandt. Diese Männer und ihre Ingenieure, von denen uns, wie gesagt, mancher begleitete, und mit uns in den verschiedenen Schlupfwinkeln herumkletterte, führen hier ein merkwürdiges Leben. Sie trugen meistens ein montanistisches Costum, und da es mittlerweile finster geworden war, so hatte auch jeder seine Lampe angezündet, wie ihre Leute, und

mit diesen bivouaquiren sie gleichsam in jenen Wildnissen, und liegen mit ihnen zu Felde gegen die Naturriesen. Sie kamen mir wie Officiere in der Campagne vor. Nur hatten sie sich nicht mit Blut befleckt, sondern höchstens mit Wasser und Erdschutt. Einige von ihnen versammelten sich mit uns in einem gemächlichen Wirthshause, das man auf der Höhe des Passes errichtet hat, und in welchem noch ein Stündchen der Ruhe und der das Geschaute recapitulirenden Besprechung gewidmet wurde. Alsdann rollten unsere gefälligen Freunde und Lehrer rückwärts; wir dagegen bewegten uns vorwärts in die grüne Steiermark nach Mürzzuschlag hinab, wo unser nächtlicher Weg zu beiden Seiten noch von zahlreichen Feuern erleuchtet war, die zum Theil von Schmieden, Dampfmaschinen, Kalköfen oder Coaksfabriken herrührten, zum Theil zwischen den Hütten von anderen Arbeitergruppen aufloderten.

Die Semmerings-Arbeit, dieß großartige und kühne Unternehmen, wird bei ihrer Vollendung eines der wichtigsten Glieder in dem großen Netze wohlthätiger Bande sein, mit denen wir den Süden und Norden unsers Vaterlandes zu verknüpfen streben. Wenn sie und dann auch die Karst-Bahn fertig ist, dann werden wir sagen können: es giebt keine Alpen mehr zwischen unsern beiden Meeren im Süden und Norden. Dann wird die alte Mythe der Griechen zur Wahrheit werden, daß die Donau mit einem Arm in die Spitze des adriatischen Meeres ausmünde; dann wird gleichsam ein Lebens-Canal durch ganz Mittel-Europa von Triest bis zu den Mündungen der Elbe und des Rheines gegraben sein. Dann werden auch die Engländer wieder kommen, und ihre orientalische Verkehrs-Linie, ihre „Overland-Post“ mitten durch dieses uns Deutschen gehörige Central-Europa verlegen, und dann wird überhaupt unser ganzes Deutschland mehr, als zuvor, die Fähigkeit besitzen, sich

alle die Vortheile anzueignen, die ihm, als dem europäischen Centrallande, zu Theil werden müssen. Bekanntlich sind Manche der Ansicht gewesen, daß man den ganzen Semmering-Uebergang habe vermeiden, daß man mit weniger Kosten und nicht bedeutenden Umwegen diese östreichische Südbahn um die Gebirge herum in den ungarischen Ebenen habe fortführen können, und diese haben daher eine heftige Opposition gegen das ganze Unternehmen, als gegen eine Verschwendung der Staatskräfte, erhoben. Allein sollte sich nicht auch einmal eine heftige Opposition gegen die Ausführung des Stephansthurmes in Wien erhoben haben, für die jetzt doch schon seit einigen Jahrhunderten Jedermann den Baumeister segnet? Wer die Geschichte des Aufbaues der schönen Frauenkirche in Dresden kennt, „gegen die sich eine so heftige Opposition erhob, daß dem armen Bauunternehmer sein ganzes Leben der Art verbittert wurde, daß er darüber zu Grunde ging, während sein herrliches Werk für die dankbare Nachwelt bestehen blieb", oder wer überhaupt sich nur die Mühe giebt, die Geschichte der Kämpfe und Intriguen, durch welche sich jedes beliebige große Werk seiner Stadt oder seines Vaterlandes durcharbeiten mußte, zu studiren, der wird sich wenigstens hüten, unbedacht in die Opposition gegen die Semmering-Bahn einzustimmen. Der geradeste Weg von Wien nach Triest zieht sich über den Semmering, und führt durch Länder und Städte, die viel industriereicher und bevölkerter sind, als die angränzenden Gegenden Ungarns, und wenn auch der Umweg durch diese für den Augenblick ein geringer scheint, so ist bei einer Eisenbahn für die Länge der Zeiten selbst ein solcher geringer Umweg immer bedeutend, und verschwendet vielleicht auch mehr Kräfte, als der für den Augenblick kostspieligere Weg. Man bedenke nur, daß die Engländer Waghorn und Comp., als sie unsere Wege befuhren, um die kürzeste

Linie für ihr „Overland=Mail“ zu suchen, die Uhr in der Hand hatten, und jede Minute Aufenthalts, die eine Krümmung unserer Wege ihnen verursachte, uns zur Last legten. Die zukünftigen Jahrhunderte, für welche wir die Eisenbahnen bauen, haben eben so das Stundenglas in der Hand, und, die gesparten oder verschwendeten Minuten summirend, bringen sie ein ungeheures Zeit= und Kosten=Capital, als Debit oder Credit heraus, gegen welches vielleicht selbst die für den Semmering aufgewendeten 10 Millionen sehr geringfügig erscheinen. —

IV.

Ober-Krain.

---

1. Von Laibach nach Krainburg.

Vom Semmering über Grätz nach Laibach führt eine ununterbrochene Eisenbahnstrecke von beinahe 40 Meilen Länge durch Ober- und Unter-Steiermark in das Herz von Krain. Man kann diese Strecke in einem Tage zurücklegen. Und da die Locomotive fortwährend zwischen großartigen Gebirgsmauern dahin rollt und eine ununterbrochene Kette von Thälern, Thalweitungen, kleinen Ebenen und Bergengen durchrauscht, so giebt es schwerlich ein zweites so langes Eisenbahnstück in Europa, das im Stande ist, dem Reisenden innerhalb des kurzen Zeitraums von 10 Stunden eine so reiche Galerie schöner und großartiger Naturscenen vorzuführen. Doch gehe ich hier über diese Galerie hinweg, weil ich erst auf der Rückkehr einige mich interessirende Punkte näher ins Auge faßte.

Laibach ist von allen Städten des deutschen Bundes, in denen deutsche Sprache und deutsches Wesen tonangebend erscheinen, die südlichste, so wie Kiel in Holstein die nördlichste. Außerhalb des deutschen Bundes ist in Dänemark Hadersleben und in Rußland Rewal die nördlichste Stadt, in der Deutschthum vorherrscht. Letztere liegt in

der Nähe des 59. Breitengrades, Laibach in der Nähe des 46. Auf dem Striche dieses selben 46. Breitengrades liegen auch in Ungarn die mehr oder weniger deutschen Städte: Fünfkirchen, Theresienstadt, Hermannsstadt und Kronstadt. Nach Westen hin ist auf dem 46. Grade schon Alles entweder italienisch oder französisch. Im Süden dieser Breite kommen nirgends mehr große, ganz deutsche oder wesentlich verdeutschte Städte vor. Man muß daher jeden Grad als sehr interessant für die Verbreitung der deutschen Sprache und für die Bestimmung ihrer Gränze betrachten. — Uebrigens ist die Stadt nicht von Deutschen, sondern von Slaven gegründet worden, so wie denn auch ihr Name ein slavisches, auf deutsche Weise gemodeltes Wort ist. Ihr alter, ursprünglicher slavischer Name ist „Luba,“ vielleicht von dem slavischen „lubiti“, d. h. lieben. Wir Deutschen hätten daher das Wort etwa mit „Liebau“ übersetzen können. Wir haben aber Laubach und nachher Laybach oder Laibach daraus gemacht. Jetzt wird die Stadt bei den Slaven allgemein „Lublana“, so wie bei den Italienern „Lubiana,“ genannt. — Es ist ein äußerst freundlicher, wohnlicher und stattlicher Ort, nach Triest die erste und schönste Stadt in dem östreichischen Illyrien. In Bezug auf die Reize seiner Lage und Umgebung wetteifert Laibach mit Innsbruck, Linz, Grätz und Klagenfurt, oder übertrifft sie. Was die Position Laibachs vor der der andern Orte auszeichnet, ist die Großartigkeit seiner Anlage oder seines Planes. Das Becken der Save, in dessen Mitte die Stadt liegt, ist sehr weit und eben, und die Alpenzüge, die es umzingeln, halten sich in sehr proportionirter Entfernung. Auf dem „Schloßberge“ übersieht man die ganze Reihe ihrer Pyramiden vom Gipfel bis zum Fuße. Frei schaut man sogar bis zu dem Alles dominirenden Gipfel des Terglou hin-

über, an dessen Fuße die reizenden Thäler von Veldes und Wurzen und die Quellen der Save liegen.

Da wir die Quellen dieses interessanten Flusses zu besuchen wünschten, so machten wir uns, nachdem wir auf die Besichtigung der lehrreichen Merkwürdigkeiten der Stadt Laibach einige Tage verwandt hatten, auf, und reisten alsdann durch Oberkrain längs der Save aufwärts.

Das ganze Land Ober-Krain beschränkt sich hier blos auf das Flußgebiet der Save und ihrer Nebenflüsse. Es liegt mitten zwischen zwei hohen Bergzügen eingekastet, eingeschlossen im Südwesten von den julischen Alpen und im Nordosten von den sogenannten Steiner-Alpen*), die beide eine Zeit lang parallel neben einander herlaufen, dann mit einander convergiren, und im äußersten Nordosten, in der Gegend der Save- und Isonzo-Quellen und des Zusammenstoßes der Länder Krain, Kärnthen und Friaul, sich vereinigen.

Das Land Krain geht zu beiden Seiten der Save bis zu den äußersten Höhen der Gebirgsmauer und bis zur Wasserscheide hinauf. In der Mitte erstreckt sich als Haupt-Rückgrat oder Canal des Landes das Save-Thal hin, und rechts und links ragen, wie Rippen, die Nebenthäler in die Gebirge hinein.

Bei und hinter Laibach ist die schönste und großartigste Gegend von Krain. Das Save-Thal ist hier ganz breit und bequem, wie eine kolossale, flach abgetiefte Schüssel. Es war sehr natürlich, daß hier die Hauptstadt des Landes entstehen mußte. Nur der etwa 2000 Fuß hohe Berg Uraschiza liegt mitten in dieser weiten Schüssel, wie eine Insel. Ist man erst um ihn herum, so zeigt sich von

---

*) Wenigstens in Krain haben diese Kärnthen und Krain scheidenden Alpen jenen Namen.

Neuem die große Thalfläche oder Ebene. In der Mitte dieser Ebene angelangt, hielten wir an, und blickten uns in dem schönen Panorama um. Reiche Aecker und Grasfluren gehen meilenweit bis an den Fuß der ersten Vorberge. Die letzteren bilden sehr scharfgipflige Pyramiden, und auf der Spitze fast jeder dieser Pyramiden liegt eine Capelle oder ein Kirchlein. Es ist eine wahre Leidenschaft der Krainer, ihre Gotteshäuser auf hohen Berggipfeln zu errichten. Jeder Kirchgang bei ihnen ist eine kleine Wallfahrt. Wir sahen hier mehrmals ein Dutzend solcher Kirchen in einem weiten Kreise rings um uns herum auf eine Entfernung von 2 oder 3 Meilen. Die meisten sind sehr alt, und sie spielten zum Theil schon in der frühesten Bekehrungs-Geschichte des Landes eine Rolle. Es ist für jedes fromme Gemüth ein überaus reicher und anziehender Anblick, der sich in der Weise selbst in dem kirchenreichen Krain nicht wieder darbietet. — Hier in Krain ist ein eigenthümlicher Kirchen-Baustyl zu Hause. Namentlich haben die Thürme etwas Besonderes: sie sind alle wie Schachfiguren gedrechselt, und sehr bunt und zierlich geschmückt. Auf den verschiedenen Gesimsen und Abtheilungen der Thürme stehen Sculpturen, die wie Blumentöpfe gestaltet sind, und aus denen Nachahmungen von Palmblättern hervorragen, als wären die Glocken in eine Pflanzen- und Blumen-Pyramide gehängt. In einem dieser Thürme sah ich im Vorüberfahren eine hübsche Scene. Ein alter Glöckner mit weißem Haar stand in der offenen Thür, und zog die Glocken. Zwei reizende Knaben, seine Enkel, waren ihm zur Seite, ihm fleißig helfend. Ein noch kleineres Bürschchen, dem man keinen Glockenstrang gegeben hatte, ahmte den Uebrigen nach, hielt seine Hände hoch in die Luft empor, bückte sich auf und ab, und schien lächelnd für die Ehre Gottes auch ganz eifrig beschäftigt zu sein.

Auf reizenden Wiesenteppichen, die weit und breit mit Zeitlosen besät waren, kamen wir nach Krainburg, der Hauptstadt von Ober-Krain, die an der Save da liegt, wo die beschriebene große Thalebene durch einen vortretenden Berg-Ausläufer eine Zusammenschnürung erleidet. Es ist früher wol ein Hauptort von ganz Krain und die Residenz der Fürsten des Landes gewesen. Wie die Save aus dem obersten Landeswinkel her bergabwärts fließt, so hat sich auch die Geschichte und Entwickelung des Landes von daher abwärts ergossen, und die ganze Provinz, die hier oben ihre Wurzeln hat, ist von dort weiter gegen Südosten hin, an der Save hinab nach dem mehr offenen Croatien zu, gewachsen.

Besonders groß und kräftig ist hier überall der Menschenschlag. Wir wurden davon auf Schritt und Tritt nicht wenig überrascht. Jeder Bauer erschien uns, wie ein Grenadier. Es war Markttag in Krainburg, und wir hatten wol ein Paar Tausend dieser friedlichen Grenadiere beisammen. Ich glaubte nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, und hätte bei diesen Winden, die schon so lange unter deutscher Herrschaft stehen, und die ich mir als ein mehr oder weniger herabgekommenes und gedrücktes Mischvolk vorstellte, so Etwas nicht erwartet. Sie erschienen mir in ihrem Körperbau, wie ein wahrhaft stämmiges Urvolk. Besonders waren die Männer lauter gesunde, tüchtige, starkgebaute Kerle. Wir bemerkten gar keine Krüppel, auch keine häßlichen und entstellten Leute. Selbst von dem entsetzlichen Cretinismus, der in den deutschen, französischen und italienischen Alpen so häufig ist, nahmen wir keine Spur wahr. Ein in Sachen des Cretinismus sehr kundiger Herr aus Oestreich hat mir gesagt, — und nicht blos gesagt, sondern auch durch glaubhafte statistische Daten nachgewiesen, — daß in Steiermark von Grätz

her nach Süden zu der Cretinismus immer mehr abnimmt, je weiter man aus den deutschen Strichen in slavische Gebiete vorrückt. In den nördlichen reindeutschen Gegenden Steiermarks ist unter 100 Bewohnern 1 Cretin, in der Nähe von Grätz unter 200, und im südlichen slavischen Steiermark erst unter 500. — Aber in dem fast ganz slavischen Krain hört der Cretinismus beinahe völlig auf. Sehr merkwürdig und fast ganz schroff soll das Aufhören des Cretinismus längs der großen Gebirgskette, welche Krain und Kärnthen scheidet, sein. Auf der kärnthnischen Bergseite soll es überall in den Thälern Cretins geben. Wo aber Krain beginnt, sind deren gar keine mehr vorhanden.

Die Ober-Krainer, oder, wie sie im Lande selber heißen, die „Gorenzen" (die Bergbewohner) sind aber auch in ganz Krain ihrer Größe wegen berühmt. Die an Croatien gränzenden Unter-Krainer, die „Dolenzen" (Thalleute), sind etwas kleiner, und dasselbe gilt auch von den Croaten. Die südlichen Nachbarn der Croaten aber, die serbischen Dalmatiner, die Morlachen, Montenegriner &c., sind wieder lauter Riesen von Menschen, „gran pezzi di uomini" (große Stücke von Männern), wie mir ein Italiener einmal sagte. Wer Volksracen sehen will, welche denjenigen gleichen, über deren große Leiber die Römer zur Zeit der Völkerwanderung erstaunten, der muß nach Illyrien und Dalmatien reisen. Hier wohnen nicht nur die längsten und schlankesten unter allen Slaven, sondern, ich glaube, selbst unter allen Europäern. Wie jammervoll, daß wir Deutschen uns nicht solche Größe und Kraft bewahrt haben!

Auch sahen wir hier sehr wenig Bettler und zerlumpte Leute. Vielmehr waren alle Männer sehr anständig und solid gekleidet. Sie tragen hier durchweg große Dragoner-Stiefeln, deren Lederschäfte bis weit über die Kniee hin-

ausgehen, — für ein Gebirgsvolk, und noch dazu für ein slavisches, eine wahre Rarität; denn sonst sind statt der hohen Stiefeln, mit denen hier jeder Bauer Parade macht, bei den Slaven fast durchweg nur Sandalen, Strohschuhe und dergleichen zu Hause. Die jungen Männer tragen eine lang herabhängende, bunte und hübsch gewirkte Mütze, welche nicht sowol unserer deutschen Schlafmütze, als vielmehr jenem ziemlich bekannten spanischen Haarnetze gleicht, und die Leute recht gut kleidet. — Die Weiber aus dieser Gegend und überhaupt in ganz Krain machen den meisten Staat mit ihrer „Petscha". Diese ist ein schneeweißes, bei den Wohlhabenden reich mit Spitzen besetztes Tuch, das sie über den Kopf und über die Schultern schlagen. Ich sah Viele, die sich dieß lose Tuch in Form einer Haube sehr geschmackvoll auf dem Kopfe zusammengesteckt hatten. Auch lassen sie die äußern Enden der Spitzen recht hübsch über die Schultern und den Nacken herabfallen. Wenn nicht das vornehmste, so ist es jedenfalls das auffallendste Stück ihrer Toilette. Da sie es immer recht schneeweiß haben, so nimmt sich eine Versammlung solcher in der Petscha halb versteckter und verschleierter Weiber sehr wohlgefällig aus, und in der grünen Landschaft sieht man sie immer schon von Weitem schimmern, wenn sie durch die Wiesen im Sonntagsschmuck zu ihren Berg-Capellen hinaufpilgern. Uebrigens herrscht ein weißes Kopf- und Nackentuch bei allen südwestlichen slavischen Weibern tief nach Ungarn und die Karpathen hinein, allerdings mit vielfachen Variationen und nicht immer „Petscha" genannt.

Man darf sich durch den Namen Krainburg nicht zu der Meinung verleiten lassen, daß diese Stadt etwa als ein deutscher Ort zu betrachten sei. Sie ist durchweg slavisch. In den Familien der Bürger wird blos slavisch gesprochen, und nur die Gebildetsten und Vornehmsten können wol auch

deutsch reden. Nur die große Hauptstadt des Landes ist wesentlich verdeutscht. Alle anderen kleineren Städte sind aber slavisch geblieben. Es ist ganz zum Verwundern, daß seit Karl dem Großen das Deutsche noch so wenig Fortschritte, in neuester Zeit wol sogar wieder Rückschritte gemacht hat. Selbst der Adel des Landes, wenn er auch sonst ganz deutsche Bildung und Conversation angenommen hat, will doch vom Deutschthum jetzt wenig wissen, und theilt größtentheils die slavischen Sympathien. Unsere deutschen Charten von Krain sind sehr verführerisch eingerichtet. Sie haben insbesondere in Ober-Krain fast lauter deutsche Local-Namen, und wenn ein Deutscher sie ansieht, so glaubt er, das ganze Land sei mit deutschen Colonien überstreut. In der Wirklichkeit ist aber Nichts davon vorhanden. So giebt es gleich oberhalb Krainburg an der Save einen Ort „Laufen“, weiterhin einen Ort „Birkendorf“. Weder in dem einen, noch in dem andern befindet sich eine einzige deutschsprechende Seele, und jenes heißt im Lande selbst „Pasavitza“, dieses „Beresia“. So ist es mit hundert Ortschaften. Ich weiß nicht, warum diese Verdeutschung slavischer Ortsnamen, zu der gar keine Veranlassung dagewesen zu sein scheint, üblich geworden ist. Meistens ist das Deutsche eine Uebersetzung oder Nachbildung des Slavischen. Man sagte mir, daß die deutschen Namen überall in Regierungs- und Verwaltungs-Angelegenheiten als die officiellen Geltung hätten.

Es wurde Abend, als wir jenseits Krainburg an der Save hinauffuhren. Die Vesper-Glocken läuteten von allen Höhen herab. Die kleinen krainischen Schachfiguren-Thürme haben alle ein sehr reiches Glocken-Geläute, wie dieß denn überall in slavischen Ländern, die durchweg einen sehr kirchlichen und gottesfürchtigen Charakter besitzen, der Fall ist. Auch schmücken die Leute hier ihre Häuser fleißig und

reichlich mit frommen Malereien. Vielfach sahen wir in den Dörfern die Bildnisse der heiligen drei Könige an den Mauern der Wohnungen, oder ein Auge Gottes, oder ein Portrait der Mutter Maria. Zuweilen stand auf allen Fensterläden ein I. H. S. Aber die schöne deutsche Sitte, die Wohnung mit Kernsprüchen und Bibelversen zu schmücken, ist in diesen slavischen Ländern unbekannt.

In der Nähe von Radmannsdorf beginnt das äußerste Quellen-Gebiet der Save. Es vereinigen sich hier zwei große Thäler oder kolossale Gebirgsspalte. Das eine dieser Thäler streicht in der bisherigen Hauptrichtung des Save-Thales aus Nordwesten nach Südosten herab, und in ihm fließt die sogenannte Wurzener Save herunter. Das andere Thal aber hat von der Südwest-Seite her die Gebirgsmasse durchbrochen, und in ihm bahnt sich die sogenannte Wocheiner Save einen Weg. Da, wo die letztere in das Hauptthal ausmündet, liegt eine Gruppe von ziemlich abgerundeten Anhöhen, die im Verhältniß zu den imposanten Gebirgen umher sehr klein erscheinen. Sie sind ziemlich isolirt von einander, und sehen vom großen Save-Thale etwa wie großartiges Geröll aus, das aus dem kolossalen Wocheiner Spalt herausgeschüttet und vor der Mündung desselben liegen geblieben wäre. Zwischen diesen würfelförmigen Hügeln oder Bergen in der Mitte, ebenfalls an der Mündung jenes Spaltes, liegt ein großes, mit Wasser gefülltes Erdloch, der sogenannte See von Veldes. Und dieses Loch, so wie jene Würfelgruppe, haben nun, weil sie mit lieblicher Vegetation, mit Dörfern, Schlössern und Kirchen geschmückt sind, zu der Entstehung des berühmten oberkrainischen „Paradieses von Veldes“ Veranlassung gegeben. Es ist eine Alpengegend, die bei uns wenig bekannt ist, die aber von Laibach, Görz und Triest aus häufig besucht wird, und die in England auch ein berühmter Naturforscher, Sir Humphrey Davis, der

sich hier eine Zeit lang aufhielt, genannt hat. Es war schon ziemlich dunkel, als wir von der großen Save-Straße seitwärts abbogen, zwischen dem kleinen Hügellabyrinthe von Veldes auf vielfachen Krümmungen endlich den besagten hübschen See fanden, und in einem der an seinem Ufer errichteten, freundlichen Gasthöfe vor Anker gingen.

---

2. Die Landschaft Veldes.

Die deutschen Kaiser haben die Landschaft Veldes, dieß kleine Paradies, den Bischöfen von Brixen in Tyrol geschenkt. Es sollen 14 Quadrat-Meilen Landes sein, und es ist darunter so ziemlich das ganze Thal der Wocheiner Save begriffen. Früher umfaßte es noch viel mehr, nämlich auch die Wurzener Save. — Veldes ist eine der kostbarsten Besitzungen der reichen Bischöfe von Brixen. Sie haben sich auf einem malerisch gestalteten Berge am See ein Schloß gebaut, das seiner Form nach sehr alt sein muß, aber heutiges Tages noch den Mittelpunkt der Verwaltung ihres Veldeser Ländchens bildet. Zuweilen haben auch die Bischöfe dieses ihr entferntes Besitzthum, für das sie immer eine gewisse Souveränetät und Unabhängigkeit von den krainer Fürsten erstrebten, besucht.

Obgleich die Grundbevölkerung auch dieses Ländchens ganz krainisch oder slavisch ist, so haben es doch die Bischöfe immer gern als ein deutsches Land betrachten wollen, meistens deutsche Beamte und zuweilen auch deutsche Colonisten hierher gesandt, und sogar jedem slavischen Dorfe einen deutschen Namen gegeben. Vielleicht sieht man in Folge dessen auf manchen ethnographischen Charten in Deutschland Veldes als ein deutsches Enclave im Slaventhum angegeben. Aber das Deutsche ist doch, wie im üb-

rigen Krain, auch hier vertreten, wenn auch nur ein loser Anflug sich findet. — Aechte Deutsche selbst sind nur als bischöfliche Beamte ganz vereinzelt.

Am andern Morgen bestiegen wir den Schloßberg, wo man uns die alten Schenkungsurkunden der deutschen Kaiser zeigte. Welcher Deutsche suchte in den jetzigen betrübten Zeiten nicht überall begierig die Spuren, Handschriften und Monumente dieser seiner alten, geliebten Kaiser auf? Die erste und älteste Urkunde, die von Heinrich II. ausgestellt ist, hat man hier nicht. Sie wurde früher bei den Bischöfen in Brixen selbst aufbewahrt. Von da ist sie im Anfange dieses Jahrhunderts von den Baiern nach München gebracht worden und daselbst geblieben. Die Bischöfe forderten sie bisher vergebens zurück. Die ältesten Urkunden, welche wir hier fanden, war von d. h. von Henricus Tertius. Was für eine wunderliche, steife, alte Kalligraphie in dieser Chiffre, in der übrigens Jeder, der genau nachsuchen will, alles Buchstabenmaterial für „Henricus III." finden kann! Der Kaiser sagt darin, er schenke dem Bischofe von Brixen das Land Veldes, „ut auctoritas eius stabilis et inconvulsa per cuncta spatia temporum permaneat" (daß seine Herrschaft fest und unbeweglich durch alle Zeiträume hindurch dauern und bleiben möge!) „Per cuncta spatia temporum permaneat!" welch prachtvoller Ausdruck! Freilich hat er nun auch schon beinahe ein ganzes Jahrtausend hindurch sich bewährt. — Doch ist wol weniger die nachhaltige Macht des deutschen Kaiserworts, als die feste und unnachgiebige Hand der katholischen Kirchenherren Schuld daran. Uebrigens befinden sich die Leute hier unter dem Krummstabe, wie es scheint, nicht minder wohl und behaglich, als anderswo. — Die Gegend, die Fluren, die Dörfer haben das freundliche

und wohlhäbige Ansehen, das man bei Klöstern und Bischofssitzen zu finden pflegt.

In dem See liegt eine allerliebste kleine Insel, zu der wir hinüberschifften. Deutsch heißt sie: „die Insel Werth“, slavisch „na jesero“ (im See). Sie ist ein mit großen Bäumen hübsch besetzter Hügel mitten im Wasser, auf dessen Höhe eine Kirche, ein Pfarrhaus und einige andere Gebäude liegen. Eine breite Treppe führt von dem Wasserspiegel zur Kirche hinauf, zu der am „kleinen Marientage“ Tausende von frommen Pilgern heranschiffen. Die Kirche ist der Mutter Gottes gewidmet, wie diese denn überhaupt bei allen Winden oder Slovenzen in Krain, Steiermark und Kärnthen besonders hoch verehrt wird; nicht in dem Grade bei den benachbarten Croaten. Wir fanden ihr Bildniß in der Kirche auf einer Fahne gemalt. Ihr Gewand war blau, ihr Unterkleid weiß. Auch der lange Fahnenstock war blau und weiß gestreift. Man sagte mir, dieß seien die slavischen Farben Krains. Vor 1848 sei die Fahne roth und weiß gewesen, was bekanntlich die östreichischen Farben sind. Hört! hört!

Zu Seiten des Altares der hiesigen Maria stehen ein Paar kolossale Wachskerzen, wie Säulen. Sie können gewiß ein Paar Jahre lang brennen. Die Wallfahrer haben ein besonderes, abergläubisches Vertrauen auf die Kraft in dem Wachse dieser Kerzen, und sie pflegen, wenn sie können, Etwas mit den Nägeln abzukratzen, oder mit den Zähnen abzubeißen, und — wenn auch nur ein kleines Kügelchen davon — nach Hause zu tragen. Die Kerzen sahen daher wie alte Bäume aus, in die das Eis Löcher und Höhlungen eingeschnitten hat. Man hat sie zwar jetzt mit einem eisernen Gitter umgeben; allein auch durch dieses finden die langen Finger der Leute ihren Weg.

Eins der Hauptstücke dieser Kirche ist aber die sogenannte „Wunschglocke“. Dieß ist eine kleine, oben im Thurme

hängende Glocke, deren Zugleine mitten in das Kirchenschiff herabhängt. Auch dem Lauten mit dieser Glocke schreiben die Wallfahrer eine besondere Kraft zu. Wer sie fleißig erschallen läßt, und, während die Klänge über den See, in die Berge und über sie hinweg zum Himmel hinauf verhallen, einen innigen Herzenswunsch hegt, und ein Gebet thut, dem wird seine Bitte vom Himmel alsbald erfüllt. Auch sonst für allerlei körperliches Leiden ist das Lauten mit dieser Glocke gut, und je nachdem sie Kopf- oder Hand- oder Fuß- oder Zahnweh haben, fassen sie die Zugleine mit den Zähnen oder mit der Hand an, oder binden sie sich um den Fuß, um den Kopf, oder um den Rücken, und arbeiten dann auf diese zuweilen sehr unbequeme Weise eine Zeit lang an dem Strange. Dieser Strang hängt immer bereit, und Jeder, der da kommt, kann an der Wunschglocke ziehen. Man hört sie oft genug über den See erschallen; denn an Wünschen und Leiden fehlt es der Menschheit auch hier in dem glücklichen Veldes nicht. Mich wundert, daß diese gefällige und poetische Art des Aberglaubens nicht häufiger in der Welt vorkommt.

Weil das „Kirchlein auf der Insula Werth“ von alten Zeiten her berühmt war und vielfach besucht wurde, so haben sich hier wol manche Kirchenschätze angesammelt, nach denen die Franzosen nicht übel Lust hatten, als sie einst Illyrien besetzt hielten. Diese Schätze sollten mit Gewalt entführt werden. Das Volk aber bekam davon Kunde. Die Männer der Umgegend nahmen die Nachricht zwar gleichgültig auf; nicht so aber die Weiber. Als die französische Entführungs-Commission ankam, entstand unter ihnen eine Verschwörung und ein Aufruhr. Sie bewaffneten sich, nahmen alle Schiffchen des Sees zusammen, und fuhren nach der Insel hinüber, um ihre Maria in ihrem Rechte zu schützen. Die französischen Herren fanden nicht ein einziges Schiffchen zur

Hand. Sie hatten nicht gleich genug bewaffnete Macht in Bereitschaft, um den Widerstand der Weiber zu brechen, und da jene Eroberer bald darauf glücklicher Weise das ganze Land räumen mußten, so blieb die Sache auch später unbestraft, und die Weiber von Veldes, unter denen übrigens auch manche verkleidete Männer gewesen sein sollen, triumphirten.

Auch hier in der Nähe von Veldes giebt es wieder eine jener eigenthümlichen kleinen Berg-Gipfel-Capellen, die, wie ich sagte, in Krain so häufig sind. Sie heißt St. Peter, und liegt auf der andern Seite des Save-Thales auf einem von den Vorbergen der kärnthner Alpen. Es hatte uns so oft zu diesen Berg-Capellen hinaufgezogen, und wir machten daher jetzt den etwa dreistündigen Spaziergang nach St. Peter hinauf. Unterwegs begegnete uns eine Menge frommer slovenzischer Bauern, tüchtiger Männer und weißschimmernder Weiber. Sie kamen, wie sie uns sagten, von St. Lucien, was auch wieder so eine Berg- und Wallfahrts-Capelle sein mag. „Sie wären daher na Boshia*) poti" (auf dem Gotteswege) gewesen. „Boshia poti" (Gottesweg) nennen sie hier zu Lande eine Wallfahrt.

Am Fuße des besagten kleinen Capellen-Berges zu St. Peter liegt das Dorf Figaun; nicht weit davon sind mehrere Ruinen alter Burgen, und daneben in der Ebene erhebt sich ein altes, noch jetzt bewohntes Schloß. Es geht hier ein Thaleinschnitt und ein Straßenzug aus Ober-Krain durch nach Neumarktl und von da hinauf zu dem ganz nahen und berühmten Paß Loibl, der bekanntlich eine der Haupt-Verbindungs-Passagen zwischen Kärnthen und Krain ist, und es von jeher war. Die genannten Schlösser, Dörfer und Capellen erscheinen daher

*) Sprich in diesem Worte das „sh" wie das französische „j".

hier wol mit Bezug auf jene so viel bewanderte Passage so zusammengedrängt. Das eine der in Trümmern liegenden Schlösser, „Katzenstein,“ ist das Stammschloß der in der Geschichte Krains und auch Deutschlands berühmten Familie der „Katzianer“, die für Krain beinahe dieselbe Bedeutung hatten, wie die „Rosenberge“ für Böhmen. Jetzt liegen die Herrlichkeiten und die Schlösser dieser großen Herren ganz in Trümmern, und diese Trümmer sind nicht einmal malerisch. Am interessantesten erscheint noch das in der Ebene liegende Herrschaftsschloß, das blos den Namen „Stein“ hat. Seine dickeichenen Hofpforten waren mit Bärenpfoten und Wolfsschnauzen auf krainische Weise geschmückt, und die großen inneren Räume des vierschrötigen Gebäudes erweckten in uns manche interessante Erinnerung an die Vorzeit. Auf dem Vorhofe steht eine große alte Linde, ein Baum, der bekanntlich bei den Slaven, gewissermaßen als ein heiliger oder nationaler Baum, eine Rolle spielt. Man denke nur an die vielen alten Linden in den von Slaven gestifteten Orten Sachsens und Preußens, an unsere von den Slaven benannte Stadt Leipzig (Lindenstadt), an die allbekannte Zeitschrift in Prag: „Slovenska Lipa“ (die slavische Linde) ꝛc. — Unter jener Linde im Hofe von Stein war ehemals, wie bei allen anderen slavischen Dorf-Linden, der Versammlungs-Platz der Gemeinde. Seit sehr langen Zeiten hatten die Einwohner von Figaun sich nicht unter ihrer Linde versammelt. Aber in den letzten Jahren der Aufregung war diese uralte Sitte auf einmal wieder aufgelebt, und es hatten jetzt wieder mehrere Volksversammlungen „po lipa“ (bei der Linde) Statt gefunden. Auch ihre noch kürzlich vorgenommenen Gemeinde-Wahlen hatten sie „unter der Linde“ ausgeführt.

Wir fanden jetzt eben die slavische Gemeinde nicht unter der Linde, wol aber in der Kirche versammelt, — für

einen Menschenfreund ein sehr erfreulicher Anblick. Die Männer lauter so starke, wohlgekleidete, gesunde Cumpane, wie ich sie oben beschrieb; die Weiber mit ihren Petschen, wie eine Schaar ganz gleichmäßig uniformirter, frommer Nonnen.

Mit der deutschen Sprache steht es auch in diesem Winkel von Krain nicht sehr brillant. Der Schulmeister sagte mir, der Ort hätte über 1000 Einwohner, und darunter wären nur 8 Kinder, die sich freiwillig zum Deutschlernen gemeldet hätten. Und dazu sprach der gute Lehrer, der ein geborner Slave war, selbst ein Deutsch, das zu verstehen ich die größte Mühe hatte. Sonst lernen sie hier in der Umgegend des kärnthnischen Passes Loibl noch ziemlich viel Deutsch. In dem krainischen Städtchen Neumarktl, das gerade am Fuße des Passes liegt, schicken sie ihre Kinder fleißig nach Kärnthen hinüber, um dort Deutsch zu lernen. Und in Neumarktl, so sagten mir ein Paar Slovomanen, gäbe es sogar eine Partei „Deutschthümler", die sich damit lächerlich machten, daß sie Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland" und dergleichen sängen. Ich werde unten zeigen, daß auch bei anderen Pässen zwischen Kärnthen und Krain sich etwas deutsches Element von dorther hier hereingedrängt hat.

Wie sich denn die Extreme überall berühren, so liegt auch ganz in der Nähe des „deutschthümelnden" Neumarktl jenes von mir bereits erwähnte, ganz slavisch gesinnte Krainburg, welches unter allen 12 Wahlbezirken, in die Krain zur Zeit der Frankfurter Parlamentswahlen getheilt wurde, der einzige war, der nicht nach Frankfurt wählte, und statt eines Deputirten einen eifrigen, in antideutschem Sinne abgefaßten Protest ins Rheinland schickte.

Seitdem aber die Frankfurter Bestrebungen so gänzlich mißglückt sind, hat das Deutschthum hier in Krain eine große Niederlage erlitten. Ueberhaupt haben schon seit

längerer Zeit viele Ereignisse dazu beigetragen, das deutsche Element in diesem Lande zu schwächen, so z. B. auch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts die Franzosenzeit. Unter französischer Herrschaft wanderten manche Familien von deutscher Gesinnung und Abstammung aus Krain aus, während die Slaven, die mit den Franzosen zufriedner waren, und ihre Herrschaft noch heutiges Tages loben, blieben. Der Verfall eines nationalen Einflusses kommt immer nur allmählig und stufenweise.

Gegen Abend kam ich endlich auf die Höhe von St. Peter hinauf. Ich fand ein sehr altes, im gothischen Style gebautes Kirchlein auf grünbegrastem Bergesscheitel. Der „Meschner" (so nennen sie auch im Slavischen unsere deutschen „Meßner" oder „Glöckner") hatte sein Häuschen und Gärtchen am Abhange der Bergspitze. Nur einmal im Jahre, am St. Peters-Tage, findet hier oben Gottesdienst und ein Zuströmen der frommen Ober-Krainer „auf dem Gotteswege" Statt. Aber die Meßner wohnen das ganze Jahr hindurch neben ihren Capellen, und bebauen das wenige Erdreich umher, um ihren Unterhalt zu gewinnen. Es bot sich von dieser hohen Vorstufe der Alpen eine herrliche Aussicht über das Land Krain hin dar: nach Nordwesten bis zur Save-Quelle hinauf durch ganz Ober-Krain, nach Südosten über Laibach hinweg zu den Hügelreihen von Unter-Krain abwärts. Uns gegenüber lagen die Gipfel und die Alles überragenden Massen des „Dreikopfs" oder „Terglou."

Einen der uns benachbarten Bergköpfe nannten die slavischen Bewohner „Pletsche" (Schulter), für einen solchen Erd- und Steinknorren eine sehr bezeichnende Benennung die mir bei den Slaven häufig vorgekommen ist, bei den Deutschen aber — obgleich sie sich so natürlich darzubieten scheint — nicht.

Einen andern Berg der Nachbarschaft nannten sie mir „Baba Sobi“ (Altweiberzahn). Ebenso ist der Name des Terglou slavisch, nämlich eigentlich „Triglav“, d. h. Dreikopf. Auch dieser Name erscheint mehrere Male in slavischen Ländern, so z. B. einmal in Dalmatien. Es wäre vielfach interessant, alle slavischen Benennungsweisen der Gebirge und Gebirgsformen mit den bei den Deutschen dafür üblichen Ausdrücken zu vergleichen. Ich sammelte mir hier zu Lande noch einige: „Planina“ ist ein sehr allgemeiner slavischer Ausdruck für „Alpen“, sowol für „Alpen-Gebirge“, als für „Alpenwiese“. — Was die deutsch-östreichischen Alpenbewohner „eine Schneid“ nennen, heißt bei den Slowenen „Rob“ oder „Rof“; was „Büchel“ bei jenen genannt wird, heißt bei diesen „Grib*)“. Eine „Lawine“ nennen die hiesigen Slaven: „Blas“ (von „plasit“ = „abrutschen“). Manche ihrer Berg-Ausdrücke scheinen sie von den Deutschen angenommen zu haben, z. B. „Grapa“ = „Gräben“ (Bergrillen oder Felseinschnitte, enge Thäler); eben so „Rishe“ = „Riesen“ (Geröllfurchen), — wie denn das hiesige Slavische durchweg mit dem Deutschen außerordentlich gemischt ist. „Bog lone!“ (Gottes Lohn!) sagte halb slavisch, halb deutsch mein Meßner, als ich ihm guten Abend wünschte. „Schrange“ (Schranken) nennen sie die Geländer am Wege.

Fast Alles, was mit der Zeit und der Uhr zusammenhängt, bezeichnen sie mit deutschen Worten. So die „Zeit“ selbst, z. B. „Sa kui Zeit?“ („In wie viel Zeit?“). „Tri virtelze ure“ (drei Viertel-Stunden). Das Beimischen und Slavisiren deutscher Worte ist bei diesen Winden so

*) Wol mit dem slavischen „Greben“ = „Felsen“ zusammenhängend.

häufig, daß man dem Fremden sogar den Rath giebt, wenn er einen slavischen Ausdruck nicht weiß, nur ohne Weiteres den deutschen zu nehmen und ihn mit einer slavischen Anhängesylbe zu gebrauchen; die Winden würden es dann schon verstehen. Weißt du z. B. nicht, wie „das Schiff steuern“ heißt, so sage nur: „Skipa stirati“, oder ein „wenig Wein trinken“ „malo vino trinkati.“ „Unterhaltirowatj“ heißt sich unterhalten, „Rictowatj“ „herrichten.“ Ein Slovene, den ich nach Etwas fragte, antwortete mir: „nitsch manung es po tom“ (nichts Meinung ist darum), das sollte heißen: „Ich habe keine Meinung darüber.“

Natürlich muß diese Sprachmengerei den slavischen Puristen ein Gräuel sein. Sie verfolgen auch überall die eingeschlichenen deutschen Worte, und wollen durchaus statt „Tischtuk“ (Tischtuch) das ächt slavische Wort „Tert,“ statt Andlak (Handtuch) „Obrisalka“ rc. gebraucht wissen. Doch gehen sie in ihrem jugendlichen Reinigungs-Eifer manchmal zu weit, und verfolgen nicht blos deutsche Worte, sondern auch solche, über deren allgemeine Annahme sich schon alle europäische Völker beruhigt haben. Sie werden z. B. bitterböse, wenn man im Slavischen von „Cigarren“ und nicht von „Savitka“ spricht, welches sie für jenes allgemeine Weltwort erfunden haben.

---

3. In die Wochein und zur Save-Quelle.

Von Veldes also, wie gesagt, aufwärts zu den gewaltigen Höhenrücken, von denen der Terglou einer der vornehmsten Knorren ist, liegt die sogenannte Wochein, ein vier Stunden langer und hier und da eine halbe Stunde breiter Gebirgsspalt, den die Slaven „O Bochinja“ (in der Bochinja) nennen. Ich weiß nicht, was diese

Benennung bedeutet; doch theilt das Thal seinen Namen mit einem hohen Berggipfel, an dessen Fuße es beginnt, und der „Vochu“ (oder Bochu)*) heißt. Auch giebt es bekanntlich an den Karpathen einen gleichen oder ähnlichen Namen, den berühmten Salzort „Bochnia“.

Das Thal der Wochein, von der Wocheiner Save durchströmt, bietet dem Naturforscher, wie dem Alterthumsfreunde und dem Maler viele interessante Dinge dar. Für jenen sind insbesondere einige, in neuester Zeit erst untersuchte, große Höhlen merkwürdig; für den Antiquar einige Spuren von dem Aufenthalte der Römer. Der Maler aber wird um so mehr befriedigt, je tiefer er in den Hintergrund des Thales hineindringt.

Mit Veldes ist das Thal eigentlich erst in neuerer Zeit in recht innige Verbindung gesetzt, da man längs der Save einen fahrbaren Weg durch die Felsen gesprengt hat. In den ältesten Zeiten konnte man fast eben so bequem oder unbequem mit Saumthieren über die Gebirge nach der italienischen Seite ins Isonzo-Thal hinab verkehren, wie nach der krainischen Seite zu, wohin man, da der enge Weg längs der Save nicht gangbar war, eben auch nur über das Gebirge hinüber mit Saumthieren gelangen konnte.

Wir fuhren durch eine Reihe von Dörfern, die längs der Save in einzelnen Weitungen oder Becken des Thales erbaut sind, und durch eine Kette sehr schöner Gebirgs- und Felsen-Scenen, die man hier, wie freilich auch in anderen Alpen-Gegenden, findet. Hinten wird das Thal wieder weiter; es hat mehr Wiesen und Fluren, und hier liegt der Hauptort Feistritz.

Es ist ein slavischer Name; rein slavisch: „Bistritz.“ Aber es ist gewiß, daß in alter Zeit schon die Italiener

*) Die Leute sprechen hier bald „w“, bald „b“.

(die Römer), vermuthlich vom Isonzo-Thale aus über den Gebirgspaß kommend, sich hier eingenistet hatten. Sie wurden durch die Eisen-Ausbeute der Umgegend dahin gelockt. Auf dem ganzen Kalkhochplateau, das die Wocheiner Thalkluft durchschneidet, findet man Eisen-Bohnerz, sogar ziemlich in der Nähe der Oberfläche des Bodens, verstreut. „Es ist in Kugeln, Knauern und Körnern als derbes und reines Eisenoxydhydrat ausgeschieden, und kann leicht von dem mit vorkommenden Lehme und zerbröckelten Kalke getrennt werden, daher es auch leicht zu verschmelzen ist.“

Dieß Bohnerz haben die Römer schon gesammelt und in einem von ihnen angelegten Eisenwerke, von dem man noch heutiges Tages deutliche Spuren findet*) verschmolzen. Man gewahrt hier sowol noch römische Mauerwerke, als auch alte Eisenschlacken, so wie Reste von Instrumenten und Ofentheilen.

In einer Kirche bei Feistritz sind einige höchst merkwürdige Steinfiguren eingemauert. Mehrere derselben rühren vermuthlich aus der ältesten christlichen Zeit her. Ein sehr eigenthümlicher Kopf aber, der nahe unter dem Dache der Kirche eingemauert ist, scheint nach den Zügen seiner Physiognomie weder römisch, noch altchristlich zu sein. Wenn er Letzteres wäre, so müßte er, wie es mir schien, wol byzantinisch sein. Vielleicht ist er aber sogar noch vorbyzantinisch und vorrömisch, und stammt aus der celtischen Zeit, in welcher hier das Eisenerz auch längst ausgebeutet werden mochte. Ich zeichnete ihn ab, und will hier eine kurze Beschreibung von ihm geben, die vielleicht die Aufmerksamkeit eines Alterthumforschers verdient. Der Um-

---

*) Ueber dieses römische Eisenwerk bei Feistritz in der Wochein hat der Geolog Herr v. Morlot in den Jahrbüchern der k. k. geologischen Reichsanstalt (I. Jahrgang Nr. 2) einen sehr interessanten Bericht gegeben.

riß des Kopfs und Gesichts ist vollkommen oval, wie ein Hühnerei; das Kinn eben so breit, wie die Stirn; diese ganz kurz, die Augen lang und groß, die Nase winzig klein und aufgestülpt. Der Mund darunter ist nur durch eine kleine, wenig einschneidende Linie angedeutet. Das Kinn nimmt das halbe Gesicht weg, und ist unten von einem kurzen Barte umkräuselt. Die Kopfhaare fallen gescheitelt zu beiden Seiten der Wangen in gekräuselten Massen herunter, die an Dicke immer zunehmen und mit einer breiten Quaste kurz abgeschnitten endigen, ähnlich, wie bei den russischen Bauern.

Bis auf die neuesten Tage herab wird in diesem Gebirgswinkel Eisen gewonnen. Die Berge rings umher werden von den Bergleuten in mehreren kleinen Grubenbauen ausgebeutet, und das Gewonnene in dem großen Eisenwerke von Feistritz, das einem Baron von Zois gehört, verschmolzen und auch weiter verarbeitet. Ich besah mir dieses Eisenwerk, und es war mir merkwürdig genug, daß ich unter den in seinem Betriebe eingeführten Kunstausdrücken viele italienische fand. Die italienische und die deutsche Sprache schienen hier fast zu gleichen Theilen gemischt. Ob dieß noch eine uralte Tradition und Erbschaft von den Römer-Zeiten her sein mag?

Vieles von ihrem Eisen geht nach Italien hinüber, und dafür haben sie denn natürlich ganz „wälsche Correspondenz“ und lauter italienische Ausdrücke. Aber auch an Ort und Stelle unter den slavischen und deutschen Arbeitern und Werkleuten sind viele italienische Ausdrücke in alltäglichem Gebrauche. So z. B. nennen sie hier die Eisen-Luppen: „Cotte,“ — Zaineisen: „Vercella“, — kleine Nägel: „Canali“, — mittlere Nägel: „terni“, — größere Nägel: „cecenni“, — die größten Nägel: „tratti“. Das Metall, welches zu Hufeisen für die Pferde

bestimmt ist, heißt: „riga cavallo". Gewisse viereckige Gitterstäbe heißen: „quadretti". — Andere Gattungen von Eisenproducten werden „tonto", „tontini", „tontinelli" genannt. Alle kurze Eisenwaaren nennt man „Brescianer Waare". Nur beim Stahl, bei der Stahlbereitung und der Stahlversendung, so sagte man mir, sei Alles deutsch, und Nichts italienisch. Es ist möglich, daß der Verkehr mit dem so nahen Italien dieß Alles hervorgebracht hat. Die Italiener mögen auch nach den Römern wiederholt diesen Eisenfundort in Besitz genommen haben; so wie die Venetianer einmal das am Rande derselben Gebirgskette liegende Quecksilberbergwerk Idria vorübergehend sich zueigneten. Auch mögen viele italienische Arbeiter herübergekommen sein. Der vorletzte Besitzer des Bergwerks war selbst ein Italiener, Namens Locatelli.

Man steht hier im Hintergrunde der Wochein so ziemlich am Ende des großen Gebiets der Eisenproduction und Eisenverarbeitung, die sich durch die ganzen norischen Alpen, durch die Länder Krain, Kärnthen und Steiermark bis nach Niederöstreich, bis in die Nähe der Donau, so weit die Gehölze des Wiener Waldes reichen, hinzieht, dann aber weiter nach Süden hin am Isonzo und an der Gränze Italiens aufhört. — Es ist ein uraltes Eisen-Industrie-Gebiet, dessen eisengebende Quellen überall in celtischer oder römischer Zeit ihren Anfang genommen haben, und das ohne Zweifel unsere eisenbedürftige Zeit noch einer größeren Zukunft entgegenführen wird, wenn die östreichischen Eisenproducenten erst einmal ihre alten Methoden reformirt und sich in eine muthige Concurrenz mit den Eisenproducenten anderer Länder eingelassen haben werden.

Von Feistritz ist noch eine gute Stunde bis zu dem einsamen Hochgebirgssee, der den hintersten Theil des

Wocheiner Spaltes ausfüllt. Wir setzten uns hier in einen ziemlich gebrechlichen Nachen, der uns in anderthalb Stunden zu der entgegengesetzten Spitze des Sees brachte. Diese ganze Partie der Wochein ist ohne Dörfer und menschliche Wohnungen. Eine ganz vereinsamte, kleine Kirche oder Capelle liegt am Ufer dieses melancholischen Sees, das Gotteshaus zum heiligen Geist („Swät Duch" im Slavischen). Auch die Capellen zum heiligen Johannes und zum heiligen Märtin liegen ganz in der Nähe. Es ist ein blos von Kirchen und kolossalen Berggipfeln umgebener Wasserspiegel.

Im innersten Hintergrunde des Sees kommt die Krone der ganzen Wochein, ein wundervoll großartiges und gewaltiges Berg-Amphitheater, das sich in einem weiten Halbkreise amphitheatralisch um das See-Ende herumschlingt. Zwischen dem See und den Wänden dieses Amphitheaters bleibt aber noch ein erst flacher und dann allmählig ansteigender Boden, der mit Wäldern, Alpenwiesen und einer Menge von Sennhütten angefüllt ist. Auf allen Seiten sind von den Gebirgen große Steinblöcke in die Wälder und auf die Wiesen herabgefallen, und zwischen durch weiden die zahlreichen Herden der Dorfbewohner der Wochein.

„Kotsche" nennen die hiesigen Slaven eine Sennhütte. Ich war begierig, eine solche slavische Sennhütte zu sehen, da ich mir die poetische Alpenwirthschaft bisher als blos von deutschen und französischen Sennern betrieben denken konnte. Indeß die hiesigen Slaven haben eben so gut ihre Hirten- und Alpenlieder, wie die Deutschen. Auch „jodeln" und „jauchzen" sie. Doch muß dieß Letztere wol von den Deutschen auf sie übertragen worden sein; denn sie nannten es mit einem slavisirten deutschen Worte „jukati" (juchzen). — Die „Kotschen", die wir besuchten, waren überraschend nett

und reinlich eingerichtet. Ich weiß aber nicht, ob ich sie als eine Norm für die hiesigen slavischen Sennhütten betrachten kann. Auch die Mädchen, welche wir in diesen Sennhütten fanden, waren viel sauberer und ordentlicher, als die, welche ich in steirischen Sennereien gesehen hatte. Doch, wie gesagt, es mochte ein Zufall sein. Das ganze Sennen- und Sennhütten-Wesen in den gesammten Alpenländern, die ich kenne, ist einer sehr radicalen Reform bedürftig.

Die Slaven nennen diesen Halbkessel am Ende des Wocheiner Sees „Ukanza" (d. h. „Am Ende"), — ein sehr bezeichnender Name; denn man glaubt hier in der That am Ende der Welt zu sein. Die Wände, welche die Ukanza umstehen, sind die kolossalen Sockel oder Piedestale des Terglou und Wochu, deren Spitzen wir vom See aus häufig bemerkt hatten. Mitten aus einer Kluft oder Höhle dieser Wände springt die Save mit einer schönen Cascade in jene Ukanza hervor. Wir hatten etwa noch eine Stunde Wegs über Wiesen und durch Wälder bis zu jener Quelle hinaufzugehen. Zuletzt erhebt man sich auf Treppen und am Ende auf hölzernen Leitern, um eine Felsenterrasse zu erreichen, auf der man bequem bis in die großartige Nische hineingehen kann, welche die Save-Quelle mit Schaum und Gebrause erfüllt.

Diese Wocheiner Save — Savitza (kleine Save) nennen die Leute sie auch bis zum See — bildet sich so: Oben auf der Höhe des Gebirges, noch einige Tausend Fuß über dem Standpunkte, den wir jetzt einnahmen, ist ein rauhes Plateau, welches den größten Theil des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist. Dieses Plateau hat etwa 6 oder 7 ausgetiefte Becken oder Bassins, die sich zur Zeit der Schneeschmelze mit Wasser füllen und eben so viele Hochalpen-Seen bilden. Aus dem einen dieser Seen in den

anderen ergießen sich wilde Schneegewässer und bilden eine Art Hochalpenfluß, der aber keinen Namen hat. Dieser namenlose Fluß verliert sich in einer Höhle oder einem Bergspalte, tritt aus demselben etwas oberhalb der Stelle, an der wir eben waren, als Sau-Quelle wieder hervor, und stürzt, kaum geboren, sofort in wildem Falle an der Wand in die kolossale Nische herunter, die wir betraten. Der Punkt, wo die Save aus der Höhle herabfällt, mochte noch etwa 100 Fuß über der Felsenterrasse sein, die wir erstiegen hatten. Die Cascade, die er bildet, ist bei großer Wasserfülle, wie wir sie jetzt trafen, äußerst malerisch. Wundervoll ist auch die Aussicht aus der Felsennische hinaus, die man gewinnt, wenn man dem Wasserfalle den Rücken zukehrt, und aus dem gewaltigen Thore auf den weißen Strom hinausschaut, der noch weiter unten manche Saltomortales zu bestehen hat, und wenn man auf die schönen Alpenwiesen und Sennhütten der Ukanza unten, sowie auf den einsamen See in der Ferne blickt. Man glaubt hier gleichsam so recht mitten in der steinernen Wiege des Flusses zu sitzen, und seinen beinahe hundert Meilen langen Lauf im Geiste vor sich zu haben. Selbst in den Alpen giebt es recht viele Punkte, die für einen phantasievollen und nachdenkenden Reisenden in hohem Grade des Anblicks würdig sind, und deren Besuch mannigfache Befriedigung gewährt. Man findet daher auch hier, sowie überall, wo es etwas wahrhaft Erhabenes und Nützliches in den östreichischen Alpen giebt, die Spuren und das Andenken jenes alles Schöne und Nützliche fördernden Kaisersohnes, unseres deutschen Erzherzogs und Reichsverwesers Johann, der diese Save-Quelle einst besuchte, und dem hier in der Nähe der Cascade auf der Felsenterrasse ein marmornes Monument errichtet ist.

Weil im Winter oben auf dem Hochplateau alle Flüssig-

keit in Schnee und Eis verwandelt ist, so empfängt dann die Save-Quelle gar keinen Zufluß. Schon im Spätherbst mit dem Falle des Laubes wird die Cascade sehr schwach und dünn. Im tiefen Winter hängen aus ihrer Höhle und von den Felswänden statt des Wasserschleiers dicke Eiszapfen herab. Auch gefriert es wol in der Höhle selbst, und ihr ganzer Gang verstopft sich mit Eis. Im Frühling aber, wenn der „Jug“ oder „Jich“ — so nennen sie hier den Scirocco oder Föhn*) — Alles belebend und lösend oben hereinbricht, dann bilden sich auf dem Hochplateau große Wasserüberschwemmungen; jene sechs Seen werden voll, drängen überfließend gegen die noch mit Eis gefüllte Höhle, und machen hier durchbrechend endlich reine Bahn. Obwol die Ausräumung der Höhle im Ganzen durch allmähliges Wegschmelzen des Eises geschieht, so scheint es doch nach den Schilderungen, welche die Leute uns von diesem Ereigniß machten, daß die Sache zuletzt mit einer gewissen Plötzlichkeit durchgeführt wird. Sie sagten, beim Durchbruch der Save-Quelle durch ihre Höhle entstände urplötzlich ein solches Rauschen, Donnern und Lärmen, daß man es noch jenseits des Sees im Dorfe Althammer über zwei Stunden weit ganz deutlich, wie einen Lawinensturz, vernehmen könne. Das Wasser kommt in einer dicken Masse hervor, und sprudelt, wie eine kolossale Fontaine, von unten herauf. Später, wenn die Gewässer nicht mehr so gewaltig nachdrängen, hört diese Fontaine auf, und es fließt dann glatt aus der Höhle hinaus, wie aus einem halb geleerten Gefäße. — Es ist hinlänglich bekannt, daß bei allen Höhlen-Wassern der julischen Alpen ähnliche Erscheinungen Statt finden. Mit eben solcher Plötzlichkeit, mit solchem fontainenartigen Aufspringen und solchem Donnern und

*) „Jug“ heißt überhaupt im Slavischen der Südwind.

Brüllen kommen z. B. auch die Gewässer am Zirknitzer See aus den diesen See umgebenden Höhlen, denen daher auch, wie ich weiter unten zeigen werde, die benachbarten Bauern Namen, wie „die große Trommlerin“, „das Donnerloch“ u. s. w., gegeben haben.

Nur beim Eintritte des „Jug“ findet das plötzliche Hervorbrechen der Save Statt; „s'gorenzam“ (mit dem oberen Winde) nie. So lange der „Gorenze“ (der obere Wind) oder die „Buria“ — so nennen die Slaven hier auch wol die Bora oder den Boreas — andauert, bleibt auch die Save-Quelle, wie sie war. Meistens — so erzählten uns unsere Leute, die immer alle, wie aus einem Munde, sprachen, — wiederhole sich das plötzliche Anschwellen und Losbrechen der Save noch zwei Mal, einmal vor dem Blätterfall und dann noch einmal um St. Georgen. Nach St. Georgen käme es dann nicht wieder, und liefe nun mit minder starkem Wechsel ruhiger fort. Die Fischer und Hirten am Wocheiner See sind bisher leider nur die einzigen Beobachter der merkwürdigen Vorgänge an der Save-Quelle gewesen.

Wir stiegen nun von der Wand, in der unsere Save-Urne steckte, wieder herunter, durchwanderten noch einmal mit großer Genugthuung die wundervolle Ukanza, und schifften im Angesichte des Terglou über den See, indeß uns unsere Begleiter manches Interessante von ihren Jagden und von den bei den hiesigen Slaven üblichen Gebräuchen mittheilten. Der Bär scheint hier am Terglou noch ziemlich häufig zu sein. Man erzählte uns von einem alten Bärenschützen, Namens Juroz, der bereits nicht weniger, als 11 Bären, erlegt habe. Der Muth dieser windischen Bärenjäger ist oft so groß, wie ihre Naivetät. Der alte Juroz traf einmal gegen Ostern einen Bär in seinem Lager. „Heh! Bruder,“ rief er ihn an, „hier bringe ich dir deine

Ostereier" („Pirche ssem te pernessu!"), und sandte ihm dann zwei Kugeln aus seiner doppelläufigen Flinte zu.

Obwol die hiesigen Slaven Katholiken sind, so scheinen sich bei ihnen mit den Ostereiern doch ganz dieselben Sitten und Gebräuche zu verbinden, wie bei den griechischen Russen und anderen Slaven. Sie beschenken sich hier auf ganz ähnliche Weise mit Ostereiern, die sie „pirche" nennen, wie in Rußland. Auch haben die hiesigen jungen Burschen ganz dasselbe leidenschaftlich betriebene Spiel des Schlagens mit den Ostereiern, wie die Russen. Sie nennen dieß Spiel hier: „pirche tucseti" (sprich: tutscheti), d. h. Ostereierklopfen. — Die kolossale Gleichförmigkeit des Charakters und der Sitten, die selbst oft in geringfügigen Einzelheiten in der ganzen slavischen Welt sich offenbart, setzt mich immer in Erstaunen. — Mit einigen Abstractionen und mit einigen Zusätzen kann ein Russe noch immer leicht sich einbilden, sein Vaterland gehe bis an die Quelle der Save. Auf unserem kleinen „Pawos" — so nennen sie hier, wie in Rußland, die kleinen leichten Bauerwagen — kehrten wir in später Nacht nach Veldes zurück, wo sich am folgenden Tage auch noch manche Gelegenheit zu Bemerkungen über das Slaventhum darbot. Ich hatte mir gar nicht eingebildet, daß hier in dem seit so langer Zeit von Deutschen beherrschten Lande das Slaventhum noch die Kraft und Lebensfähigkeit besitzen könne, die es mir doch noch zu haben schien. Ich hatte mir vorgestellt, daß bei den Winden in Steiermark und Krain höchstens noch die Bauern eine Art slavischer Bauernsprache redeten, und daß im Uebrigen das alte slavische Nationalwesen ziemlich vergessen sei. Statt dessen aber fand ich hier fast überall die Mittelstände, die Geistlichen, die Volkslehrer, selbst die Bürger von Laibach, insbesondere aber überhaupt die studirende Jugend vom Slaventhum noch ganz durchdrungen und

warm dafür schwärmend. — Ich kam mir als Deutscher unter ihnen zuweilen so fremd, als nur immer möglich, vor, und wenn ich dachte, daß unsere deutschen Geographen und Politiker diesen Boden noch immer als einen wesentlichen Theil von Deutschland betrachten, so erschien mir dieß fast sonderbar. Die Slaven wollen platterdings gar Nichts mit uns zu thun haben. Den Namen „Winden", den wir Deutschen ihnen geben, verabscheuen sie, und gebrauchen ihn gar nicht. Sie wollen ein besonderes Volk sein, und nennen sich „Krainski narod" (das krainische Volk), oder auch „Slovenen", eine Bezeichnung, welche alle illyrischen Stämme in Krain, Steiermark, Istrien und im Lande Görz umfaßt.

Ein Volk muß Nationallieder haben; daher haben sie denn auch in neuerer Zeit vielfach ihre krainischen Lieder gesammelt. Eine dieser Liedersammlungen, die ich mir zu verschaffen suchte, hieß „Slovenska Gerlica" (die slovenische Turteltaube). Es giebt aber wenige ächt krainische Volkslieder. Ich glaube, die Krainer gehören zu den am wenigsten gesanglustigen Slaven. In jenen Sammlungen findet man daher auch viele übersetzte oder eingebürgerte deutsche, französische, insbesondere aber croatische und serbische Lieder, die dann jedoch alle im Rausche des Patriotismus für ächt krainische Producte genommen werden. Auch die östreichischen Schnaderhüpferln werden im Krainischen slavisch nachgebildet. In der bekannten Sammlung krainischer Volkslieder von Anastasius Grün findet man mehre davon. Da man das Schöne überall freudig begrüßen muß, wo man es findet, so freute ich mich sehr, hier in den Besitz eines krainischen Liedes zu gelangen, von dem ich nicht genau erfuhr, von woher es stammt, das aber sehr hübsch war, nach einer äußerst lieblichen Melodie gesungen wurde, und selbst in einer prosaischen und reimlosen deutschen Uebersetzung, die ich beifügen will, wegen

der Anmuth der Gedanken-Verflechtungen und Ideen-Combinationen noch einigen Reiz besitzt. — Es hieß „der Glöckner“:

„Wenn der Tag sich ankündigt und die Morgenröthe heranschwimmt, vernimmt man das Läuten über Berg und Thal. Glocken, läutet! Der Sonntag ladet ein; denn unser Leben ist kurz, wie ein Tag! wie ein Tag!

„Wer leben und Glück haben will, arbeite fröhlich und bete dazwischen. Glocken, läutet, zum Gebete ladet ein! Denn umsonst ist die Arbeit ohne den Segen des Himmels! Segen des Himmels!“

„Wenn der Arbeiter ermüdet, die Leiden ihm enden; der Sonnabend ladet ein, der Sonnabend kühlt ihn. Glocken, läutet, den Sonntag meldet an. Der Herr vergißt nicht den täglichen Lohn.“

„O! schnell verschwinden uns alle Mühen, alle Wunden. Ermüdet legt sich nieder auf die Bahre der Leidende. Glocken, läutet, nach Hause begleitet ihn! denn der Arbeit und Mühe entflieht Adams Sohn“.

Ich wollte, daß ich hier noch Platz fände für ein längeres Gedicht, das ein Gespräch giebt zwischen einem „Gorenski“ und einem „Dolenski“, d. h. einem Ober- und einen Unterkrainer, und das nicht ohne ethnographisches und historisches Interesse ist.

---

4. Das Wurzener Thal.

Ich wünschte auch die zweite Save-Quelle zu besuchen und zugleich dasjenige Thal zu durchstreifen, welches der englische Naturforscher Sir Humphry Davis für das schönste in der ganzen Alpenwelt erklärt haben soll, nämlich das Thal der Wurzener Save. Dieses Thal hat seinen Namen

von dem Orte Wurzen, der in der Nähe jener Save-Quelle im nördlichsten Landzipfel von Krain liegt.

Es ist bis nach Veldes herab, wo die Wocheiner mit der Wurzener Save sich verbindet, ein zehn Stunden langes Thal, ziemlich ähnlich dem, welches in Graubünden vom St. Gotthard herabkommt, und in welchem der Vorder-Rhein fließt. Uebrigens sollten die krainer Patrioten jene Phrase von Sir Humphry Davis: „the finest and most beautiful valley, I ever saw in my life", nicht so buchstäblich nehmen. Die Engländer bedienen sich einer solchen Phrase überall, wo sie etwas recht Schönes sehen.

Von Veldes her ging ich quer durchs Land zur Wurzener Save hinüber, und obgleich ich hier nur einige Unebenheiten zu passiren hatte, die sich zu der ganzen Höhe der großen Alpenmassen umher wie unbedeutende Falten oder Runzeln verhielten, so gab es doch Mühe genug dabei zu überwinden, und als ich, Jauerburg gegenüber, den Rand des Thales der Wurzener Save erreichte, sah ich mich fast in schwindelnder Höhe über dieser, deren Lauf ich weit verfolgen konnte, schweben, und erblickte die Dörfer und Flecken, wie in einem mächtigen Laufgraben, tief unter mir. Ich begab mich nach Jauerburg, dessen Eisenwerke noch bedeutender sind, als die von Feistritz, hinab.

Die Save bietet hier in diesem ihren oberen Laufe einen Anblick, der völlig verschieden ist von der Physiognomie, welche sie bei Veldes, Radmannsdorf, Krainburg und bis nach Laibach hin hat. Dort bei Veldes, Krainburg ꝛc. fließt sie in einem meistens sehr tief eingeschnittenen, kastenartigen Canale, den sie in der Sohle des großen Gebirgsthales ausgegraben hat. Hier aber bei Jauerburg, Aßling ꝛc. füllt sie, ohne einen solchen Canal zu bilden, das Thal weit und breit mit wüstem Felsgeröll aus, und stellt in der Mitte desselben einen sehr breiten Stein- und

Sandwüsten-Streifen dar. Eben solche überschwängliche Block- und Geröllmassen quellen aus allen Seitenthälern hervor.

Man steigt aber gemach höher und höher, die Steinwüste wird schmäler und schmäler, und nach einer halben Tagreise verliert sie sich ganz. Statt ihrer zeigen sich lange, grasige, schilfige und etwas sumpfige Wiesen, und auf einmal mitten im Thale, ohne daß hier ein Gebirge das Ganze vermauert, ein kleiner See. „Das ist die Sau-Quelle!" sagen die Leute. Es sind zwar noch einige Seitenbäche, die, Steingeröll führend, wol noch etwas weiter ins Gebirge nach Nordwesten hinausgreifen; aber die Bewohner lassen sich dadurch nicht irre machen. Sie lassen diese noch entlegeneren Bäche nicht für Save-Quellen gelten; vielleicht, weil sie dieselben nur als wilde Berggewässer ansehen, die nur zur Zeit der Regenfülle voll sind, während aus jenem See die Save einen beständigen, ruhig fortlaufenden Zufluß gewinnt. Auch die Hauptrichtung des Thales mag für diesen See entschieden haben, auf den sie geradezu hinführt, und jenseits dessen die Wasser in entgegengesetzter Richtung abfließen.

Der kleine See — Herr von Valvassor nennt ihn einen „morastigen Ort", aus dem die Sau entspringe, „gleich als wolle sie damit über die Eigenschaft ihres Namens ein wenig scherzen, indem sie sich aus einer so sumpfigen Gegend, wie die Sau aus dem Kothe erhebe, wiewol dieser herrliche große Strom von solchem Namen nur den Laut und nicht die Bedeutung einer Sau habe" — dieser kleine See also, sage ich, sieht sehr freundlich aus. An seinen wenig ausgedehnten, niedrigen und schilfigen Ufern haben die Jäger Hütten errichtet, in denen sie den Enten, die das Wasser bewohnen, auflauern. Wir sahen viele von den diese Sau-Quelle bewohnenden Enten, welche mir fast vor-

kamen, wie die Wächter des Capitols des Save-Landes. Die Griechen, statt sie niederzuschießen, hätten hier vermuthlich ein Enten-Orakel gegründet.

Wurzen liegt unfern jenes Sees in einer reizenden, bequemen Gegend. Man glaubt gar nicht, in der Nähe einer großen Strom-Quelle zu sein. Auch geht das Thal hinter Wurzen und Ratschoch, nach welchem Orte der See den Namen hat, noch eine Strecke, ganz wie bisher, fort. Die hohen Gebirgsrücken schließen erst einige Stunden weiter zusammenstoßend den Hauptbergspalt ab. Innerhalb dieses Zusammenstoßes bleibt aber noch eine Kluft, durch welche schon einige Gewässer in einer der Save entgegengesetzten Richtung nach Norden hinausfließen.

Es giebt keinen schärferen Gegensatz, als den zwischen dieser mitten im Thale entspringenden Wurzener Save, die langsam aus ihrem Sumpfe hervorschleicht, und der aus der schroffen Felswand herabsprudelnden Wocheiner Save, die, wie ein Stier, vom Gebirge heruntersetzt. Einige Aehnlichkeit hat die Umgegend von Wurzen mit der Scenerie bei der Quelle der Etsch, die auch mitten in einem flachen Thale aus von Enten bewohnten Sümpfen und Seen hervorkommt.

Von ihrer Mündung bis zu ihrer Quelle ist die Save durchweg ein von slavischer Bevölkerung umwohnter Fluß. Ihr ganzes Gebiet, auch das aller ihrer Nebenflüsse, ist slavisch. Von keinem einzigen anderen, über hundert Meilen langen Flusse außerhalb Rußland gilt dieß in dem Grade, wie von der Save. Slavische Urbevölkerung dauert auch noch bis hart an jenen kleinen Quellen-See fort. Doch nimmt in diesem letzten und äußersten Save-Abschnitt von Jauerburg an das deutsche Element allerdings merklich an Energie zu. Die deutsche Sprache wird immer besser verstanden und gesprochen, und oberhalb der Quelle selbst bei

Wurzen fast allgemein. Vermuthlich sind jedoch die Wurzener nur mehr oder weniger verdeutschte Slaven. Gleich hinter der Save-Quelle in der Weißenfelser Gegend, die zwar noch zu Krain gehört, aber dicht an Kärnthen gränzt und ihre Wasser in die Drau schickt, ist Alles rein deutsch, Sprache, Sitte, Stamm und Körperbildung.

Von Weißenfels aus, an der Gränze von Krain, machte ich einen kleinen Abstecher an den Fuß des hohen Mangert in die sogenannte Lahn. Der Mangert ist einer der höchsten und ehrwürdigsten Köpfe der karnischen Alpen, 8462 Wiener Fuß hoch, und die Lahn ist ein tiefer, breiter Spalt, gegen den sich jener Berg mit seinen schroffsten Abhängen wendet. Mitten in jenem Spalte liegen ein Paar kleine Seen, und hinter diesen Seen ist wieder ein solches kolossales, weites, wildes Amphitheater, wie die Ukanza bei der Wochein, wo möglich aber noch pittoresker und großartiger, als dieses. Es ist eins jener merkwürdigen Löcher, jener tief in die Gebirgsmassen eingegrabenen „Weltenden", die in den Alpen nahe bei hohen Gipfeln so häufig sind, und die man für die Gruben halten möchte, aus denen das Material zum Aufbau jener hohen Gipfel genommen worden sei.

Das Loch „in der Lahn" ist so groß, daß es nur durch einen Mangert oder einen Terglou ausgefüllt werden könnte. Gewiß stehen auch diese weiten, schroffen und überall rasch absetzenden Busen mit jenen Gipfeln in einem wechselseitigen Causal-Nexus. Als Jäger oder Maler oder Geolog hätte ich Tage lang in diesem Loche auf jeder der gigantischen Bergstufen und Felsenterrassen herumklettern mögen.

Auch hier in der Lahn hatte ich wieder Führer, die viel von Bären und der Bärenjagd zu erzählen wußten. Im vorigen Jahre hatte ein Bruder den anderen vor der Wuth einer dieser wilden Bestien gerettet. Der Bär hatte

nämlich schon zwei Kugeln erhalten, und einer der Jäger, der ihn bereits todt glaubte, ging auf ihn zu, um ihm den letzten Rest zu geben, als sich plötzlich das Thier mit erneuter Kraft erhob, und den Burschen, der dabei mit blutigen Wunden bedeckt wurde, in den Schnee warf. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht sein Bruder herbeispringend dem Bär von hinten eine dritte Salve beigebracht hätte.

Auch Wölfe erscheinen hier um den Mangert und Terglou herum nicht selten. Beim Angriff des Viehs befolgen der Wolf und der Bär hier, wie sonst überall, dieselben verschiedenen Methoden. Der Wolf springt den Pferden und Ochsen an die Kehle; der Bär aber fällt ihnen auf den Rücken, und drückt sie durch seine Schwere nieder. Dergleichen steht auch ebenso über die ganze Erde hin fest, wie Zähne- und Knochenbau. Dem Bär ist aber viel leichter beizukommen, als dem Wolfe; denn er ist ungeschickt genug, oft an dieselbe Stelle zum Rauben und Fressen zurückzukehren. Man darf sogar gewiß sein, daß er da, wo er einmal einen guten Bissen fand, wieder erscheint, und kann ihm daher dort auflauern, oder auch Selbstschüsse legen. Bei dem Wolfe sind Selbstschüsse gar nicht angewandt, weil er nie auf demselben Wege wiederkommt, sondern schlau genug bald hier, bald da mordet und raubt. Ein Bär in voller Wuth und Erbitterung soll etwas Grausenerregendes sein. Er bricht die Zweige nieder, reißt junge Bäume aus, und schleudert Felsstücke von einigen Centnern Schwere zur Seite. Das Merkwürdigste, was ich aber von meinen Leuten hörte, war die Schilderung, die sie mir von der Wirkung der Furcht auf den Bär machten. Dieser Affect scheint jenes große Thier eben so heftig und gewaltig zu ergreifen, wie seine Natur selbst heftig und gewaltig ist. Wenn der Bär sich plötzlich von den Jägern überrascht und angegriffen sieht, so packt ihn die Angst so mächtig an, und

wirkt so plötzlich auf seine Unterleibsorgane, daß er den Inhalt derselben von sich giebt, und bis auf zwei und drei Klafter Entfernung fortschießen läßt. Ich habe dieß merkwürdige Factum, das mir aber auch andere Bärenjäger bestätigt haben, noch nicht in Okens Naturgeschichte gefunden. Auch müssen Snyders und Rubens es nicht gekannt haben; sonst hätten sie es gewiß auf ihren Bärenjagden benutzt. Hat doch Rubens einen ähnlichen Affect nnd Effect bei seinem Ganymed, den man auf der Dresdener Bildergalerie sieht, bildlich dargestellt.

Viele von den Leuten in Weißenfels verstehen noch das Krainische. Auch haben die dortigen Deutschen natürlich manche slavische Ausdrücke angenommen. So nennen sie den Scirocco oder Südwind „Jauk" oder „Jauch", was ohne Zweifel das slavische Wort „Jug" ist. Uebrigens findet man diesen Namen „Jauch" für Südwind bei fast allen mit den Slavoniern vermischten Deutschen wieder.

5. Auf der Gränze von Krain, Kärnthen und Friaul.

Bei Weißenfels drang ich nun durch das enge Gebirgsthor, mit welchem Krain abschließt, und kam in dem südlichen Winkel von Kärnthen spät in der Nacht zu dem kärnthnischen Flecken Tarvis. Dieses Tarvis ist als der Mittelpunkt einer sowol in historischer, als ethnographischer, politischer und geologischer Hinsicht höchst merkwürdigen Gegend anzusehen. Schneidet man von Tarvis aus mit einem Radius von etwa zwei Meilen einen Länderkreis heraus, so zeigt sich, daß innerhalb dieses Kreises zuerst mehrere bedeutende Gebirgsketten, wie in einem Knoten, zusammenstoßen. Von hier gehen nach Osten die hohen Gebirge aus, welche Kärnthen oder das Drau-Land von

Krain scheiden, oder die kärnthnischen Alpen, — alsdann die hohen Mauern, welche Krain oder das Save-Land von Friaul und dem Isonzo-Lande trennen, oder die julischen Alpen, — weiterhin direct nach Süden eine minder hohe Gebirgskette, die das Isonzo-Land vom Tagliamento-Gebiete absondert, — endlich nach Westen die hohen Fels-Zinnen, welche zwischen Italien und Kärnthen herlaufen, oder die karnischen Alpen, an deren südlichem Fuße die italienische Landschaft Carnia liegt.

Wie die Gebirge und ihre Thäler in der Nachbarschaft von Tarvis zusammenstoßen, so gehen auch mehrere verschieden gerichtete Wasserläufe von hier aus. Ganz in der Nähe sind die Quellen der nach Osten fließenden Save, so wie alsdann die Quellen des nach Süden strömenden Isonzo. — Ganz nahe vorüber streichen nach Norden Gewässer, die nach Kärnthen der Drau zufließen, so wie eben so nahe andere Quellen liegen, die zu den entlegensten Zuflüssen des Tagliamento gehören.

Wie die Gebirge, Thäler und Flußsysteme, so verkeilen sich hier auch die Länder. Krain ragt mit seinem nordwestlichen Zipfel, Kärnthen mit seinem südlichsten, das Land Friaul mit seinem nördlichsten und Italien überhaupt mit seinem nordöstlichsten Ende hierher. Und ebenso kreuzen sich auch in Folge dessen die Land- und Heerstraßen: die krainer Straße, die aus Osten von Laibach her bei Weißenfels durchbricht, — die kärnthner Straße, die von Klagenfurt und Villach her hier aus Norden die Berge ersteigt, — eine italienische Straße, die aus Südwesten längs des Tagliamento heraufkommt, und über die Päffe von Pontebba und Malborgeth hinein nach Kärnthen führt, — endlich ein Weg von der Mündung des Isonzo von Aquileja und Triest her, der im Isonzo-Thale herauf über den Paß „Predjel" sich hinwegzieht.

Wie die Straßen und Länder, so kamen auch immer die Völker hier zusammen. Es haben hier von jeher bebedeutende Völkerkämpfe Statt gefunden, und noch jetzt ist hier der Mittelpunkt der Gegend, in welchem die deutsche, die slavische und die italienische Nationalität sich berühren, mit einander ringen und sich wechselseitig durchdringen. Es ist der einzige Punkt in der östreichischen Monarchie und überhaupt in der Welt, wo diese drei Nationalitäten sich in Masse als Grund- und Urbevölkerung durcheinander mischen. — Mehr als drei große Nationalitäten oder drei große Staaten treffen sich selten in einem Punkte, und selbst dieses ist nicht häufig. In und bei Oestreich kommen mehrere berühmte Dreigränzen dieser Art vor, z. B. in der Bukowina ein Punkt, wo Rußland, die Türkei und Oestreich an einander stoßen; in Dalmatien bei Knin ein Punkt, wo sich ehemals lange Zeit Venedig, Oestreich und die Türkei gegenüberstanden. Man hat an solchen Punkten Denksäulen errichtet. Bei der Nationalitäten-Dreigränze von Tarvis sollte man auch eine Denksäule mit drei Seiten — eine für die Deutschen, eine für die Italiener, eine für die Slaven — errichten.

Man darf sich aber nicht einbilden, daß hier eine ganz reine und scharf gezeichnete Gränze der drei Völker erscheine. Dieß ist keineswegs der Fall. Vielmehr haben sich die zusammenstoßenden Massen, wie drei aneinander gerathene Eisschollen, an den Spitzen so zerbröckelt, mit einander vermischt und in einander verkeilt, daß sie zum Theil geradezu, wie drei verschieden gefärbte Kartenblätter-Sorten, untereinander vermengt sind. Es giebt hier in den Thälern in der Nähe von Tarvis ein deutsches, dann ein slavisches, dann wieder ein deutsches, hierauf wieder ein slavisches Dorf, und so wechseln strichweise auch italienische und deutsche Dörfer, wie die Quadrate eines

Schachbrets, mit einander ab. — In dem Namen Tarvis selbst ist Etwas von der geographisch-historischen Bedeutung der Position angedeutet. Er soll von dem lateinischen „Ter via“ oder „Trevia“, etwa so viel als „Dreiweg“, herkommen. Ein ähnliches Zusammenstoßen drei verschiedener Bevölkerungsmassen giebt es noch bei Preßburg, wo die Deutschen, Slaven und Magyaren sich berühren. Außer Oestreich kommt dergleichen sonst in Europa nicht häufig vor.

Obgleich Tarvis seiner angedeuteten Lage nach ein großer Flecken voll von Handels- und Fuhrleuten und Fuhrmanns-Herbergen ist, so konnte ich doch weder beim „Kapitsch“ (Slaven), noch beim „Maracuti“ (Italiener), noch beim „Forstmeister“ (einem Deutschen) ein Unterkommen finden, und ich erinnere mich in diesem Augenblicke selbst nicht einmal mehr, wo ich doch noch am Ende gegen Mitternacht, nachdem ich sowol in Unter-, als in Ober-Tarvis sehr bedeutende Reisen auf und ab gemacht hatte, unterkroch. Die Herbergen waren alle überfüllt, weil in dem benachbarten großen Bergwerke Raibl ein großes Fest gefeiert wurde, zu welchem zahlreiche Theilnehmer aus Kärnthen und Krain herbeigekommen waren. „Draußen im Reich,“ so bedeutete mich ein guter Bürger von Tarvis, „ist ein Mann g'sturben, ein preußischer, der die Bergwerke erfunden hat. Dem zu Ehren ist das Fest. Da ist nun an alle Bergleute in unserm Lande eine Einladung nach Preußen heraufgekommen, auch an selben Ort nach Raibl. Sie haben aber wieder herabgesagt, es kostete ihnen zu viel, und sie wollten es lieber an jedem Orte b'sunders mache. So haben sie's denn auch in Raibl angestellt, und haben das ganze Bergwerk illuminirt, haben Musik unter die Erde gebracht, und tanzen daselbst mit ihren Frauen, die gemeinen Bergleute sowol, als auch die Herrschaften und ihre Damen.“

Der „preußische Erfinder“ der Bergwerke, der im Reiche und zwar in Sachsen vor 100 Jahren geboren war, ist nämlich Werner. Ich wußte es schon längst, daß dieser Tag das große Gedenkfest zu Ehren Werners sei, hatte mich aber vergebens angestrengt, noch bei Zeiten das Bergwerk Raibl zu erreichen. Erst am andern Morgen gelang es mir, dort „post festum“ anzulangen.

Raibl ist ein kleiner Flecken an der Straße, die aus Kärnthen in das Isonzo-Thal führt. Die Bleierze, welche man hier gewinnt, liegen in einem benachbarten Muschelkalkberge, dem sogenannten „Königsberge“. Diese Spitze soll ihren Namen von dem Longobarden-Könige Alboin erhalten haben, der nach der Sage mit seinen Schaaren aus Pannonien hierher rückte, und als er die Gipfel des Raibler Berges erstieg und die italienischen Landschaften erblickte, daselbst den Einbruch nach Italien beschloß und ausführte. — Kärnthen ist für die Bleiproduction eins der wichtigsten Länder in Europa; denn es liefert von diesem in Krieg und Frieden so nützlichen Metalle der Welt nicht weniger als jährlich 60,000 Centner, und mehr als die Hälfte dieser Masse, über 45,000 Centner, wird hier in dem Theile von Kärnthen gewonnen, in welchem wir uns eben befanden, in den Bergwerken von Raibl und Bleiburg. Dieses letztere, das größte Bleiwerk in ganz Deutschland, liegt nur 3 Meilen nach Norden von Raibl entfernt.

Man hatte die Güte, mir hier an Ort und Stelle die Productions-Quantität dieser beiden Bleiwerke anzugeben. In Bleiburg, sagte man mir, würden jetzt 8000 bis 9000 Ctr. Blei für ärarische Rechnung (für die Krone) erzeugt, 28,000 Centner durch Privatgewerkschaften; in Raibl dagegen 2000 Centner für Privatrechnung, und 8000 bis 9000 Centner fürs Aerar. Bleiburg giebt das reinste und weichste Blei der Welt, Raibl etwas minder reines. Es

wird auch in Böhmen etwas Blei erzeugt; doch sind Spanien und England die Haupt-Concurrenten der Kärnthner in Bezug auf die Bleiproduction. In Raibl sind 200 bis 250 Menschen beschäftigt, größtentheils Deutsche und Winden, aber auch Italiener, welche Letztere man hier nicht sowol als Markscheider und Bergleute beim Erzgewinnen, sondern als Architekten bei den nöthigen Bauten anstellt. Also auch unter der Erde stoßen hier die drei benachbarten Nationalitäten zusammen.

Ich stieg in das Bergwerk hinab, und das Merkwürdigste, was ich daselbst gesehen habe, ist die glänzend angeschliffene Unterlage des sogenannten „Morgenblatts". Dieses „Morgenblatt", auch der „Morgengang" genannt, ist einer der bedeutendsten, mit Erzen gefüllten Spalte; und die Unterlage der Erze in diesem Spalte, die unter einem Winkel von etwa 60 Grad geneigt ist, bietet eine sehr merkwürdig abgeschliffene Fläche dar. Es hat den Anschein, wie wenn die Erze, als sie in den Spalt hineingefüllt wurden, auf der Unterlage hinabgerutscht wären, und diese dabei ganz abgeglättet hätten. Die Bergleute führten mich an mehreren Stellen zu dieser Unterlage, die durch die Herausnahme der Erze hie und da bloß gelegt war. Wir sahen hier eine schwarze, beinahe spiegelblanke Schliffsläche mit leisen Anschwellungen und allmähligen Austiefungen, die sich überall wie polirte Marmorsäulen anfühlten. — Einzelne Stücke, welche man mir abschlug, und die ich mitnahm, stellten kleine, schwarze Spiegel dar. Diese Schliffsläche, die ein interessantes Zeugniß von der innern, unter der Erde Statt gehabten Reibung der Massen giebt, setzt sich auf einer großen Strecke durch das ganze Bergwerk und den Königsberg fort.

Raibl liegt schon etwa 3000 Fuß hoch über dem Meeres-

spiegel, und von hier an erhebt man sich noch etwa um 700 Fuß höher auf den Rücken des Passes „Predjel", der die Gränze zwischen Italien und Deutschland, jetzt zwischen dem Triestiner Küstenlande und Kärnthen, macht. Der Name dieses Passes ist slavisch, und bedeutet so viel, als „Gränze", „Abtheilung", „Abschnitt", von der Präposition „pre" und dem Verbum „djeliti" = theilen. (Derselbe Name kommt auch noch in anderen slavischen Landstrichen vor, z. B. einmal in Steiermark). Die Italiener nennen ihn „Predillo". Die Reise über diesen Paß aus Kärnthen in die wilden oberen Isonzo-Becken ist eine der interessantesten, die ein Gebirgsfreund unternehmen kann. Früher ging einer der vornehmsten Handelszüge zwischen Deutschland und Italien durch diesen Paß. Seitdem man aber die mehr westliche Straße über Malborgetto und Pontebba (oder Pontafl), längs des Tagliamento, neuerdings so gut hergerichtet hat, ist die Predill- und Isonzo-Straße etwas verfallen und vereinsamt, und sie wird wenig mehr bereist. Doch bleibt ihr als gewaltiger Naturbahn für alle Zeiten ihre historische Bedeutung. Es können später hier wieder andere Wegebauten, z. B. Eisenbahnen, unternommen werden, die ihr das alte Leben zurückgeben würden. Die beiden bezeichneten Straßen werden hier gewöhnlich nach den beiden Gränzstationen genannt: „die Pontafler" und „die Prediller Straße". — Von Görz aufwärts nennt man die letztere auch wol „die kärnthner Straße".

Längs eines über 3000 Fuß hoch gelegenen Sees, des sogenannten Raibl-Sees, der in der Tiefe unter der Straße bleibt, gelangten wir endlich auf den Paß selbst. Ich sagte oben, daß die Nationalitäten sich hie und da, wie zerbröckelte Eisschollen, in einander verschöben, verkeilten und vermischten. Merkwürdig genug ist es aber, daß hart an der politischen und natürlichen Gränze selbst

die Scheidung sehr schroff ist, und sich gewissermaßen wieder recht scharf herausstellt. Von Norden her bis auf die Rückenlinie des Passes Predill hinauf sitzen Deutsche; gleich das nächste Dorf aber nach dem Isonzo zu ist slavisch. Noch näher stehen auf der anderen Seite bei dem Eingangsthore von Pontafl die Deutschen und Italiener sich einander gegenüber. Hier geht die Trennungslinie mitten durch das Gränzdorf, und auf der Südseite der Linie wohnen Italiener, auf der Nordseite Deutsche. Jene nennen ihren Antheil am Dorfe „Pontebba", diese den ihrigen „Pontafl".

Die schließliche Erscheinung rein deutscher Bevölkerung an den äußersten Gränzen der Alpenpässe und ihr schroffes Entgegentreten gegen italienische Bevölkerung ist auch ein ziemlich allgemeines Phänomen in den Alpen. Man findet es am St. Gotthard, am Splügen, an anderen graubündnischen Pässen, und so auch hier in Kärnthen. Es erklärt sich zum Theil wol daraus, daß die deutschen Kaiser dafür Sorge getragen haben, die Gränzpässe von deutschen Männern bewachen und vertheidigen zu lassen, und daß sie daher beflissen waren, hier deutsche Ansiedlungen zu gründen. Bei einigen Pässen, z. B. beim Splügen, läßt sich dieß historisch nachweisen. „Blockhäuser" und „Burgen" mögen von jeher genug zur Vervollständigung der natürlichen Bollwerke hier angelegt worden sein. Schon die Römer und Gothen haben hier Lager und Befestigungen gehabt; denn es ist, wie gesagt, immer ein stürmischer Winkel gewesen. Vermuthlich hat auch Attila von Pannonien hier seinen Weg nach Venedig gefunden. Eine der merkwürdigsten, weil für lange Zeit folgen- und einflußreichsten, Eroberungen Italiens war die durch die Longobarden, die, wie gesagt, von hier herabstiegen. Die Jahre aller der hieselbst in älteren Zeiten geschlagenen Schlachten hat Niemand verzeichnet. In den

späteren Jahrhunderten hat man in diesem Engpasse gekämpft: bei Malborget 1435, 1616 und 1809 — bei Tarvis und am Predill 1232, 1368, 1616, 1797 und 1809, — an der Klause 1351 und 1809. — Auch eben jetzt wird hier wieder gemauert und befestigt. Sowol am Predill, als auf der anderen Seite bei Pontafl, haben die Oestreicher seit 1848 ganz neue Forts errichtet, von deren Solidität man aber nicht eben sehr günstig urtheilt.

Das Predill-Fort liegt gerade auf der höchsten Höhe des Paß-Einschnitts.

Im Jahre 1809 ließ Napoleon, als er Oestreich bedrohte, von Italien aus auch hier bei den kärnthnischen Päßen von Pontafl und Predill stürmen. Tausende von Feinden und Freunden gingen in diesen Wildnissen zu Grunde, und stürzten in jene vom Wasser durchrauschten, schauerlichen Felsenschlünde hinab. Sowol bei Malborgetto, als beim Predill, fand sich ein östreichischer Leonidas, der, wenn nicht triumphirend, doch sterbend die Päße vertheidigte. Dort war es der Commandant des Passes, Hensel; hier sein Waffenbruder, der Commandant Hermann von Hermannsdorf, der den Heldentod gegen die Franzosen starb. Erst in diesen letzten Jahren sind beiden Tapferen vom Kaiser Ferdinand Denkmäler an Ort und Stelle gesetzt worden. Ich sah nur das am Passe Predill „für den Hermann von Hermannsdorf und seine mitkämpfenden Genossen.“ Es ist ein schöner, aus den Eisenwerken Kärnthens hervorgegangener, gußeiserner Löwe, der sterbend mit herabhängender Tatze auf einem Schilde liegt. Diese Art sterbender Löwen mit herabhängenden Tatzen scheint seit Thorwaldsen, der einen solchen für die Schweizer bei Luzern ausführte, für jedweden Leonidas typisch werden zu wollen.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.